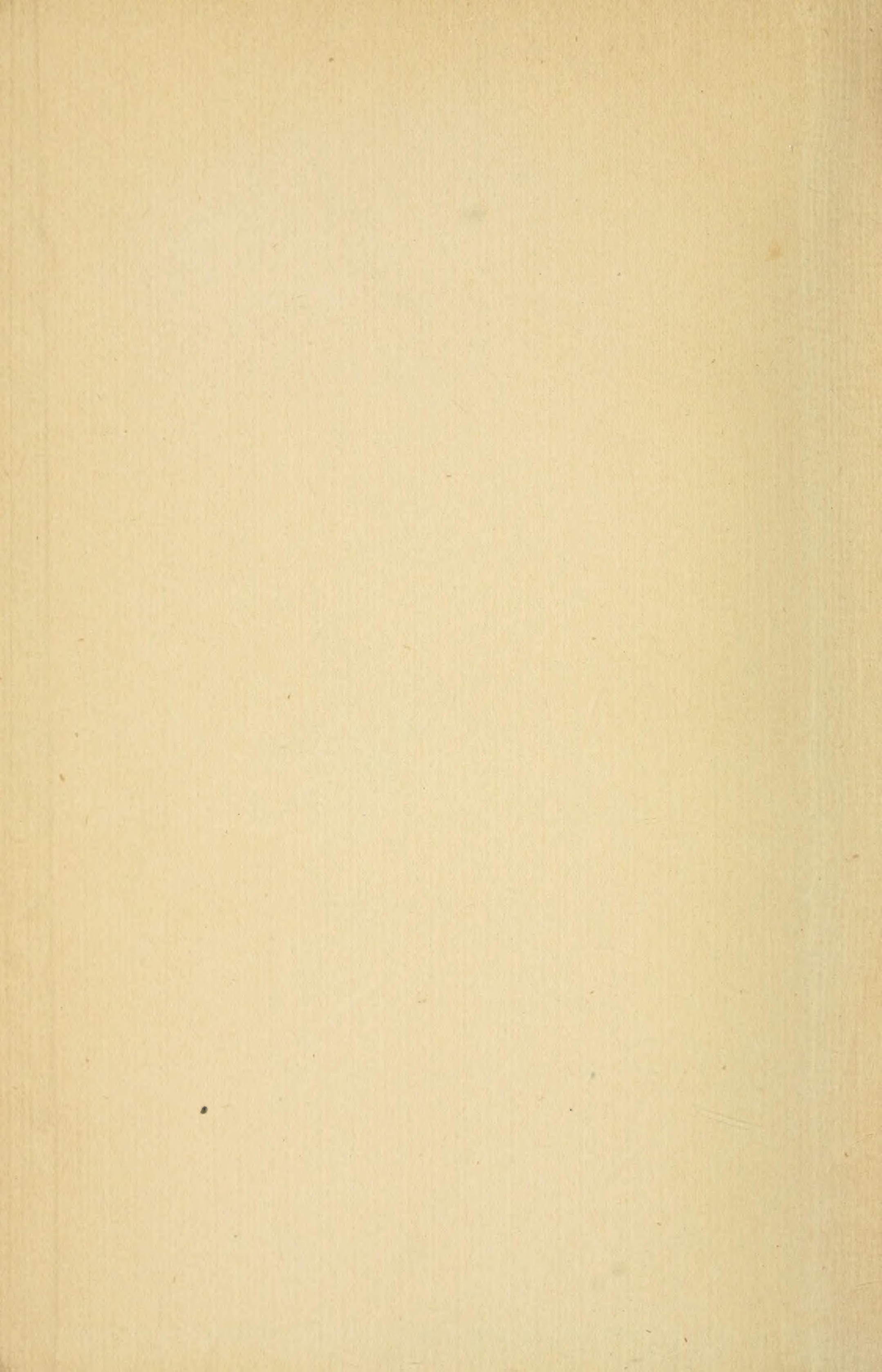
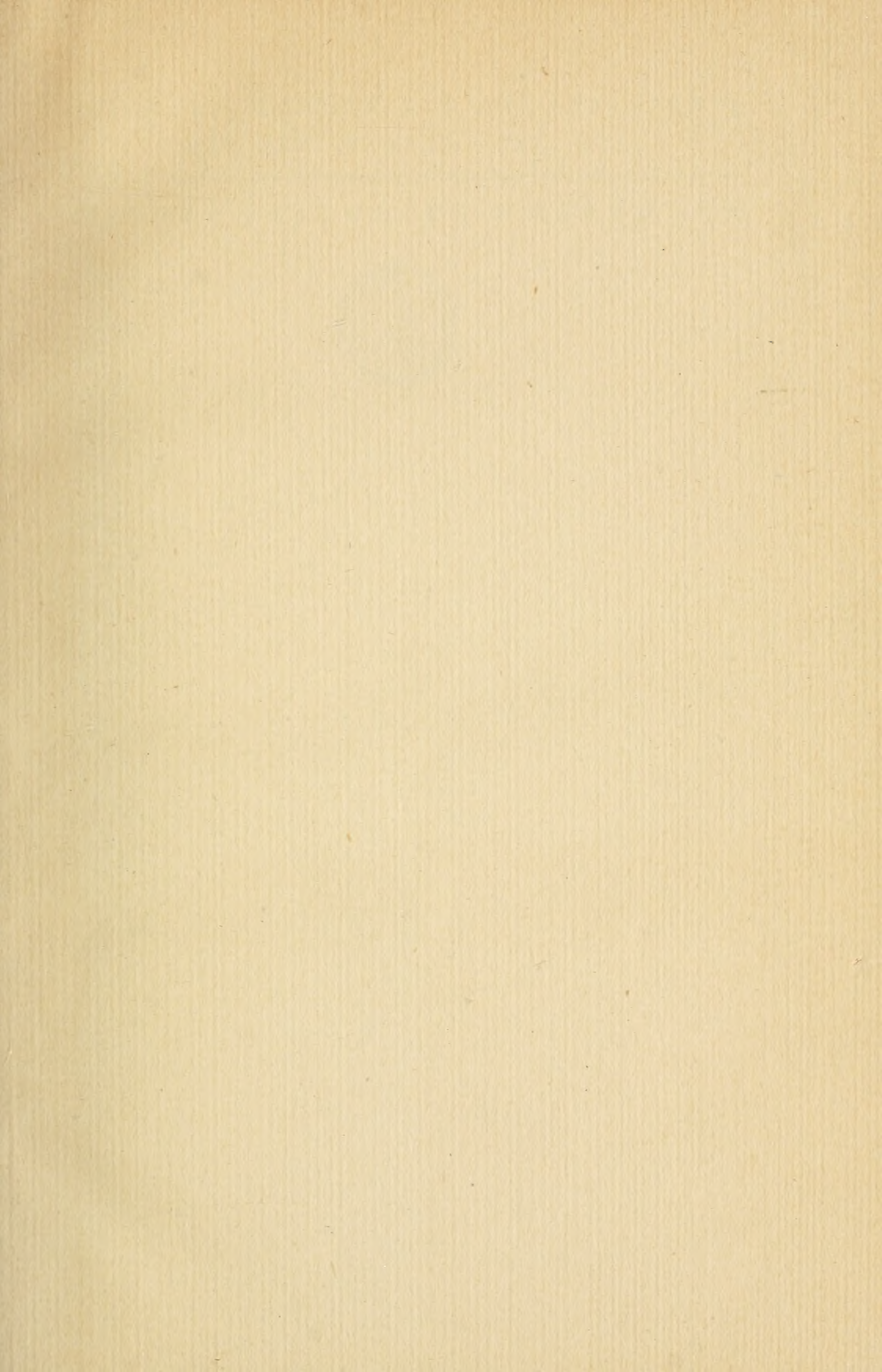


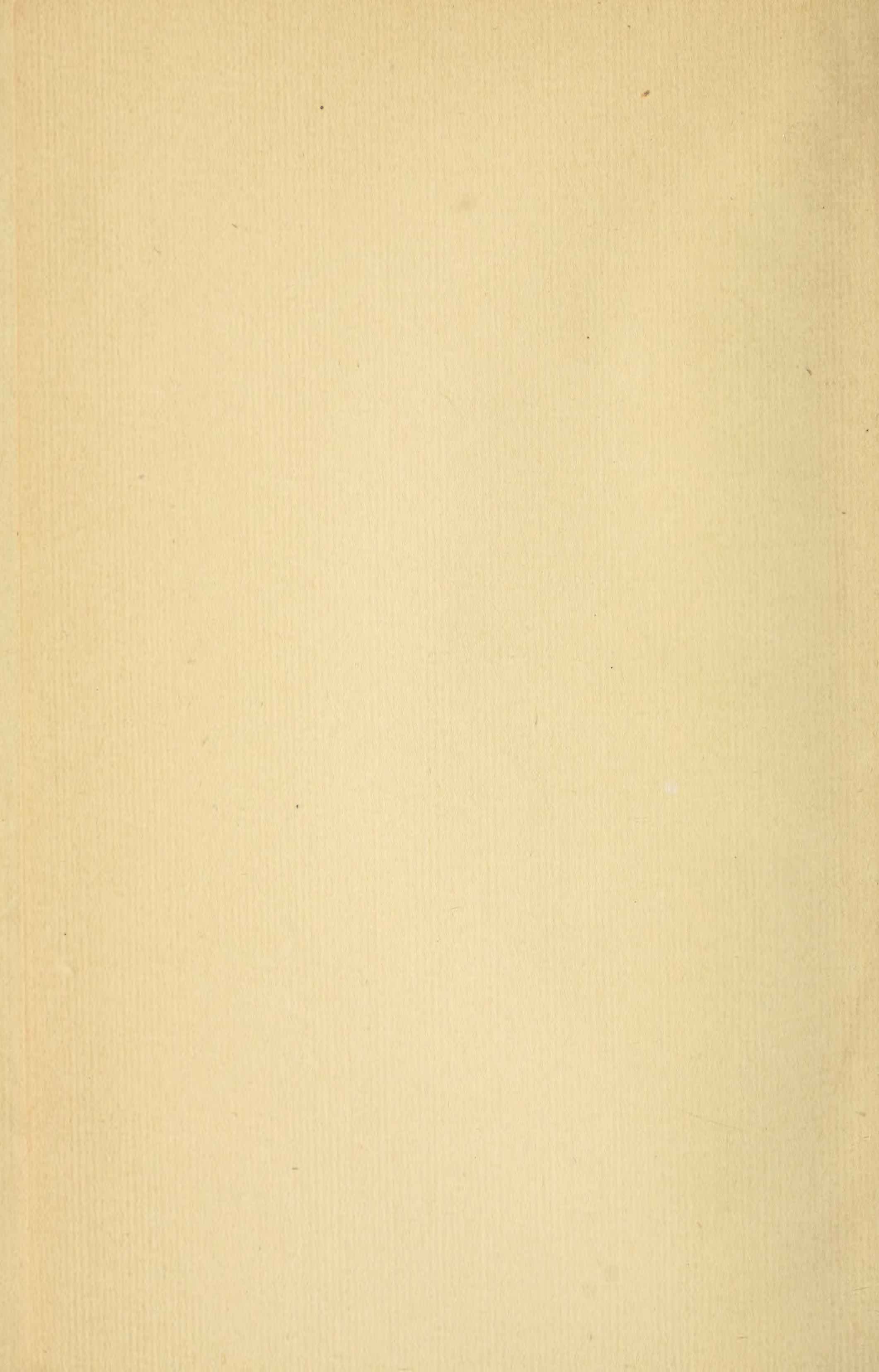
EMAL PASCHA

ERINNERUNGEN









BÜCHEREI FÜR POLITIK UND GESCHICHTE
DES DREI MASKEN VERLAGES

DJEMAL PASCHA / ERINNERUNGEN



ERINNERUNGEN EINES TÜRKISCHEN STAATSMANNES

VON

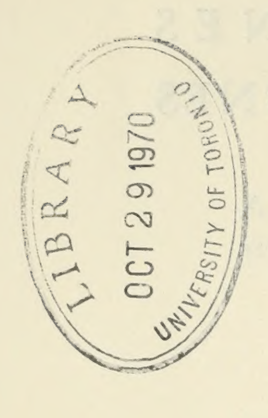
AHMED DJEMAL PASCHA

FRÜHEREM KAISERLICH OTTOMANISCHEN MARINEMINISTER
UND KOMMANDANTEN DER IV. ARMEE



1 9 2 2

DREI MASKEN VERLAG / MÜNCHEN



SPAMERSCHE BUCHDRUCKEREI IN LEIPZIG

Zur Einführung

Meine persönliche Teilnahme an der allgemeinen Politik des ottomanischen Reiches begann mit dem Staatsstreich vom 23. Januar 1913.

Am Abend dieses Tages verließ ich die Generaletappeninspektion[1]) und begab mich nach der Hohen Pforte, der im selben Augenblick eine große Volksmenge zuströmte.

Gleichzeitig kam Mahmud Schefket Pascha, der einige Stunden vorher Großwesir geworden war, aus dem Kaiserlichen Palais zurück und begegnete mir vor dem Eingang zum Großwesirat. Kaum hatte er mich bemerkt, als er mir zurief: „Djemal Bey, ich bitte Sie, übernehmen Sie unverzüglich das Militärgouvernement von Konstantinopel und treffen Sie, ohne eine Minute zu verlieren, alle Maßregeln, die Sie zur Wahrung der Ordnung und Sicherheit in der Hauptstadt für notwendig halten!"

Die Übernahme des höchst wichtigen, aber ebenso verantwortungsvollen Amtes des Militärgouverneurs von Konstantinopel hatte, wie gesagt, meine unmittelbare Teilnahme an der allgemeinen Politik meines Vaterlandes zur Folge. Deshalb sehe ich mich veranlaßt, den Beginn meiner Denkwürdigkeiten auf diesen Zeitpunkt zu verlegen.

---

[1]) Damals war ich Generaletappeninspektor von Tschadaldja.

Militär-Gouverneur von Konstantinopel

23. Januar bis Mitte Dezember 1913.

Übernahme des Gouvernements

Als ich von Mahmud Schefket Pascha den Auftrag erhielt, mich an die Spitze des Militärgouvernements der Hauptstadt zu stellen, lag die Leiche Nazim Paschas noch in dem Zimmer des ersten Adjutanten des Großwesirs, und der Ex-Großwesir Kiamil Pascha sowie der Scheik-ul-Islam Djemaleddin Effendi, der Minister des Innern Reschid Bey und der Finanzminister Abdurrahman Bey waren in einem der Gemächer des Ministerpräsidiums untergebracht worden.

Nach einer kurzen Unterredung mit Talaat Bey, der interimistisch mit der Verwaltung des Ministeriums des Innern betraut worden war, beschlossen wir, die Leiche Nazim Paschas in das Hospital von Gulhane bringen zu lassen, Kiamil Pascha und Djemaleddin Effendi in ihre Wohnungen zu führen und den Minister des Inneren, Reschid Bey sowie den Finanzminister Abdurrhaman Bey einige Tage im Gebäude des Militärgouvernements festzuhalten, um sie vor der gewaltigen Erbitterung der Revolutionäre zu schützen.

In diesem Augenblicke fand sich der Schwiegersohn Kiamil Paschas, der Oberstleutnant Nadji Bey, mit dem ich von der Schule her befreundet war, im Großwesirat ein. Ich empfing ihn mit den Worten: „Seien Sie ganz unbesorgt. Ihr Schwiegervater ist in Sicherheit. Sie können ihn nach Hause führen; aber damit er nicht von irgendeinem aufgeregten Menschen belästigt werde, wäre es wohl gut für ihn, wenn er für einige Zeit Konstantinopel verlassen und sich nach Europa begeben wollte."

Nadji Pascha dankte mir wärmstens und Kiamil Pascha sowie Djemaleddin Effendi konnten unbehelligt in ihre Wohnungen gelangen. Reschid und Abdurrhaman Bey wurden in das Militärgouvernement gebracht, die Leiche Nazim Paschas in die Klinik von Gulhane transportiert. Ich selbst begab mich in das Gouvernement, wo ich die Nacht damit zubrachte, die durch die Situation gebotenen Sicherheitsmaßregeln zu treffen, die ich aber, um meine Darstellung nicht mit unwesentlichen Einzelheiten zu belasten, genauer anzuführen unterlasse.

Von den in Gulhane befindlichen Ärzten ließ ich mir über Nazim Pascha Bericht erstatten und außerdem ein genaues Protokoll aufnehmen.

Die Beerdigung Nazim Paschas

Am nächsten Tage fand nach meinen Anordnungen die Beerdigung Nazim Paschas statt.

Ich hatte Gewicht darauf gelegt, daß das Leichenbegängnis besonders glänzend vor sich gehe und darauf bestanden, daß die hohen militärischen Chargen, die Minister und Zivilbeamten sowie die Militärattachés der fremden Mächte daran teilnehmen.

Es herrschte an diesem Tage trübes Wetter. Eine tiefe Traurigkeit erfüllte meine Seele. Die Bulgaren standen vor Tschadaldja, die griechische Flotte versperrte die Meerenge der Dardanellen; die Kriegsschiffe der Großmächte waren vor Beschiktasch verankert, jeden Augenblick bereit, Konstantinopel zu besetzen. Wir aber, die leider nicht imstande gewesen waren, schwachen und machtlosen Händen die Zügel der Regierung mit gesetzlichen Mitteln zu entwinden, hatten uns genötigt gesehen, unsere Zuflucht zu einem Staatsstreich zu nehmen, wobei verhängnisvollerweise der bisherige Kriegsminister und Oberbefehlshaber unserer Armee den Tod gefunden hatte. Und trotz aller Anstrengungen und so großer Opfer war die Zukunft des Landes noch immer in hohem Grade gefährdet. Das war das düstere Bild, das meinem Geiste vorschwebte, während ich an der Seite des französischen Militärattachés, des Majors Maucorps, die irdischen Überreste Nazim Paschas mit zu Grabe geleitete. Als wir den St. Sophienplatz überschritten, wandte ich mich unwillkürlich an Maucorps

und sagte zu ihm: „Sehen Sie, mein werter Freund, die einzig Verantwortlichen für dieses Opfer sind die Europäer; denn durch Euere fortwährenden Ungerechtigkeiten habt Ihr das türkische Volk in die Arena gelockt und gezwungen, zu kämpfen, um nicht der Knechtschaft und dem Elend zu verfallen, um in Freiheit leben zu können. Wer weiß, an wie vielen ähnlichen Trauerfeiern Ihr noch teilnehmen werdet, und es wäre kein Wunder, wenn Ihr morgen hinter meinem Sarge einhergehen müßtet.“ Er tat, als verstünde er mich nicht und bat, mich deutlicher auszusprechen. Aus Höflichkeit die französischen Intrigen übergehend, sprach ich von denen der Engländer und Italiener und besonders von den Intrigen der Russen, von dem Geist der Empörung, der durch sie im Lande entfacht werde. Ich setzte ihm auseinander, wie die Balkanvölker durch diese Intrigen gezwungen wurden, ein Bündnis zu schließen, und fügte hinzu, daß heute, wo der geringste Beistand von seiten Frankreichs oder Englands uns noch retten könnte, sie nicht nur einen solchen verweigerten, sondern sich nicht scheuten, in unseren Angelegenheiten durch die Stimme ihrer Regierungschefs eine verletzende Sprache zu führen, so daß die armen Türken nach so viel Schlägen schließlich sich untereinander zerfleischen. Der englische Militärattaché Tyrrel interessierte sich für unser Gespräch, ohne indessen sich daran zu beteiligen. Maucorps aber antwortete mir: „Sie haben recht!“ Er sagte das in einem Tone, der mich nicht an seiner Aufrichtigkeit zweifeln ließ. Am Ende schwiegen wir und gaben Nazim Pascha das Geleit zu seiner letzten Ruhestätte.

Allgemeine Amnestie

Noch am Abend des Staatsstreiches traf das Polizeipräsidium die Vorsichtsmaßregel, die hervorragendsten Mitglieder der Oppositionspartei verhaften und nach dem Platzkommando bringen zu lassen. Es mußte mit Bezug auf sie schnell ein Beschluß gefaßt werden, zumal Reschid und Abdurrhaman Bey im Gouvernement festgehalten waren.

Nachdem wir uns mit einigen Freunden und besonders mit Talaat Bey beraten hatten, beschlossen wir, nicht nur keine Zwangspolitik gegen sie zu verfolgen, sondern im Gegenteil den

Versuch zu einer Verständigung zu machen. Mahmud Schefket Pascha billigte vollkommen diese Entschließung.

Hierauf ließ ich Abdurrhaman Bey, der mich zu sprechen wünschte, kommen. Ich gab ihm die Versicherung, daß für ihn und seine Freunde keine Gefahr bestehe, daß ihre Haft nur vorübergehend sei und bloß den Zweck hätte, sie vor einem Attentat zu schützen, und daß sie nach zwei Tagen heimkehren könnten, fügte aber hinzu, daß sie nach meiner Ansicht klug handeln würden, wenn sie Konstantinopel verlassen und für einige Zeit sich im Ausland niederlassen. Ich gab ihnen die Erlaubnis, sich aus ihren Wohnungen Bettzeug und Lebensmittel kommen zu lassen. Zwei Tage nachher ließ ich sie unter sicherem Geleit in ihre Wohungen zurückkehren. Einen oder zwei Tage später reisten sie von Konstantinopel ab, ebenso Kiamil Pascha und Djemaleddin Effendi.

Am zweiten Tage nach meinem Amtsantritt begab ich mich nach dem Platzkommando und besuchte Ali Kemal Bey sowie den Abgeordneten für Sinope, Riza Nur, und Ismael Bey von Gumuldschina, die dort interniert waren. Ich versicherte ihnen ebenfalls, daß sie außer Gefahr wären, wenn sie den Gedanken einer unzeitgemäßen Opposition aufgäben; ich bemerkte, daß das Vaterland in dieser unheilvollen Periode der einmütigen Hilfe aller Verständigen und Wohlgesinnten bedürfe und daß, wenn sie an meine guten Absichten glaubten, ich ihnen ein ehrenvolles Arbeitsfeld schaffen könnte.

Ali Kemal Bey wünschte ein Amt in Europa. Dr. Riza Nur bat um die nötigen Geldmittel, um in Paris seine medizinischen Studien fortsetzen zu können. Ismael Pascha gab mir sein Ehrenwort, wenn er im Lande bleiben dürfe, bis zur Wiederherstellung normaler Zustände sich jeder Opposition gegen die Regierung zu enthalten.

Nachdem ich die von Dr. Riza Nur erbetene Geldbewilligung durchgesetzt hatte, sandte ich ihn nach Paris. Kemal Bey schickte ich, mit einer entsprechenden Entschädigung für seine Versetzung ausgestattet, nach Wien. Von dort aus erhielt ich von ihm mehrere Briefe. In Anbetracht ihrer Wichtigkeit halte ich es für nötig, ihren Inhalt an dieser Stelle vollständig wiederzugeben.

Briefe Ali Kemals

Hotel Metropol, Wien, 17. 2. 1913

Sehr verehrter Bey!

Ihren gütigen Brief mit dem inliegenden Scheck von 1090 Kronen, die zur Deckung meiner Umzugsspesen bestimmt sind, habe ich mit Dank erhalten.

Ich muß unbedingt die Vornehmheit Ihrer Gesinnung sowie Ihre überragenden Geistesfähigkeiten anerkennen. Ich bedauere nur, daß Eure Exzellenz und andere Persönlichkeiten von der Art Eurer Exzellenz nicht schon vor vier Jahren an der Spitze unserer Behörden standen und die Zügel der Staatsleitung in der Hand hatten. Denn wenn das der Fall gewesen wäre, würde unser armes Land nicht das Opfer unnötiger und zum Teil sehr gefährlicher Zwistigkeiten geworden sein; vielleicht wäre ihm viel Unglück erspart geblieben. Aber diese Dinge gehören ja nun der Vergangenheit an und sind unabänderlich.

Da ich einem hochangesehenen, erfahrenen Soldaten gegenüberstehe, wiederhole ich schriftlich, was ich ihm mündlich schon zum Ausdruck gebracht habe.

Ich hege gegen keinen meiner Landsleute irgendwelche feindliche Gefühle. Was ich bisher geschrieben oder getan habe, war nur eine kräftige Entgegnung auf alle die ungerechten Angriffe, deren unschuldiges Opfer ich gewesen bin.

Eigentlich liegt diesen Angriffen weder ein Ideal, noch irgendein Gedanke zugrunde, sondern lediglich unvernünftiger Groll und gemeine Eifersucht.

Der literarische Wettstreit ist wie jeder Wettstreit in unserem Lande häßlicher und niedriger Art.

Diese Ideenfolge hat einen Halid Effendi, einen Akif veranlaßt, sich gegenseitig an den Galgen zu bringen, während in der vorhergehenden Generation ein Nadji Effendi und ein Ekrem sich in gleichem Maße anfeindeten. Wir gehen denselben Weg, aber seien Sie versichert, daß zu Beginn unserer Revolution sowohl der gehorsamst unterfertigte Verfasser dieses Briefes als auch der „Ikdam" die ergebensten Diener und Stützen von „Einheit und Fortschritt" waren ...

... Auf das Ersuchen von Djevdet Bey habe ich seit gestern wieder begonnen, für den „Ikdam" zu schreiben. Seien Sie versichert, daß ich in diesen Artikeln nicht über die Richtschnur hinausgehen werde, von der ich Ihnen oben gesprochen habe, daß ich mich künftig nicht mehr vom Ehrgeiz hinreißen lassen werde.

Natürlich werde ich von dem Augenblick an, da ich ein Amt übertragen bekomme, vollkommen auf die Politik verzichten, aber ich wäre gezwungen, wissenschaftliche, literarische und geschichtliche Artikel zu schreiben ...

gez. Ali Kemal

Hotel Metropol, Wien, 4. 4. 1913.

Ich habe Ihr geehrtes Schreiben erhalten. Ich weiß die Aufrichtigkeit Ihrer Absichten und Ihrer patriotischen Arbeit zu schätzen, und ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Erfolg. Seien Sie von der Wahrheit dessen, was ich Ihnen noch in Konstantinopel sagte, überzeugt. Wenn es jemanden auf der Welt gibt, der als Freund des Vaterlandes unter den gegenwärtigen Zerwürfnissen leidet, so bin ich es, ebenso wie ich mich auch innig freue über die Beobachtung, daß durch Ihre eifrigen Bemühungen die Ruhe im Lande nach und nach wieder hergestellt wird.

Ich kann jetzt Hussein Hilmi Pascha, den Sie ja auch schätzen, als Zeugen für die Wahrhaftigkeit meiner Worte und die Ehrlichkeit meiner Handlungen anführen.

Ahmed Djevdet Bey ist ein ernster Mann, der weder in Worten noch in Gedanken zu heucheln vermag. Er liebt die anderen nicht, aber seit er Zeuge Ihrer tapferen Handlungen in Adana war, über die er ausführlich im „Ikdam" berichtet hat, spricht er bei jeder Gelegenheit von Ihren Talenten und von Ihren Verdiensten. Er hat dieser Tage sehr beunruhigende Nachrichten von seinem Direktor bekommen und ist sehr aufgeregt darüber, daß der „Ikdam" durch die Zensur verboten wurde. Er hat das größte Vertrauen in Ihre Gerechtigkeit und tröstet sich damit, in der Annahme, daß die Mitteilungen seines Direktors etwas übertrieben seien.

Ich kann nicht umhin, Ihnen innig zu danken für alle Bemühungen bezüglich meiner Anstellung ... Leider wird trotz Ihrer gütigen Verwendung die Sache sich nicht so leicht machen lassen, wollen Sie daher bis zur endlichen Erledigung derselben mir gütigst etwas Geld schicken, sei es als Vorschuß für meine künftige Anstellung, sei es in irgend sonst einer Form, nur um meiner gegenwärtigen bedrängten Lage etwas aufzuhelfen ...

Durch Ihre Schriften und Handlungen habe ich die Aufrichtigkeit Ihrer Absichten und Ihre Gewissenhaftigkeit kennengelernt. Und doch habe ich erst nach langem Zögern den Mut gefunden, Sie so in meine persönlichen Angelegenheiten einzuweihen. Verzeihen Sie gütigst meinen Entschluß. ...

Fethi Bey ist Zeuge, daß zu dieser Zeit Djavid, Djahid und Nazim Bey die Verständigung mit mir nur so auffaßten, daß ich in irgendeinem Winkel Europas unglücklich und bedrückt leben würde, ohne mich zu beklagen. Sie haben nun bewiesen, daß dem nicht so ist, und ich bin Ihnen dankbar dafür und habe die Überzeugung, daß Sie auch mein bescheidenes Anliegen freundlich aufnehmen werden ...

Wien, Mittwoch, 30. 4. 1913.

Ich habe Ihr Geehrtes mit Beilage erhalten und danke Ihnen dafür. Ihren Vorschlägen und Wünschen gemäß werde ich demnächst nach Konstantinopel zurückkehren. Ich habe unbegrenztes Vertrauen in Ihre vaterländische und menschenfreundliche Gesinnung, und ich bin

überzeugt, wenn wir noch vier oder fünf Menschen hätten wie Sie, mit dieser Klarheit des Geistes, dann würde unser armes Vaterland gewiß gerettet.

Ja, wir müssen gestehen, wir sind alle mehr oder weniger mitschuldig. Und weil es so ist, müssen auch Sie die Vergangenheit auslöschen und nur an die Zukunft denken. Wir müssen ein Ende finden für alle unsere Uneinigkeiten. Ich werde Ihnen diese Gedanken mündlich noch weiter entwickeln.

gez. Ali Kemal

Ich halte es auch für gut, einige Briefe von Dr. Riza Nur hier anzuschließen, in denen man gleichfalls einen Beweis für den Geist der Versöhnung finden wird, von dem ich mich leiten ließ, um zu einer Verständigung mit den Häuptern der Opposition zu gelangen.

Briefe des Dr. Riza Nur

26. 1. 13.

Ich beeile mich, heute der mir obliegenden Pflicht nachzukommen, Ihnen zu danken, daß Sie sich die Mühe nahmen, mich im Gefängnis zu besuchen und zu veranlassen, daß ich wieder auf freien Fuß gesetzt wurde. Ich versichere Ihnen, daß Ihre hochherzige Gesinnung und die große Liebenswürdigkeit, welche Sie mir gegenüber an den Tag legten, mich sehr ergriffen haben, und daß ich es aufrichtig bedauere, einen Mann wie Sie nicht früher gekannt zu haben.

Ihrem Wunsche entsprechend, reise ich morgen nach Constanza; von nun an wird mein Leben ausschließlich meinen persönlichen Interessen gewidmet sein, fern vom Weltgetriebe, von dem ich seit vier oder fünf Monaten mehr als genug habe.

Ich bete, daß Ihre Bemühungen, das Vaterland zu retten, von Erfolg begleitet sein möchten, daß Ihre Genossen, den alten Geist und die bisherigen Irrwege verlassend, sich den gesunden Ideen Eurer Exzellenz anschließen und auf diese Weise zur Rettung des Vaterlandes beitragen möchten ...

gez. Dr. Riza Nur

Nizza, 8. 8. 1913.

Sehr verehrter Bey!

Sie hatten mir Ihre gütige Vermittlung zugesagt zur Erlangung der Bezüge, um die ich Sie unlängst gebeten habe und zu deren rechtzeitigem Eintreffen ...

gez. Dr. Riza Nur

Paris, 3. 2. 1914.

Lieber und verehrter Pascha!

Ich habe Ihre gütige Antwort erhalten. Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu versichern, wie dankbar ich den freundschaftlichen Ton Ihrer Zeilen empfunden habe.

Ich wünsche täglich von neuem, daß der Erfolg Ihrer Bemühungen bis zur äußersten Möglichkeit gelingen möchte ...

gez. Dr. Riza Nur

Vier oder fünf Tage nach den oben erwähnten Verhandlungen mit den Führern der Opposition trat eine allgemeine Entspannung ein, und das Ministerium Mahmud Schefket Pascha konnte anfangen, sich seiner großen Aufgabe zu widmen.

Als Militärgouverneur von Konstantinopel hatte ich gleichzeitig den Posten des Kommandanten der Operationsbasis der Armee zu versehen, die sich in Tschadaldja befand, und in Vollziehung dieser Ämter ließ ich es mir vor allem angelegen sein, die Ruhe in der Stadt aufrecht zu erhalten und um jeden Preis die Erneuerung eines Staatsstreiches gegen das Ministerium Mahmud Schefket Pascha zu verhüten.

Ich möchte nicht unterlassen, hier zwei Maßregeln zu erwähnen, die zu treffen ich für nötig hielt:

1. Es trieben sich in Konstantinopel Schleichhändler herum, die in den Straßen der Stadt, am Mahmud Pascha-Hügel, in Sultan Hamam, in Sirkedji, auf dem Bayazidplatz geschmuggelten Tabak in Verpackungen der Regie öffentlich feil hielten.

In dem Refrain „Kilik Guruscha“[1]), womit diese Leute, frech genug, ihre Ware anboten, in Schachteln, unter deren Deckel man die hellgelben Tabaksfasern, wenn auch undeutlich, sehen konnte, erblickte ich die öffentliche Ausrufung des Bankerotts der staatlichen Autorität. Um die Bevölkerung die Festigkeit der Regierung fühlen zu lassen, machte ich daher von dem Verfügungsrecht Gebrauch, welches das Kriegsrecht dem Militärgouvernement zugesteht, allen Beteiligten zur Kenntnis zu bringen, daß jeder, der sich im Großen oder im Kleinen mit Schleichhandel abgäbe, verhaftet und aus Konstantinopel ausgewiesen würde.

Innerhalb einer Woche ließ ich höchstens vier oder fünf dieser Individuen ausweisen, und das Kriegsgericht verurteilte einige

[1]) Der Wert von 2 Piastern für 1 Piaster.

Schmuggler, die in einem Kiosk unweit des Serails festgenommen worden waren. Die Folge davon war, daß die gemeinen Gaunereien, die zu den täglichen Vorkommnissen gehört hatten, zu Seltenheiten wurden und die Bevölkerung Konstantinopels und seiner Vororte sich fortan der vollkommensten Sicherheit erfreuen konnte.

2. In Konstantinopel hatten viele Leute die häßliche Gewohnheit, den Frauen der Mohammedaner auf den Booten, auf den Brücken, im Bazar, in den Straßen, auf den Promenaden galante Komplimente zuzuwerfen. Hierzu gehörten auch die alten Weiber, die sich in unanständigen Redensarten ergingen und sich sogar Handgreiflichkeiten gegen elegant und geschmackvoll gekleidete Damen erlaubten.

Von jeher hatte mir diese Unsitte einen heftigen Abscheu eingeflößt, und ich hatte nie verstehen können, daß man es bisher vernachlässigt hatte, streng dagegen einzuschreiten. Je nach der Schwäche oder Stärke der Regierung hatte dieser Unfug sich mehr oder weniger bemerkbar gemacht. Als ich das Militärgouvernement übernahm, wandten sich mehrere Familienväter, die Grund zu klagen hatten, mit der Bitte an mich, Maßregeln zur Abstellung dieser Zustände zu ergreifen. Da unser Strafgesetz nur wenig Mittel zu deren Bekämpfung bot, sah ich mich wieder genötigt, mich auf die Vollmachten zu stützen, die das Kriegsgesetz dem Militärgouverneur einräumt. Ich ließ eine Warnung veröffentlichen, daß Männer, die beleidigende Reden führten, und Weiber, welche die Damen belästigten, in das Innere des Landes verwiesen werden würden. Nach vier oder fünf Vollstrekkungen dieser Art konnten unsere Frauen sich in den Straßen ergehen, ohne jemals wieder behelligt zu werden. Zum erstenmal war ein entscheidender Schritt unternommen worden, um die persönliche Freiheit der türkischen Frauen in Konstantinopel sicherzustellen.

Während meiner Amtsführung im Militärgouvernement habe ich bewiesen, daß ich einer der eifrigsten Anhänger der Frauenemanzipation bin, oder, um deutlicher zu sprechen, ein Anhänger der wichtigen Aufgaben, welche die Frau nicht nur im gesellschaftlichen, sondern auch im öffentlichen Leben des Landes zu erfüllen berufen ist. Dadurch habe ich mir allerdings später zahlreiche Verleumdungen von seiten gewisser Personen zugezogen. Nichtsdestoweniger ist die mit meinem Gouvernement begonnene

Frauenbewegung im Laufe der Zeit nicht nur nicht zum Stillstand gekommen, sondern hat sich immer mehr entfaltet und während des Krieges dem Lande die größten Dienste erwiesen. Es ist meine unerschütterliche Überzeugung, daß mit Hilfe weiblicher Elemente die zivilisatorischen Einrichtungen eines Landes am schnellsten und besten gefördert werden, und daß die Völker, welche die Frauen im Zustande der Sklaverei halten, dem sicheren Verfall entgegengehen.

Ein Versuch, die Regierung zu stürzen

Nach meiner Ernennung zum Militärgouverneur von Konstantinopel lud ich die Chefredakteure der in der Hauptstadt erscheinenden Zeitungen ein, mich zu besuchen und sagte ihnen, daß ihre Blätter nur einer sehr milden militärischen Zensur unterworfen werden sollten, wenn sie sich verpflichteten, keine Artikel zu veröffentlichen, die geeignet wären, die Ruhe des Landes zu stören. Ich bat sie, allgemein nützliche Aufsätze zu bringen, die öffentliche Meinung aufzuklären und die neuen Kräfte wachzurufen, deren das Vaterland zu seiner Rettung bedürfe. Ich wollte sogar den schärfsten Organen der Opposition aus der Zeit der Herrschaft des früheren Ministeriums gestatten, ihre Publikationen fortzusetzen. Diese überschritten wohl hier und da die gegebenen Instruktionen, aber ich beschränkte mich darauf, ihren Redakteuren oder ihren verantwortlichen Direktoren Vorstellungen zu machen.

Die Regierung arbeitete mit aller Energie darauf hin, den kriegerischen Geist des Volkes zu beleben und eine Armee zu bilden, die zum mindesten imstande wäre, die bulgarische Armee vor Tschadaldja während des zweiten Krieges gegen die Verbündeten zu besiegen. Indem sie einerseits das Komitee der nationalen Verteidigung gründete und sich alle möglichen materiellen und militärischen Mittel zu verschaffen suchte, bemühte sie sich anderseits, die Moral der Armee zu heben und war ferner bestrebt, die Großmächte den ottomanischen Interessen günstig zu stimmen.

Zu jener Zeit boten die nach Konstantinopel entsandten englischen, französischen und russischen Diplomaten alles auf, uns zum Friedensschluß mit den Balkanstaaten zu bewegen, mit der

Bedingung, daß wir die Linie Enos—Midia annehmen und auf den Besitz der Inseln im Archipel verzichten sollten.

Als ich eines Tages auf der französischen Gesandtschaft Besuch machte, wählte der Gesandte Mr. Bompard, mit dem ich seit meiner Statthalterschaft in Adana in freundschaftlichen Beziehungen stand, diese Angelegenheit zum Gegenstand der Unterhaltung.

„Mein lieber Djemal Bey," sagte er, „weshalb bestehen Sie denn so hartnäckig darauf, Adrianopel und die Inseln zu behalten? Sie haben einen Staatsstreich gemacht. Sie haben die Macht in Händen. Wir wissen, daß Ihre Partei im Lande den stärksten Faktor repräsentiert und daß Sie, im Gegensatz zum vorigen Ministerium, nicht zögern werden, solche Entschlüsse zu fassen und auszuführen, die auch wir im Interesse der Türkei für nützlich halten. Heute mehr als je werden Sie darauf bedacht sein müssen, für Ruhe im Innern zu sorgen. Halten Sie es nicht für nützlicher, die moralischen und materiellen Kräfte, die Sie auf die Erhaltung von Adrianopel verwenden wollen, den Reformen zu widmen, die Sie einzuführen beabsichtigen? Alles in allem haben Sie von dieser Stadt nicht mehr als ein paar historisch merkwürdige Kuppeln. Und was die Inseln betrifft, so sind sie immer nur von Griechen bewohnt worden."

Als Antwort darauf führte ich den Gesandten vor eine an der Wand hängende Karte des ottomanischen Reiches und machte ihm begreiflich, daß Konstantinopel zu seiner Verteidigung eines Hinterlandes bedürfe, das mindestens bis Adrianopel reichen müßte, und daß, um Anatolien vor dem Einfall griechischer Räuberbanden zu schützen, der Besitz der vor unseren Küsten liegenden Inseln unbedingt nötig sei.

„Mein werter Monsieur Bompard," sagte ich schließlich, „wir sehen in dieser Frage betreffs Adrianopels und der Inseln eine Lebensfrage im Hinblick auf unsere Zukunft; derjenigen europäischen Regierung, die uns in dieser Angelegenheit die Hand reicht, würden wir ewig dankbar sein und sie würde uns stets an ihrer Seite finden. Das wäre ein schöner Zug, durch den Frankreich im Orient eine große moralische Machtstellung gewinnen könnte."

Während so die Regierung bestrebt war, Adrianopel zu retten, empfing ich täglich Nachrichten, die darauf hindeuteten, daß von seiten der Opposition ein Staatsstreich geplant werde. Diese

Nachrichten wiederholten sich schließlich so häufig und wurden so dringlich, daß ich mich genötigt sah, dazu Stellung zu nehmen.

Ein Zufall lieferte eines Tages einen gewissen Serdar Sidki Effendi aus Erzerum in unsere Hände. Dieser wurde dabei betroffen, wie er im Verein mit einem anderen Individuum in einer Druckerei in Pera Aufrufe drucken ließ. Die Hauptrüdelsführer dieser Gruppe handelten unter dem moralischen Protektorat des Prinzen Sabaheddin Bey und standen unmittelbar unter der Führung des Bosniaken Satfet Lutfi Bey, des Privatsekretärs des Prinzen. Ihr Ziel war ein Staatsstreich, der den Prinzen Sabaheddin Bey zum Großwesier machen sollte.

Wir nahmen sie alle in Haft; nur gelang es eine Zeitlang nicht, Satfet Lutfis habhaft zu werden, bis wir ihn endlich in der Wohnung des Mr. Lazare, Dolmetsch beim österreichisch-ungarischen Konsulat, entdeckten. Ich ließ ihn verhaften und ins Gefängnis setzen. Da dieses Verfahren im Widerspruch mit den Kapitulationen stand, sah ich mich genötigt, auf Befehl Mahmud Schefket Paschas, in meiner Eigenschaft als höchster verantwortlicher Vertreter der Exekutivgewalt in großer Gala mich zur österreichisch-ungarischen Botschaft zu begeben und dem Grafen Pallavicini meine Entschuldigungen zu überbringen. Dieser Versuch zu einem Staatsstreich ist in dem darauf bezüglichen Akt mit dem Titel: „Versuch zum Sturz der Regierung" bezeichnet. Die sehr sorgsam abgefaßten Aktenstücke betreffs dieser Affäre sind im Militärgouvernement, bei der Polizeidirektion und beim Kriegsgericht aufbewahrt. Die Verhafteten wurden zu verschiedenen Strafen verurteilt. Den Prinzen Sabaheddin jedoch ließ ich vorläufig noch unbehelligt, da Talaat Bey, welcher damals das Amt des Generalsekretärs des Komitees versah und einen Weg zur Verständigung mit dem Prinzen suchte, mich gebeten hatte, seine Verhaftung zu verschieben, bis ein handgreiflicher, unwiderlegbarer Schuldbeweis in unseren Händen sei.

Trotz der Verhaftung und Verurteilung Satfet Lutfis und seiner Genossen setzte Sabaheddin Bey seine Unternehmungen weiter fort. Diesmal übertrug er seinem intimen Freunde Dr. Nihad Reschad Bey die Leitung der Affäre. Nihad Reschad Bey setzte sich nun einerseits mit Talaat Bey in Verbindung, um eine Basis zur Verständigung zwischen unserer Partei und dem Prinzen Sabaheddin zu schaffen, anderseits inszenierte er eine Verschwörung

mit dem Endziel, sowohl Talaat Bey als auch Mahmud Schefket Pascha und noch andere Persönlichkeiten zu ermorden. Ich wurde jedoch von Tag zu Tag von seinen Machenschaften unterrichtet und verfolgte sie sozusagen Schritt für Schritt. Durch die elegante Erscheinung des Doktors wurde seine doppelzüngige Politik so gut bemäntelt, daß Talaat, der mit ihm in Unterhandlung stand, mir die Ränke dieses Herrn, die ich ihm in allen Einzelheiten enthüllte nicht glauben wollte, und meinen Nachrichtendienst beschuldigte, mich täuschen zu wollen, bis ich ihn schließlich durch einen eklatanten Beweis voll überzeugte.

Eines Tages sollte wieder eine Unterredung zwischen Talaat Bey und dem Doktor stattfinden. Dieser Unterredung ging aber ein anderes Rendezvous vorher, das der Doktor mit seinen Mitverschworenen hatte. Sehr zufrieden mit dem Verlauf dieser Besprechung mit seinen Genossen, verabschiedete sich der Doktor von ihnen, indem er mit einem machiavellistischen Lächeln sagte: „Jetzt wollen wir mit Talaat Bey über die Verständigung sprechen." Ich hatte dafür gesorgt, daß jemand, dem Talaat Bey volles Vertrauen schenkte, Zeuge dieser Szene war. Von diesem Augenblick an zweifelte Talaat Bey nicht mehr.

Dem Dr. Nihad, der offenbar Wind bekommen hatte, gelang es zu entfliehen, als ich ihn eben verhaften lassen wollte. Mehrere seiner Genossen wurden hinter Schloß und Riegel gesteckt und bildeten die zweite Gruppe, die vor das Kriegsgericht gestellt wurde.

Prinz Sabaheddin verschwand vom Schauplatz. Nachträglich habe ich erfahren, daß er unter dem Schutz des ersten Dolmetsch der englischen Gesandtschaft Mr. Fitz Maurice und des Militärattachés Major Tyrrel sich in ein in englischem Besitz befindliches Haus geflüchtet hatte, womit uns natürlich die Hände gebunden waren.

Ich konnte nicht begreifen, wie der Prinz, der die Verschwörung mit der größten Kühnheit vorbereitet hatte, alle seine Pläne plötzlich im Stiche lassen und die Flucht ergreifen konnte. Als wir später auf unserer Reise von Konstantinopel nach Berlin darauf zu sprechen kamen, sagte Talaat Pascha lachend: „Als Sie mir den handgreiflichen Beweis für die Machenschaften des Doktors und des Prinzen geliefert hatten und ich begriff, daß Sie entschlossen waren, sie verhaften zu lassen, ließ ich dem Prinzen durch eine seiner Vertrauenspersonen den Rat geben, so schnell wie möglich zu verschwinden. Auf diese Weise hat er entschlüpfen können."

Sonderbarerweise bin ich es gewesen, der zur Zeit der Ereignisse vom 13. April (31. März) den Prinzen befreite, nachdem er durch die Operationsarmee gefangen genommen und in das Kriegsministerium gebracht worden war. Kaum hatte ich seine Verhaftung erfahren, als ich mich zu Mahmud Schefket Pascha begab und ihm vorstellte, daß das gegen den Prinzen beobachtete Verfahren nicht zulässig sei. Ich sagte ihm, daß, wenn wir nach Konstantinopel gekommen wären, um die Störenfriede zu beseitigen und das schamlose Treiben der Straßenpolitiker zu bekämpfen, es nicht gerecht sei, das gleiche Verfahren gegen den Prinzen und überhaupt die Personen anzuwenden, die eine andere politische Meinung und Überzeugung hätten als wir. Der Pascha ordnete hierauf unverzüglich seine Befreiung an. Ich begab mich alsbald in den großen Empfangssalon, in dem der Prinz mit der Sultanin, seiner Mutter, wartete, und mit höflichen Entschuldigungen sagte ich ihm, daß er frei sei.

Aber während die Untersuchung in Sachen Satfet Lutfis und seiner Genossen oder hinsichtlich der Mitschuldigen des Dr. Nihad im Gange war, war mir mitgeteilt worden, daß der Prinz einer der zahlreichen Veranstalter der Ereignisse vom 13. April (31. März) gewesen war. Und diesmal, wo bezüglich seiner Teilnahme an der Vorbereitung eines Attentats kein Zweifel bestehen konnte, wurde es ihm durch die Protektion Talaat Paschas ermöglicht zu fliehen.

Eines Tages, in der Zeit, als ich den Prinzen und seine Mitschuldigen verfolgen ließ, — es war noch vor seiner Flucht — kam sein Bruder, Prinz Lutfullah Bey, in das Militärgouvernement, um mich in einer persönlichen Angelegenheit um meinen Beistand zu bitten. Im Verlaufe unserer Unterhaltung kam ich auf Sabaheddin Bey zu sprechen und sagte: „Ich möchte Sie um eine kleine Gefälligkeit bitten, nämlich Ihrem Bruder Sabaheddin Bey einiges zu bestellen. In seinen Aufrufen, hier oder in Europa, behauptet er, daß die Führer von ‚Einigkeit und Fortschritt' Mörder seien, die ihre Hände mit Blut befleckt hätten. Obgleich diese Behauptung im grellsten Widerspruch zur Wahrheit steht, will ich doch einmal annehmen, daß es so wäre. Aber ich stelle dagegen meinerseits die Behauptung auf, daß alle Mitglieder der Opposition, der Prinz Sabaheddin eingeschlossen, nicht weniger als wir ihre Hand in Blut getaucht haben.

Zunächst sind sie es, welche die Ereignisse vom 13. April organisiert haben; sie tragen die Schuld an allem Blut, das damals vergossen wurde, sowie an dem, das geflossen ist, als die Operationsarmee in Konstantinopel einrückte. Ferner hat der Prinz, indem er an der Bildung der Gruppe der ‚Befreiungsoffiziere' lebhaften Anteil nahm, dem Aufstand in Albanien nicht fern gestanden. Seine Hoheit kann sich also für ihren Teil der Verantwortung für das vergossene Blut nicht entziehen. Dagegen sucht sie uns zu Mördern zu stempeln. Ich möchte daher den Prinzen bitten, diese Tatsachen anerkennen und zugeben zu wollen, daß diejenigen, die von ihm Mörder genannt werden, nur im Zustande der Notwehr und der Verteidigung zu Gegenmaßregeln geschritten sind. Auch möge er zugestehen, daß der schärfere Angriff von seiner Seite ausging und sich zu einem Vergleich bereit finden lassen, der es beiden Parteien erlaubt, ihren verschiedenen politischen Überzeugungen treu zu bleiben, aber, jeder in ihrer Weise, für das Wohl des Vaterlandes sich zu betätigen.

Lutfullah Bey verteidigte natürlich seinen Bruder aufs eifrigste und erklärte, daß dieser nicht fähig wäre, seine Hände in Blut zu tauchen und mit allen diesen Affären nichts zu tun gehabt hätte. Hierauf sagte ich ihm: „Ich kann mit Ihnen nicht über diese Dinge reden, da Sie nicht darüber unterrichtet sind. Sagen Sie mir, bitte, nur, ob Sie meine Worte Ihrem Bruder wiederholen wollen; das genügt mir."

Er versprach es und fügte hinzu: „Vielleicht kann ich auf diese Weise ein gutes Werk tun."

Zwei oder drei Tage später besuchte mich Prinz Lutfullah Bey wieder und sagte mir, daß er seinem Bruder meinen Auftrag wörtlich übermittelt und daß dieser darauf erwidert habe, meine Anschuldigungen widersprächen durchaus der Wahrheit, und wenn ich ihn nicht verleumden wolle, so müßte ich unbedingt falsch unterrichtet worden sein. Er bekenne sich zu einem politischen Prinzip, in dem er sein Ideal erblicke, und kämpfe nur mit friedlichen Mitteln für dessen Verwirklichung, jedes Blutvergießen flöße ihm den größten Abscheu ein und er könne nicht verstehen, wie man ihn für den Verteidiger blutiger Revolutionen oder gar für ihren Organisator halten könne. Schon aus meinen ihm übermittelten Bemerkungen müsse er schließen, daß er von einer Atmosphäre des Hasses und der Feindseligkeit umgeben sei,

und er glaube sich daher für einige Zeit an einen sicheren Ort zurückziehen zu müssen.

„Ich will dem Prinzen Sabaheddin einen Vorschlag machen", antwortete ich. „Wir wollen unter den englischen Juristen die drei angesehensten auswählen. Diesem Richterkollegium werde ich die Beweise und Zeugnisse unterbreiten, die ich gegen den Prinzen vorbringen kann, und sie sollen entscheiden, ob, ja oder nein, der Prinz einer der Organisatoren der verschiedenen Attentate und revolutionären Bewegungen gewesen ist oder nicht. Falls ihr Urteil für ihn ungünstig lautete, hätte der Prinz sich den ottomanischen Gerichten zu stellen."

Einige Tage darauf kam Prinz Lutfullah Bey wieder zu mir und versicherte mir, er habe keine Gelegenheit gehabt, seinen Bruder zu sehen und ihm meinen Vorschlag zu überbringen. In der Tat war Prinz Sabaheddin in der Nacht vorher verschwunden.

Abuk Ahmed Pascha

Zur Zeit meiner Untersuchungen bezüglich des geplanten Staatsstreiches unserer Gegner wurde ich von meinem Nachrichtendienst dringend darauf aufmerksam gemacht, daß Abuk Ahmed Pascha, der damals die Armee von Tschadaldja kommandierte, an dieser Sache nicht unbeteiligt sei und daß er durch Vermittlung seines Neffen dem Prinzen Sabaheddin und dessen Freunden seine Hilfe versprochen habe. Ich habe Abuk Ahmed Pascha immer für einen ehrlichen Mann gehalten, ich halte ihn noch immer nicht für das Gegenteil, und ich bin überzeugt, daß ihm die Größe und das Heil des Vaterlandes stets am Herzen lagen und er ihm aufrichtig ergeben ist. Daher vermochte ich den zahlreichen Berichten, die ich von meinen Agenten empfing, keinen Glauben zu schenken, und ich verharrte bei dieser Meinung auch dann noch, als er nach der Ernennung Enver Paschas zum Kriegsminister zum Rücktritt bewogen und gebeten wurde, in Damaskus seinen Wohnsitz zu nehmen. Und selbst jetzt noch halte ich an jener Überzeugung fest, obgleich ich sehe, daß Abuk Pascha als Minister in das Kabinett eingetreten ist, welchem Persönlichkeiten wie der Marschall Schakir Pascha, Hadra Sabri und andere angehören, die als hervorragendste und einflußreichste Mitglieder der liberalen Vereinigung die Urheber des Attentats auf Mahmud Schefket Pascha waren.

Meine Agenten entwickelten den größten Eifer. Sie brachten mir fortwährend Nachrichten über eine Verschwörung, die auf den Sturz des Ministeriums hinzielte und speziell die Ermordung Mahmud Schefket Paschas, sowie meinen und Talaat Beys Tod ins Auge gefaßt hatte. Diesmal hatten sich die Verschwörer unter Schutz und Leitung des ersten Dolmetsch der englischen Botschaft Fitz Maurice und des Militärattachés Major Tyrrel gestellt. Es wurde mir auch mitgeteilt, daß Muhib Bey, der Chef der politischen Abteilung der Polizei aus der Zeit des Ministeriums Kiamil Pascha, Kapitän Tscherkess Kiazim, der ehemalige Kapitän Schefki, Ismael von Gumuldjina und mehrere andere Persönlichkeiten dieser Art an der Verschwörung beteiligt seien. Ich ließ diese Leute durch meine Geheimagenten aus nächster Nähe kontrollieren. Eines Tages erhielt ich einen Bericht, der mir die bestimmtesten Anzeichen dafür lieferte, daß Damad Salih Pascha und der Exminister des Innern Reschid Bey mit an der Spitze der Verschwörer standen. Da ich wußte, daß Damad Salih Pascha dem Komitee der „Liberalen Vereinigung" angehörte, konnte ich nicht glauben, daß er imstande sei, an einem derartigen Attentat teilzunehmen. In jedem Falle lag mir sehr viel daran, eine der kaiserlichen Familie nahestehende Persönlichkeit zu schützen und ihre Teilnahme an einer Verschwörung zu verhindern.

Ich sandte daher einen meiner Adjutanten zu ihm und ließ ihn bitten, mir eine Zusammenkunft im Gouvernement zu gewähren. Er fand sich zur vereinbarten Stunde ein. Nachdem ich ihm einen sehr respektvollen Empfang bereitet hatte, sagte ich zu ihm: „Wollen mir Ew. Exzellenz gestatten, kurz und bündig auszusprechen, was ich auf dem Herzen habe. Gewisse Leute, die aus der materiellen und moralischen Bedeutung Ihrer hohen Persönlichkeit, aus Ihren verwandtschaftlichen Beziehungen zur kaiserlichen Familie Nutzen ziehen wollen, beschäftigen sich unter der Hand und unter Mißbrauch Ihres Namens mit geheimen Machinationen. Unter Ihrem Vorsitz soll sich ein geheimes Komitee gebildet haben und in Zivil- und militärischen Kreisen Anhänger suchen, in der Absicht, nächstens die Chefs der gegenwärtigen Regierung zu beseitigen und eine revolutionäre Bewegung zu entfachen. Ich möchte annehmen, daß Ew. Exzellenz von alledem

keine Kenntnis hat. Wollen Sie mir jedoch Glauben schenken, daß jene Leute tatsächlich in diesem Sinne tätig sind und damit Ew. Exzellenz mit der schwersten Verantwortung belasten. Wollen Sie mir glauben, daß ich es für meine heilige Pflicht halte, Sie davor zu schützen, besonders mit Rücksicht auf Ihre Verwandtschaft mit der kaiserlichen Familie, der ich in höchster Verehrung ergeben bin. Ich bitte Sie daher untertänigst, sich für einige Zeit von Konstantinopel zu entfernen und sich irgendwo in Europa niederzulassen, damit, wenn die Regierung demnächst gegen die Führer der Verschwörung streng vorgehen muß, Sie nicht in die Sache hineingezogen werden können. Außerdem würden diese Leute so der mächtigsten Stütze beraubt werden, auf die sie bauen möchten.

Auf diese aufrichtig gemeinten Worte antwortete er in einer Weise und in einem Tone, die schon mit den Gesetzen der Schicklichkeit und Höflichkeit völlig unvereinbar waren.

„Sehen Sie, Bey Effendi," sagte er, „ich will ganz offenherzig sprechen. Dank Ihrer Hoheit der Sultanin führe ich hier ein außerordentlich angenehmes Leben. Ein Leben, das mir so gut behagt, daß ich es nicht einen Augenblick missen möchte. Ich muß deshalb Ihren Vorschlag, nach Europa zu gehen, ablehnen. Was Ihre sonstigen Bemerkungen betrifft, so handelt es sich da um Schwätzereien, die durchaus auf Erfindungen beruhen. Und wenn ich Ihren Rat befolgte und nach Europa reiste, könnte man ja darin ein Zugeständnis finden und mich erst recht beschuldigen. Also hier bin ich, hier bleibe ich. Lassen Sie sich nicht abhalten, zu handeln, wie Sie es für gut finden. Ich bedauere nur, daß Sie mich hierher kommen ließen, um mich mit Drohungen einzuschüchtern."

Indem ich den Pascha bat, die Regeln der Höflichkeit doch ein wenig mehr zu beachten, sagte ich zu ihm: „Ich sehe, Pascha, daß Sie zu der Macht Ihrer mir bekannten Organisation ein großes Vertrauen haben und überzeugt sind, daß Ihre Hoffnungen sich demnächst verwirklichen werden. Sie glauben auch ihre Verwirklichung gefahrlos hier abwarten zu können. Ich kann Ihnen jedoch versichern, daß ich über einen ausgezeichneten Nachrichtendienst verfüge und daß mit Verschwörungen nichts zu machen ist. Vielleicht daß ein paar Attentate auf einzelne Persönlichkeiten Erfolg haben, aber der Sturz der Regierung wird niemals gelingen. Ich möchte daher Ew. Exzellenz nochmals raten, meinen Vorschlag

anzunehmen; auch könnte Ihre Kaiserliche Hoheit die Sultanin, falls sie es für nötig hielte, Sie nach Europa begleiten. Es würde nicht schwierig sein, durch Vermittlung Sr. Hoheit des Großwesirs von Sr. Kaiserlichen Majestät dem Sultan die Genehmigung hierzu und die Zusicherung aller gewünschten Bequemlichkeiten zu erlangen. Falls Sie jedoch dabei beharren sollten, meinen aufrichtig gemeinten Rat zurückzuweisen, würde ich es für meine Pflicht halten, Sie von heute an überwachen zu lassen. Dann aber dürfen Sie sich nicht beklagen und sagen: Der Herr Militärgouverneur läßt uns von seinen Spionen verfolgen!"

Zornig sprang er in die Höhe. „Zögern Sie nicht eine Minute, zu tun, was Sie für gut halten", antwortete er. „Ich gehöre nicht zu denen, die sich wegschicken lassen." Hierauf entfernte er sich rasch. Von diesem Tage an ließ ich Salih Pascha beständig im Auge behalten, so daß keiner seiner Schritte und Handlungen mir unbekannt blieb.

Vier oder fünf Tage waren seitdem verflossen, als der Generaldirektor der Regie, Herr Weyl, mich im Gouvernement besuchte. Er begrüßte mich mit der Bemerkung, daß er am Abend vorher aus Athen zurückgekehrt sei und daß sein erster Besuch mir gelte. Nach einigen höflichen Redensarten sagte er: „Djemal Bey ich bin eigentlich heute sehr böse auf Sie. Sie haben einen meiner Freunde, der mir ebenso nahesteht wie Sie, beleidigt und auf eine Art und Weise behandelt, die seiner Persönlichkeit sehr wenig entspricht. Ich spreche von Damad Salih Pascha. Sie haben ihn beschuldigt, an der Spitze einer Verschwörung zu stehen und ihm geraten, nach Europa zu gehen. Warum haben Sie das getan? Ich kenne Salih Pascha wie mich selbst und ich bin überzeugt, daß er niemals sich an einer so häßlichen Sache beteiligen wird."

Nachdem ich ihn mit der größten Ruhe angehört hatte, antwortete ich: „Mein lieber Herr Weyl, lassen Sie sich nicht betören! Ich weiß wohl, daß ich Damad Salih Pascha gegenüber harte Ausdrücke gebraucht habe. Aber ich tat es erst nach reiflicher Überlegung, und ich beschäftige mich mit ihm nicht seinetwegen, sondern nur mit Rücksicht auf seine Beziehungen zur kaiserlichen Familie, deren Ehre ich zu wahren habe. Aber der Pascha scheint ein großes Vertrauen zu dem Erfolg seiner Freunde zu haben, da er meinen aufrichtigen Ratschlägen kein Gehör schenken wollte. Fortan werde ich mich genötigt sehen, die Überwachung Salih

Paschas noch zu verschärfen. Um Sie von der Wirksamkeit dieser Überwachung zu überzeugen, will ich Ihnen nur eines sagen: Fragen Sie ihn doch, ob ihm nicht durch einen Unbekannten ein anonymer Brief zugestellt worden ist, und ob er nicht durch diesen Brief eingeladen wurde, sich nach Pera zu begeben. Allerdings ist der Pascha nicht dahin gegangen. Warum aber? Weil er sich scharf überwacht fühlte und mir nicht den Schlupfwinkel seiner Genossen verraten wollte. Wenn der Pascha Konstantinopel nicht verlassen will, so muß ich mir die Freiheit nehmen, mit Bezug auf ihn die nötigen Maßregeln zu ergreifen. Und Sie werden mir deshalb nicht böse sein können."

Herr Weyl, der mir aufmerksam zugehört hatte, verabschiedete sich und ging. Am nächsten Tage kam er wieder. Der Pascha, sagte er mir, habe allerdings einen anonymen Brief mit der von mir erwähnten Einladung erhalten; da er aber weder das bezeichnete Lokal kannte, noch wußte, wer ihn dorthin eingeladen hatte und da er fürchtete, daß ihm eine Falle gestellt worden sei, so habe er jener Einladung nicht Folge geleistet; dessenungeachtet bestehe er mehr als je darauf, in Konstantinopel zu bleiben. „Ich will mich in keiner Weise in diese heikle Angelegenheit mischen", fügte Dr. Weyl hinzu. „Nur meine Freundschaft für den Pascha hat mich bewogen, bei einem anderen Freunde ein Wort für ihn einzulegen. Aber nun, da er sich hartnäckig weigert, Ihren Rat zu befolgen, will ich nicht weiter für ihn eintreten. Ich bitte Sie nur, ihn nicht zu einem Opfer der Verleumdung und der Intrige werden zu lassen. Übrigens habe ich zu Ihrer Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit unbegrenztes Vertrauen."

Das Haus, in das Salih Pascha gebeten worden war, gehörte dem Hauptmann Tscherkeß Kiazim, der ungefähr eine Woche vor dem Attentat aus Constanza angekommen war und unter dem Schutze von Fitz Maurice und Major Tyrrel hatte landen können. Der Pascha wußte das genau, aber da er sich beobachtet sah, hatte er sich an diesem Abend nicht zu der Zusammenkunft begeben.

Ich wollte wirklich Salih Pascha retten, aber er wies meine Ratschläge mit jenem Eigensinn zurück, der für Leute, welche ihres Erfolges sicher sind, charakteristisch ist. Schließlich hat seine Hartnäckigkeit seinen Tod herbeigeführt. Ich bedauere dies unendlich, um so mehr, als ich, der der kaiserlich-ottomanischen

Familie mit ganzer Seele ergeben ist, unfreiwilligerweise dazu beitragen mußte, daß eine kaiserliche Prinzessin einen so tiefen Schmerz zu erleiden hatte. Aber was war zu tun? Sein Verbrechen war zu groß, um verziehen werden zu können. Und eine Begnadigung des Paschas nach seiner Verurteilung würde die Ordnung und Ruhe im Lande für ewige Zeiten erschüttert haben.

Ismaïl Hakki Bey von Gumuldjina

Meine Agenten beobachteten damals auch ein leitendes Mitglied der Opposition, Ismaïl Hakki Bey von Gumuldjina. Ich hatte die feste Meinung, daß dieser außerordentlich verwegene Mensch sehr zweifelhaften Charakters sei, und war überzeugt, daß sich das Land der größten Unannehmlichkeiten von seiten dieses Mannes zu versehen habe. Aber die Grundzüge meines Aktionsplanes erforderten, daß ich mich seiner geschickt bediente, und erst in dem Augenblick, wo ich unwiderlegliche Beweise gegen ihn gesammelt hatte, zu seiner Verhaftung schritt. Ich nehme an, daß meine Agenten ihn sehr in die Enge getrieben hatten, denn eines Tages kam er sehr aufgeregt in das Militärkommando (es war ungefähr eine Woche vor der Ermordung Schefket Paschas) und sagte: „Nach den Beobachtungen, denen ich durch Ihre Agenten ausgesetzt bin, muß ich annehmen, daß die Regierung mir mißtraut. Sehen Sie, Djemal Bey, ich spreche zu Ihnen als Mann von Ehre und kann Ihnen versichern, daß ich das Wort halten werde, das ich Ihnen im Gefängnis des Platzkommandos gegeben habe. Nicht ein Wort, das übel gedeutet werden könnte, geht über meine Lippen. Ich beteilige mich weder öffentlich noch geheim an irgend einer Unternehmung gegen die Regierung. Da nun Ihre Agenten wahrheitswidrige Berichte gegen mich verbreiten und Sie irre führen könnten, hielt ich es für besser, mich persönlich mit Ihnen auszusprechen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nichts gegen die Regierung unternehme und mich auch von denen, die gegen die Regierung arbeiten, fern halte."

Da ich wußte, daß dieses Individuum einer der Hauptorganisatoren der Verschwörung, die sich sehr ernstlich gegen Mahmud Schefket Pascha zusammenzog, war, wunderte ich mich und empfand zugleich einen tiefen Ekel gegen diesen Meineidigen. Schon damals,

als er infolge des Staatsstreiches vom Januar durch meine Intervention aus dem Platzkommandogefängnis befreit worden war, hatte er ebenfalls auf Ehre und Gewissen geschworen, bis zum Friedensschluß und bis zur Wiederherstellung der Ordnung und Sicherheit im Lande keine Opposition zu machen; aber es war noch kein Monat verflossen und schon arbeitete er mit allen Kräften an der Organisation des abscheulichen Verbrechens. Wie ich ihn so seine falschen Schwüre erneuern hörte, konnte ich mich nicht enthalten, meinem Ekel Ausdruck zu geben: „Ihre Schwüre genügen, Ismaïl Bey,“ sagte ich, „seien Sie sicher, ich verurteile niemanden ohne unwiderlegliche Beweise. Wäre es anders, so hätte ich Sie nicht seinerzeit aus dem Gefängnis des Platzkommandos befreit. Aber ich rate Ihnen, halten Sie sich jetzt wirklich fern von gewissen Leuten, die Verschwörungen anzetteln, andernfalls dürfte mein Nachrichtendienst Ihnen nicht gerade günstig sein. Für diesmal können Sie sich zurückziehen.“

Er dankte mir und ging. Ich aber hatte einen großen Fehler begangen, denn wenn ich in diesem Augenblicke vorsichtigerweise einen Verhaftungsbefehl gegen ihn ausgegeben hätte, so wäre es ihm nach der Ermordung Mahmud Schefket Paschas nicht möglich gewesen, zu flüchten. Er wäre auf die bei der Untersuchung dieses Attentates enthüllten Tatsachen hin sicherlich verurteilt worden, und das Land wäre für immer befreit gewesen von einem Menschen, der, mit griechischem Gelde bestochen, sein Vaterland verriet.

Indem ich diese Zeilen schreibe, lese ich in den Zeitungen, daß Ismaïl Bey von Gumuldjina als Minister des Innern in das Ministerium Damad Ferid Pascha eingetreten und soeben zum Vorsitzenden eines außerordentlichen Gerichtshofes zur Aburteilung der Führer von „Einheit und Fortschritt“ ernannt worden ist. Ich bemerke schon hier, daß es sich voraussichtlich in kürzester Zeit zeigen wird, welches Verhängnis seine Ernennung für das Land bedeutet.

Nach dem Tode Mahmud Paschas gelang es Ismail von Gumuldjina, trotz meiner eifrigsten Nachforschungen, zu fliehen.

Kiamil Pascha

Eines Morgens, eine Woche oder etwa zehn Tage vor der Ermordung Mahmud Schefket Paschas, benachrichtigte mich zeitlich früh der Polizeipräfekt, Azmi Bey, daß sich Kiamil Pascha

an Bord eines Schiffes der Messagéries maritimes befinde, das in der Nacht am Quai gelandet sei, daß er aber das Schiff noch nicht verlassen habe. Er bat mich um die notwendigen Verhaltungsmaßregeln. Ich befahl ihm, unverzüglich den Direktor der Politischen Abteilung zu dem Pascha zu schicken und seine Hoheit zu bitten, auf demselben Schiffe, ohne das Land betreten zu haben, nach Ägypten zurückzukehren. Eine halbe Stunde später verständigte mich Azmi Bey wieder, daß Kiamil Pascha nachts das Schiff verlassen und sich nach seinem Konak in Stambul begeben habe. Ich wußte, daß die Urheber der Verschwörung die Rückkehr des Pascha nach Konstantinopel beschlossen hatten, ich dachte aber nicht, daß Kiamil Pascha den Mut haben würde, diesem Rufe Folge zu leisten. Die Ankunft des Paschas in Konstantinopel war das sicherste Zeichen, daß die Aufstandsbewegung nahe bevor stand. Die Lage erheischte sehr eilige und sehr strenge Maßregeln. Ich ließ Azmi Bey zu mir kommen und bat ihn, unverzüglich folgende Verfügungen zu treffen: „Ich werde vom Militärkommando aus einen Offizier mit militärischen Polizeibeamten nach dem Konak Kiamil Paschas schicken. Sie beordern einen Kommissär mit einer genügenden Anzahl von Polizeiagenten. Der Offizier und der Kommissär mit ihrem Gefolge begeben sich in die Wohnung Kiamil Paschas. Sie verteilen die Leute, überwachen die Eingänge, so daß absolut niemand, sei es ein Einheimischer oder ein Fremder, mit den Hausbewohnern in Verbindung treten kann. Der Offizier und der Kommissär werden den Pascha bitten, ihnen eine Unterredung zu gewähren, und ihm folgende Entschließung der Regierung mitteilen: Die Anwesenheit seiner Hoheit Kiamil Paschas bildet in diesem Augenblick eine Gefahr für die innere Ruhe des Landes. Die Regierung bittet den Pascha, auf dem Schiffe der Messagéries maritimes, mit dem er gekommen, nach Ägypten zurückkehren zu wollen. Selbst wenn das Schiff hier drei Tage vor Anker liegt, wird seine Hoheit gebeten, spätestens innerhalb zwölf Stunden sich an Bord zu begeben. Andernfalls würde sich die Regierung genötigt sehen, Schutzmaßnahmen zu ergreifen, die Seiner Hoheit vielleicht sehr unbequem sein könnten. Der Offizier und der Kommissär werden uns sodann die Antwort des Paschas mitteilen. Sie selbst bleiben im Konak und verweigern jedermann den Zutritt."

Diese Verfügung wurde sofort ausgeführt, und ich stellte meinen Adjutanten, Hauptmann Hilmi Effendi, bei. Der Pascha ließ antworten, er sei übermüdet und könne sich in so kurzer Zeit nicht zum zweiten Male den Beschwerden einer Seereise aussetzen; er halte es nicht für nötig, sich den ungesetzlichen Vorschriften der Regierung zu fügen. Auf diese Antwort des Paschas hin befahl ich, seine Wohnung so zu überwachen, daß niemand aus- und eingehen könne, bis der Pascha Konstantinopel verlasse.

Während ich diese Verfügungen traf, kam der erste Dragoman der englischen Botschaft, Fitz Maurice, nach dem Konak, um den Pascha im Namen der Botschaft willkommen zu heißen; aber die Agenten weigerten sich, ihn eintreten zu lassen. Dieses Individuum, die Verkörperung einer teuflischen Politik und der wahre Urheber der Ermordung Mahmud Schefket Paschas, beschloß sofort, Gegenmaßregeln zu ergreifen, um die Ausweisung Kiamil Paschas aus Konstantinopel zu verhindern und begab sich im Namen des Botschafters sofort zu Mahmud Schefket Pascha. Er verstünde nicht, sagte er dort, wie man ihn hindern könne, Kiamil Pascha, einen alten Freund der Botschaft, zu besuchen, es würde dies eine sehr schlechte Wirkung auf die öffentliche Meinung in England haben. Auf diese und andere Weise bekundete er seine Gehässigkeit. Gegen Mittag befahl mir Mahmud Schefket Pascha telephonisch, sofort zu ihm zu kommen. Er saß in dem Zimmer des Großwesirs mit dem Marineminister Tschuruk Sulu Mahmud Pascha. Eben sollte Halil Bey von dem Großwesir empfangen werden. Wir traten zusammen ein. Mit außerordentlich düsterer Miene sagte der Großwesir: „Das ist ja recht schön; es scheint, daß Sie Kiamil Pascha in seinem Hause gefangen gesetzt haben. Sie wollen ihn zwingen, Konstantinopel zu verlassen?"

„Jawohl, Hoheit, ich hielt es für nötig, eine solche Vorsichtsmaßregel zu ergreifen."

„Ich befehle Ihnen, die Bewachung seines Hauses sofort einzustellen und ihn in Ruhe zu lassen. Es steht im Belieben des Paschas, hier oder im Auslande zu wohnen."

„Meines Erachtens, Hoheit," erwiderte ich, „wäre die Aufhebung der getroffenen Maßregeln außerordentlich gefährlich und . . ."

Er schrie mich an, so laut er konnte: „Sind Sie nicht Soldat? Ich befehle Ihnen! Führen Sie sofort aus, was ich Ihnen befohlen habe, sonst werde ich streng gegen Sie vorgehen. Wollen Sie mir

die Engländer zu Feinden machen? Hätten Sie gehört, was der erste Dragoman mir gesagt hat, so würden Sie einsehen, daß Sie im Unrecht sind."

Ich konnte unmöglich den Pascha fragen, mit welchem Recht sich eine fremde Vertretung in die Maßnahmen einer Regierung gegen X oder Y einmischen könne, denn der Pascha war in einem Zustande, daß man ihm nicht mit Vernunftgründen beikommen konnte. Ich war über die harte und ungerechte Beurteilung der Maßnahmen, die ich gegen Kiamil Pascha seiner geheimnisvollen Machenschaften wegen getroffen hatte, sehr erbittert. Tränen in den Augen, antwortete ich: „Zu Befehl!" und verließ das Zimmer.

Tschuruk Sulu Mahmud Pascha, der meinen tiefen Schmerz begriff, folgte mir und führte mich in den Salon der Botschafter. Hier standen wir fünf Minuten lang schweigend am Fenster. Endlich sagte ich: „Haben Sie gesehen, wie ich behandelt worden bin? Kann man so etwas ertragen, ohne sein Vaterland zu lieben?" „Sie haben recht," erwiderte Mahmud Pascha, „aber ich bitte Sie, haben Sie Geduld!" Nachdem ich mich etwas beruhigt hatte, dankte ich dem Pascha, verabschiedete mich von ihm und kehrte ins Militärkommando zurück. Ich bat Azmi Bey zu mir und sagte ihm: „Auf Befehl seiner Hoheit des Großwesirs sind die Beamten, die das Haus Kiamil Paschas bewachen, zurückzuziehen und ist der Verkehr mit der Außenwelt frei zu geben. Ich aber erachte es für nötig, folgende Maßnahmen zu treffen: ein Militärpolizist und ein Zivilagent haben sich in der Umgebung des Konak aufzuhalten und alle Aus- und Eingehenden zu beobachten."

Hierauf schrieb ich zwei Briefe an Mahmud Schefket Pascha. In dem einen meldete ich ihm den Vollzug seiner Befehle, Kiamil Pascha betreffend, in dem andern bat ich in Anbetracht meiner infolge angestrengter Arbeit erschöpften Gesundheit um Enthebung von meinem Amte als Militärkommandant von Konstantinopel. Ich war mir dessen wohl bewußt, daß diese Bitte im Widerspruch mit den Interessen des Landes stand, aber ich hatte mich dazu entschließen müssen, da es mir ohne die Freiheit, notwendige Verfügungen zu treffen, unmöglich war, die Sicherheit der Hauptstadt zu verbürgen.

Der Pascha, der sehr rasch die heftigen Worte, die er gegen mich gebraucht hatte, bedauerte, ließ mich noch vor Empfang meiner

Briefe telephonisch zu sich bitten. Da ich ihn aber nicht wieder sehen wollte, bevor er meine Demission erhalten hatte, entschuldigte ich mich vorläufig mit dringenden Verpflichtungen und teilte ihm mit, daß ich erst am Abend, zu einer ihm genehmen Stunde, ihm zu Befehl stehen könnte. Er befahl mir, abends um 9 Uhr in das Großwesirat zu kommen.

An diesem Tage wurde im Ministerrat meine Demission vorgelesen, und der Pascha fragte die Minister, was er tun solle. Diese rieten ihm offenbar, darauf zu bestehen, daß ich an der Spitze des Militärkommandos bleibe. Der Pascha sagte, daß er diesen Gesichtspunkt teile, daß aber die Lage schwierig werden müßte, wenn ich auf der Ausweisung Kiamil Paschas bestünde, daß er auf alle Fälle vorher mit mir sprechen wolle. Am Abend dieses Tages traf ich Ibrahim Bey, der mich mit den Worten begrüßte: „Es scheint, daß Sie demissionieren wollen. Wie können Sie nur so etwas tun? Wir werden uns alle zurückziehen." Auch meine anderen Freunde widersetzten sich meiner Absicht. Aber für mich gab es nur die Alternative, entweder vollständig unabhängig zu sein und alle Verantwortung für meine Verfügungen zu übernehmen, oder mich zurückzuziehen. Denn die heikle Lage und die Verantwortlichkeit für die öffentliche Sicherheit erforderten unbedingt volle Handlungsfreiheit.

Um 9 Uhr abends ging ich zu dem Pascha ins Großwesirat. Er empfing mich sehr freundlich.

„Warum haben Sie sich über meine Bemerkungen von heute früh so sehr alteriert?" sagte er. „Wissen Sie nicht, daß ich Sie wie einen Sohn liebe. Wenn ein Vater aufgeregt ist, kann er seine Kinder nicht so behandeln, wie er gern möchte. Ich bitte, betrachten Sie den Vorfall wie ein kleines Zerwürfnis zwischen Vater und Sohn und seien Sie mir nicht mehr böse."

„Pascha," erwiderte ich, „ich bitte Sie zu glauben, daß ich Ihr Verhalten von heute nicht anders deute, als es gemeint war. Ich betrachte mich immer als Ihren Sohn, und da ich Ihre Verdienste sehr wohl zu schätzen weiß, so kann ich auch die härteste Behandlung von Ihnen ertragen. Es ist also nicht Ihre Heftigkeit gegen mich, die mich veranlaßt hat, um meinen Abschied zu bitten, sondern wirklich die Unmöglichkeit, unter solchen Umständen zu arbeiten. Ew. Hoheit ist bezüglich der Dinge, die sich vorbereiten und hinsichtlich der geheimen Verschwörungen re-

volutionärer Art nicht auf dem Laufenden. Ich wollte Ew. Hoheit nicht mit polizeilichen Angelegenheiten belästigen und möchte es auch jetzt nicht tun. Aber ich kann Ew. Hoheit versichern, daß man Kiamil Pascha nach Konstantinopel hat kommen lassen, um ihn zum Großwesir zu erheben, wobei man über Ihre Leiche hinwegschreiten will. Die Ankunft des Paschas ist das sicherste Zeichen der nahen Revolution. Den Pascha zum Verlassen Konstantinopels zu zwingen, bedeutet der Verschwörung die Flügel beschneiden. Ew. Hoheit wissen sehr wohl, daß diejenigen, welche die Pflicht haben, Maßregeln gegen geheime Drohungen und politische Attentate zu ergreifen, nicht immer die volle Freiheit in der Wahl ihrer Mittel haben. Als Sie mir mein Amt anvertrauten, haben Sie mir die größte Freiheit zugesichert. Und jetzt, angesichts einer gänzlich ungerechtfertigten Einmischung der englischen Botschaft, hindern Sie mich, die dringendsten Verfügungen zu treffen. In dieser Lage bin ich außerstande, meinen Dienst zu versehen."

Nach langer Überlegung erwiderte er: „Schön, ich gebe Ihnen volle Handlungsfreiheit, aber treffen Sie bezüglich Kiamil Pascha keine strengeren Maßnahmen, als absolut notwendig ist, und gestatten Sie ihm, drei Tage hier zu verweilen."

Darauf zog ich mein Abschiedsgesuch zurück.

Ins Militärkommando zurückgekehrt, bat ich sogleich Abdullah Bey, den Sohn Kiamil Paschas und Mitglied des Staatsrates, um seinen Besuch am nächsten Tage. Er folgte dieser Einladung und ich sagte ihm, daß der Pascha auf alle Fälle Konstantinopel verlassen müsse, daß es unmöglich sei, die getroffenen Verfügungen zurückzunehmen, und daß er von seiten der englischen Botschaft oder seitens anderer fremder Vertretungen keine Unterstützung zu erwarten habe; wenn er spätestens Freitag abend die Stadt nicht verlassen hätte, müßte ich ihn verhaften lassen und ihn vielleicht irgendwohin nach Anatolien verschicken. Nach längerer Unterredung billigte Abdullah Bey vollkommen meine Entschließungen und entfernte sich mit dem Versprechen, daß er versuchen wolle, seinen Vater von seinem nutzlosen Widerstand abzubringen. Am Abend kam er wieder, um mir mitzuteilen, daß der Pascha sich am nächsten Tage nachmittags einschiffen werde.

Tatsächlich verließ am folgenden Tage, einem Freitag, Kiamil Pascha seinen Konak in Begleitung von Sir Lowther, dem englischen Botschafter, passierte im Wagen die Hohe Pforte, schiffte sich in Galata ein, und am Abend verließ das hell erleuchtete Schiff mit Kiamil Pascha an Bord Konstantinopel.

Das Attentat gegen Mahmud Schefket Pascha

Zahlreiche Anzeichen sowie die Berichte meiner Agenten deuteten darauf hin, daß die Verschwörer ihre Vorbereitungen getroffen hatten, und daß an einem der nächsten Tage ein allgemeiner Angriff erfolgen werde.

Am Tage des Attentats, Mittwoch, den 15. Juni 1913, begab ich mich früh in das Kriegsministerium, um die Befehle des Paschas zu hören und seinen Adjutanten einzuschärfen, den Pascha bei seinen Gängen zur Hohen Pforte besonders zu beschützen. Ich sprach etwa eine halbe Stunde lang mit dem Pascha, und er war an diesem Tage besonders heiter und fühlte sich infolge der getroffenen Maßregeln sehr sicher. Um ihn nicht allzusehr zu beunruhigen, sagte ich ihm so nebenbei, daß in diesen Tagen Attentate zu erwarten seien, und daß am nächsten oder übernächsten Tage vielleicht einige Verhaftungen deswegen notwendig sein würden. Aber trotz aller Vorsicht sei es unmöglich, einzelne Attentate zu verhindern, es wäre daher gut, sich bei seinen Ausgängen in acht zu nehmen. Ich hätte deswegen auch den Adjutanten besondere Aufmerksamkeit empfohlen. „Ach," sagte er, „es wird kommen, wie Gott will!" Ich verabschiedete mich und ging eine Etage höher, um in der dritten Abteilung des Hauptquartiers die Majore Saadullah und Kemal Bey zu sprechen. Wir unterhielten uns über ein Reglement. Es war ungefähr eine Viertelstunde verflossen, als man vom Platz des Kriegsministeriums her ein Geräusch hörte, wie von einem großen Balken, auf den man mit einem Hammer klopft, fünf regelmäßige Schläge. Da ich jeden Augenblick ein Attentat erwartete, fragte ich Kemal Bey, ob das nicht Revolverschüsse wären. „Ich glaube nicht," sagte er, „man klopft wohl irgendwo Teppiche oder schlägt Nägel ein." Aber diese Antwort befriedigte mich durchaus nicht, und ich erwartete jeden Augenblick eine schlimme Nachricht. Fünf Minuten später stürzte mein

treuer Diener Ramazan ins Zimmer und schrie außer sich: „Soeben hat man den Pascha getötet!“ Mit einem Satze war ich im Vestibül. „Welchen Pascha? Wer hat ihn getötet? Wo?“ schrie ich. „Auf dem Wege nach der Hohen Pforte, auf dem Bayazidplatz. Ich weiß nicht, wer ihn getötet hat.“

Während ich rasch in den ersten Stock eilte, brachte man schon Mahmud Schefket Pascha blutüberströmt über die Ministertreppe in sein Zimmer. Noch immer liegt mir sein heiseres Röcheln im Ohr. Ich verweilte einen Augenblick auf dem Gange und blickte in das blasse Gesicht des Pascha. Dann überlegte ich: Wohin ruft mich die Pflicht? Ich war sofort entschlossen. Vor allem hieß es, die Mörder verfolgen und festnehmen und ins Militärkommando eilen, um die Ordnung in der Hauptstadt zu sichern. Mein Adjutant Hilmi kam auf mich zu. „Vorwärts,“ rief ich und eilte auf den Platz des Kriegsministeriums. Ich wandte mich nach dem Platzkommando, um die ersten Nachrichten zu bekommen. Im Augenblick, als ich um die Ecke bog, begegnete mir ein Leutnant von der Militärpolizei. „Hat man den Mörder verhaftet?“ rief ich. „Ich weiß nicht, Effendi“, antwortete er. „Ich suche eben eine Patrouille.“ „Was wollen Sie mit einer Patrouille?“ schrie ich ihn an. „Machen Sie sofort Kehrt und verhaften Sie die Mörder, damit sie nicht Zeit finden, zu fliehen oder ein Versteck aufzusuchen!“ Der Offizier, ganz betroffen von der Heftigkeit des Befehls, machte sich schnell auf die Beine und lief nach dem Tatort.

Als ich einige Minuten später im Automobil auf den Schauplatz des Attentates kam, meldete er mir, daß er soeben einen gewissen Topal Tevfik verhaftet habe, der zweifellos einer der Mörder sei, während die anderen im Automobil fliehen konnten. Ich mußte mich natürlich mit dieser ersten Meldung begnügen. Alsbald begab ich mich ins Militärkommando und ließ sofort militärische Maßnahmen in Pera, Skutari und Stambul ergreifen.

Noch war seit dem Verbrechen keine halbe Stunde verflossen, als in den Straßen der Hauptstadt Militärpatrouillen zu Pferd und zu Fuß erschienen, und eine Stunde später wurde eine Bekanntmachung veröffentlicht, worin das Publikum von dem Verbrechen und zugleich von der Verschärfung des Kriegszustandes verständigt wurde. Gegen jeden, der zum geringsten Zwischenfall Anlaß gebe, sollte von den Patrouillen strengstens eingeschritten werden.

In der Erwägung, daß die Verschwörer sich ins kaiserliche Palais begeben und seine kaiserliche Majestät belästigen könnten, gab ich dem ersten Sekretär des Palais telephonisch einige Anweisungen und bat ihn, sofort seine kaiserliche Majestät in Kenntnis zu setzen, daß alle notwendigen Maßnahmen getroffen seien.

Andererseits setzte ich mich telephonisch mit dem Vizegeneralissimus Izzet Pascha in Hadem Köj in Verbindung und gab ihm eine Übersicht über die ganze Lage. Ich teilte ihm die schon getroffenen Ordnungsmaßregeln mit und bat ihn, vorläufig zwei Regimenter Kavallerie, die sich in der Kaserne Daud Pascha befanden, zu meiner Verfügung zu stellen und zur Erhöhung der Sicherheit zwei Regimenter Infanterie von Hadem Köj gegen Kutschuk Tschekmedje marschieren zu lassen. Zugleich telephonierte ich an Said Halim Pascha und die anderen Minister, um sie über das Ereignis zu unterrichten und bat sie, so bald als möglich ins Kriegsministerium zu kommen, um die erforderlichen Entscheidungen zu treffen.

Einige Sicherheitsmaßregeln

Schon früher hatte ich in Voraussicht eines solchen Ereignisses von der Polizeipräfektur in Konstantinopel ein Verzeichnis aller Personen der verschiedensten Klassen anlegen lassen, von denen man erwarten mußte, daß sie in den verschiedenen Stadtteilen versuchen würden, die Situation zur Erregung von Unruhen auszubeuten. Ich hatte den Polizeipräfekten, Azmi Bey, angewiesen, beim ersten ernstlichen Versuch eines Anschlages ohne weiteres alle auf dieser Liste verzeichneten Personen verhaften zu lassen und hatte auch dem Platzkommandanten diesbezüglich die nötigen Anweisungen gegeben. Azmi Bey meldete mir, daß dieser längst gegebene Befehl soeben ausgeführt worden sei, und fragte an, wohin die Verhafteten gebracht werden sollten. Im Einvernehmen mit Said Halim Pascha, dem interimistischen Großwesir, und dem Minister des Innern, Hadji Adil Bey, wurde beschlossen, daß zur Wahrung der Ruhe in der Hauptstadt die Verhafteten nach Sinope zu verbringen seien und sie eine genügende Geldbewilligung erhalten sollten. Ich ersuchte die Schiffahrtsverwaltung, einen Dampfer für diesen Transport auszurüsten, und bat zugleich Azmi

Bey, alle Verhaftungen im Laufe dieser Nacht vornehmen zu lassen, damit am nächsten Abend die Einschiffung und Ausfahrt des Transportes beendet sei. Auch ließ ich Damad Salih Pascha, sowie einige andere Personen, von denen ich wußte, daß sie in das Komplott verwickelt seien, verhaften und polizeilich ins Verhör nehmen.

Das Leichenbegängnis Mahmud Schefket Paschas

Um zu beweisen, daß trotz der Ermordung des Großwesirs die Ordnung in der Hauptstadt aufrecht erhalten sei, wünschte ich ein möglichst glänzendes Leichenbegängnis für Mahmud Schefket Pascha. Ich bat die zuständigen Stellen, die Todesanzeigen und Einladungen zur Beerdigung an alle Honoratioren, alle hohen Staatsbeamten, alle Generäle und Stabsoffiziere, die sich in der Hauptstadt befanden, auszuschicken. Ein großes Truppenaufgebot sollte dem Leichenzuge folgen. Ferner wurden die Botschafter der fremden Mächte gebeten, der Feier beizuwohnen mit den Kommandanten und Offizieren der fremden Kriegsschiffe im Hafen. Einladungen ergingen auch an die Militär- und Marineattachés usw. Über fünftausend Personen beteiligten sich an dem Leichenbegängnis. Das Wetter war herrlich, die Straßen waren überfüllt; angesichts dieser großartigen Kundgebung sah man viele Frauen in Stambul erschüttert weinen, wodurch der ergreifende Eindruck des Ganzen gesteigert wurde. Die Großartigkeit dieses Leichenzuges hatte den gewünschten Erfolg. Ich selbst hatte es vorgezogen, an der Spitze einer berittenen Patrouille die Straßen von Stambul zu durchstreifen. Um aber doch ein Bild von dem Leichenzug zu gewinnen, stieg ich auf der Peraseite ins Auto und erreichte auf Umwegen in Pankaldi vor der Schule von Notre Dame von Sion den Zug. Im allgemeinen war das Ganze so, wie ich es gewünscht hatte, aber sobald ich den Sarg des Verstorbenen, auf den ich so viele Hoffnungen gesetzt hatte, erblickte, ergriff mich eine tiefe Erschütterung.

Nach dem Begräbnis kam mein Freund, der französische Gendarmeriekommandant Sarron zu mir, um mich zu der in der Stadt herrschenden musterhaften Ordnung zu beglückwünschen. Bei dieser Gelegenheit erwähnte er ein Gespräch, das er in Er-

wartung des Leichenzuges auf dem Freiheitshügel mit angehört hatte, zwischen dem Kommandanten der italienischen Flotte und dem General Baumann, der die Gendarmerie zu reorganisieren hatte. Der Admiral hätte zu Baumann gesagt: „Dieser Djemal Bey ist außerordentlich wagemutig. Ein solches Leichenbegängnis zu veranstalten auf einem engen Platze, am Tage nach dem Attentat, wo man die Verbrecher noch nicht einmal verhaftet hat, die Botschafter der fremden Mächte und sogar die Kommandeure der Kriegsschiffe zu versammeln, dazu gehört eine große Courage und ein ebenso großes Vertrauen zu der Wirksamkeit der Sicherheitsmaßregeln. Wenn in diesem Augenblick ein Revolutionär eine Bombe würfe und auch nur einen oder mehrere von uns verletzte, so würde die türkische Hauptstadt sofort von den Kontingenten unserer Kriegsschiffe besetzt. Übrigens ist dieser Fall besprochen worden und die notwendigen Maßregeln sind getroffen. Aber siehe da, wir sind hier und nichts ist geschehen. Wenn in ein oder zwei Tagen die Schuldigen und ihre Mitwisser verhaftet sind, wird Djemal Bey seinem Lande einen großen Dienst erwiesen haben, und er wird nicht ermangeln, sich dieses Resultats zu bedienen, um die Zurückziehung der Flotte von der Hauptstadt und die Rückkehr aus dem Bosporus als etwas ganz Natürliches zu verlangen. Meine Ansicht ist, daß wir hier vollständig überflüssig sind."

Das Verbrechen hatte an einem Mittwoch stattgefunden, Donnerstag war das Begräbnis, am Freitag konnte ich, allerdings um den Preis des Lebens meines Adjutanten Hilmi, in der Pire Mehmed-Straße in Pera die Häupter der Verschwörung, Kiazim den Zirkassier und einige andere Genossen ausforschen und verhaften und der Untersuchungskommission des Kriegsgerichtes vorführen.

Das Verhör und die Untersuchung ergaben, daß die Partei als Ganzes, sowie einzelne Personen ein und denselben Zweck verfolgten, nämlich das Land der Regierung zu berauben, die führenden Mitglieder von „Einheit und Fortschritt" durch Attentate aus dem Wege zu räumen und durch einen Druck auf Seine Majestät den Sultan als vorläufigen Großwesir den Marschall Schakir Pascha zu bestellen, unter dessen Vorsitz sich ein provisorisches Kabinett bilden sollte, das in drei Tagen und drei Nächten alle Anhänger des Komitees massakrieren lassen sollte. Später

sollte ein neues Kabinett unter dem Vorsitze Kiamil Paschas oder des Prinzen Sabaheddin gebildet werden.

Ich brauche nicht zu befürchten, daß jemand die Richtigkeit dieser Tatsachen bestreiten wird. Durch die Veröffentlichung des ganzen Verhörs und der Resultate der Untersuchung werden meine Behauptungen bestätigt werden. Und wenn man besonders das Geständnis von Sabih Bey, Dolmetscher bei der Trambahngesellschaft, liest, der an den Arbeiten sehr hochgestellter in die Verschwörung verwickelter Persönlichkeiten aktiv teilgenommen hat, so dürften weitere Beweise überflüssig sein.

Sabih Bey lebt noch. Ich halte ihn für einen Ehrenmann. Selbst nach der Bestrafung der Mörder Mahmud Schefket Paschas und ihrer Genossen schickte ich, von dem Wunsche geleitet, die Ruhe im Lande dauernd zu befestigen, Sabih Bey mit Vorschlägen an zahlreiche in contumaciam zum Tode verurteilte Personen nach Europa. Meine Vorschläge waren sehr einfach: wenn diese Personen eigenhändig und mit eigener Unterschrift mir schreiben würden, auf welche Weise sie persönlich seit Verkündigung der Verfassung an den verschiedenen revolutionären Bewegungen und Attentaten teilgenommen hatten, so würde ich unverzüglich eine allgemeine Amnestie zu ihren Gunsten erwirken. Natürlich ging mein Zweck dahin, die öffentliche Meinung im In- und Ausland aufzuklären und zu beweisen, wie nichtig die Verleumdungen gegen „Einheit und Fortschritt“ seien. Als Sabih Bey, der das Maß der Teilnahme eines jeden kannte, diese Vorschläge den betreffenden Personen vorlegte, drückten diese ihr Erstaunen aus und wiesen sie natürlich zurück, wobei sie selbstverständlich Sabih Bey beschuldigten, von der Regierung Geld genommen zu haben. Ich bestätige hier, daß ich Sabih Bey nicht einen Pfennig gegeben habe. Aus seinem Geständnis geht hervor, daß der Marschall Schakir Pascha das interimistische Großwesirat in voller Kenntnis des angestrebten Zweckes angenommen hatte, und daß unter den Personen, die Seine Majestät den Sultan für diese Wahl günstig stimmen sollten, sich Persönlichkeiten befanden, die sehr hohe Staatsstellungen innehatten. Ein juristisches Einschreiten gegen diese so hochgestellten Leute hätte die Situation nutzlos noch mehr erschwert. Was den Marschall Schakir Pascha betrifft, der gemein genug war, das General- und Militärkommando von Yemen aus den Händen eben dessen anzunehmen, zu dessen Ermordung er sich

verschworen hatte, so schien es mir unklug, ihn auf so leichte Argumente wie Behauptungen und Geständnisse hin verurteilen zu lassen. Ich hielt es für besser, ihn nicht zu verfolgen und seinetwegen Stillschweigen zu bewahren. Die zuständigen Stellen stimmten diesem Vorgehen zu.

Das Kabinett Said Halim Pascha

Nach dem Tode Mahmud Schefket Paschas wurde beschlossen, den Prinzen Said Halim Pascha als Kandidaten der Partei für den Großwesirsposten in Vorschlag zu bringen. Seine Majestät hatte aus Erwägungen, die ich nicht beurteilen kann, Said Halim Pascha zum interimistischen Großwesir ernannt und befohlen, daß die übrigen Minister ihre Tätigkeit gleichfalls interimistisch fortführten. Nach einigen Tagen wurde das Kabinett Said Halim Pascha neugebildet, mit der einzigen Änderung, daß Talaat Bey das Ministerium des Innern übernahm.

Exkurs

Ich muß mir hier eine kleine Abschweifung erlauben, um damit eine Grundlage für gewisse politische Bemerkungen zu schaffen, auf die ich in meinen Denkwürdigkeiten später zurückkommen werde.

Man regte sich darüber auf, daß Damad Salih Pascha zum Tode verurteilt wurde. Der Prozeß war abgeschlossen, aber das Urteil hatte noch nicht die kaiserliche Bestätigung erhalten. Eines Tages wurde ich von dem mir befreundeten französischen Botschaftsrat, Monsieur Boppe, der den damals auf Urlaub befindlichen Botschafter, Monsieur Bompard, vertrat, um meinen Besuch auf der Botschaft in einer wichtigen Angelegenheit gebeten.

„Mein lieber Djemal Bey," sagte er mir, „ich habe soeben ein Telegramm vom Minister des Äußeren, Monsieur Pichon, erhalten. Sie wissen, wie sehr Pichon Türkenfreund ist. Überzeugt von Ihren freundschaftlichen Gefühlen für Frankreich, wollte ich Ihre Meinung über die von mir einzunehmende Haltung hören."

Die Depesche, die er mir darauf reichte, lautete: „Nach eben erhaltenen Nachrichten soll Salih Pascha, der Sohn von Haïreddine

Pascha aus Tunis, verhaftet worden und zum Tode verurteilt worden sein. Diese Nachricht hat in Tunis, wo sich Salih Pascha eines großen Ansehens erfreut, große Aufregung hervorgerufen. Die französische Regierung, überzeugt, daß die Verurteilung eines Schutzbefohlenen zu einer großen Gärung in Tunis führen könnte, sieht sich genötigt, zugunsten Salih Paschas zu intenvenieren. Sprechen Sie sofort mit dem Großwesir und verlangen Sie nachdrücklich, daß Salih Pascha in Freiheit gesetzt werde und in voller Sicherheit nach Tunis zurückkehren könne."

Nachdem ich das Telegramm gelesen, schwieg ich eine Weile. Ich verstand jetzt, warum Salih Pascha trotz meiner Bitten nicht auf die Organisation der Verschwörung verzichtet hatte. Je näher ich der Wahrheit kam, um so mehr beklagte ich unser unglückliches Land. Schließlich sagte ich zu Monsieur Boppe: „Sie kennen meine große Sympathie für Frankreich und trotz der mißgünstigen Sprache der französischen Zeitungen in der letzten Zeit habe ich meine Bemühungen, die französische Freundschaft wieder zu beleben, wie Sie wissen, nicht aufgegeben. Wenn Sie sich die öffentliche Meinung Konstantinopels und des Orients im allgemeinen entfremden wollen, so mögen Sie immerhin eine solche Intervention unternehmen. Ich möchte Ihnen aber von vornherein sagen, daß diese Démarche in der Sache selbst ohne Erfolg bleiben wird. Salih Pascha ist auf Grund von zahlreichen unwiderleglichen Beweisen verurteilt worden. Die Vollziehung des Urteils an ihm und seinen Genossen ist der kaiserlichen Bestätigung unterbreitet. Wir haben es satt, durch derartige Verbrechen die Regierung beständig schwächen zu lassen. Diesmal sind wir entschlossen, die Schuldigen mit der äußersten Strenge zu bestrafen, wie hoch sie auch im Range stehen. Dadurch hoffen wir in der Zukunft ähnliche Versuche hintanzuhalten. Die Démarche, die Sie beim Großwesir unternehmen wollen, wird Salih Pascha nicht retten, aber die öffentliche Meinung wird die französische Botschaft beschuldigen, daß sie Staatsstreiche in Konstantinopel begünstige und das kann zu einer dauernden Entfremdung führen. Meiner Meinung nach würden Sie besser tun, Monsieur Pichon zu bitten, er möge sein Vorhaben aufgeben."

Monsieur Boppe teilte meinen Gesichtspunkt und tatsächlich unterließ er es, sich an den Großwesir zu wenden.

Zwei Tage, nachdem das Urteil die kaiserliche Bestätigung erhalten hatte, wurde beschlossen, am nächsten Tage das Urteil vollstrecken zu lassen. Nachts um elf Uhr wurde ich von der französischen Botschaft angeklingelt, Monsieur Boppe bat mich persönlich, sofort zu ihm zu kommen. Kaum war ich eingetreten, so reichte mir Monsieur Boppe in größter Aufregung ein zweites Telegramm von Monsieur Pichon. Dieser, sehr erzürnt über die Antwort des Geschäftsträgers, die eine Intervention widerriet, trug ihm in der bestimmtesten Form auf, unverzüglich mit dem Großwesir zu sprechen und, koste es, was es wolle, Salih Pascha zu retten. Um Monsieur Boppe nicht noch mehr aufzuregen, sagte ich: „Lieber Freund, es ist zu spät. Das Urteil hat die kaiserliche Bestätigung erhalten und wird bei Tagesanbruch vollzogen werden. Sie können den Großwesir diese Nacht nicht mehr sprechen. Bevor es noch möglich sein würde, einen Gegenbefehl zu erlassen, wird das Urteil schon vollzogen sein. Ich kann aber nicht verstehen, warum Monsieur Pichon so hartnäckig ist und aus welchen Beweggründen er Ihnen, anstatt für Ihre klugen Ratschläge zu danken, Vorwürfe macht." Monsieur Boppe nahm alle Verantwortung auf sich, verzichtete wieder auf eine nutzlose Intervention beim Großwesir und erfuhr am nächsten Morgen die Vollstreckung des Urteils.

Einige Tage vor der Urteilsvollstreckung an Salih Pascha hatte ich seine Brüder Tahir und Mehmet Haïreddin Bey verhaften lassen. Es bestand für mich nicht der geringste Zweifel, daß Tahir Haïreddin Bey ein noch verwegenerer Schädling sei als Salih Pascha. Die französische Botschaft wollte zugunsten dieser beiden intervenieren. Wir kamen überein, daß diese Intervention halb offiziellen Charakters sei, und bestimmten als Grundlage unserer Vereinbarung, daß sich die beiden Genannten künftig in keiner Weise mehr in die Politik der türkischen Regierung einmischen, auf die türkische Staatsbürgerschaft gänzlich zu verzichten hätten, französische Staatsbürger würden und nach Frankreich gingen. Auf dieser Basis wurden die nötigen Formalitäten vollzogen.

Dies waren die letzten Dienste, welche die Söhne Haïreddins dem türkischen Staat leisteten. Ich hoffte, daß wir nie mehr von ihnen hören würden[1]). Da diese Herren aus Tunis sind, würden

[1]) Später erfuhr ich, daß Tahir Haïreddine nach Konstantinopel zurückgekehrt und zum Ackerbauminister mit dem Titel „Mirmiran" (welches Wunder!) ernannt worden sei.

sie besser daran tun, wenn sie versuchten, ihr Vaterland vom französischen Joch zu befreien. Wir werden dann sehen, ob Monsieur Pichon intervenieren wird, um ihren Kopf vor der Guillotine zu retten. Bevor ich diesen Exkurs schließe, möchte ich noch ein Wort hinzufügen. Die übelwollenden Gerüchte, die besagen, daß ich zusammen mit Talaat Bey im kaiserlichen Palais gewesen sei, um Seine Majestät, der das Urteil nicht bestätigen wollte, zu beeinflussen, sind ganz und gar falsch. Der Großwesirliche Bericht mit Beilagen wurde noch am gleichen Tage zusammen mit der kaiserlichen Bestätigung des Urteils der Hohen Pforte zugestellt.

Ausbruch und Ende des zweiten Balkankrieges

Die Wiedereroberung Adrianopels

Zu Beginn seines Großwesirats und nach dem Mißerfolg der Offensive von Scharköj, nach dem Fall der Festung Adrianopel, von Yanina und von Skutari in Albanien, mußte Mahmud Schefket Pascha den Vorfrieden unterschreiben und die Linie Enos—Midia annehmen. Kurze Zeit nach dem Tode des Pascha brach der zweite Balkankrieg aus, und die Serben, Griechen und Rumänen marschierten gegen die Bulgaren.

Die Lage erheischte, daß wir, diesen Stand der Dinge benutzend, ebenfalls gegen die Bulgaren marschierten, um Adrianopel wiedereinzunehmen. Alle Parteimitglieder waren der Meinung, daß die Regierung sich dazu entschlossen hätte und hofften mit gutem Grund, daß sich die Armee in Bewegung setzen würde. Der englische Außenminister, Sir Edward Grey, von dem in Konstantinopel herrschenden Geist unterrichtet, arbeitete mit allen Mitteln darauf hin, durch Intervention der englischen Botschaft die Hohe Pforte zu einem Verzicht auf diese Unternehmungen zu bewegen und führte in seinen Reden im Unterhaus eine drohende Sprache. Im Ministerium waren die Ansichten geteilt.

Unvergeßlich ist mir folgendes Ereignis. An einem Freitag gegen Abend begab ich mich in das Palais Said Halim Paschas nach Jeniköj. Alle Minister waren da versammelt, es fand ein Ministerrat statt. Man hatte schon vor meiner Ankunft verschiedene Fragen erörtert und ruhte sich jetzt auf dem Marmorbalkon, der auf das Meer hinausging, aus. Osman Nizami Pascha sagte zu seinem Nachbarn, dem Marineminister Tschuruksulu Mahmud Pascha: „Wenn es mir diesmal gelingt, die hier Versammelten zu einem Verzicht auf den Plan der Wiedereroberung Adrianopels zu bewegen, so glaube ich, dem Lande den größten Dienst geleistet zu haben."

Der Widersinn eines solchen Vorhabens, das den Interessen des Landes durchaus widersprach, machte mich erstarren.

In einem Zimmer fand ich Said Halim Pascha und Talaat Bey in gedrückter Stimmung. Said Halim Pascha wandte sich an mich:

„Wir konnten auf keine Weise die Mehrheit zugunsten einer Intervention zustande bringen, wir wissen nicht mehr, was zu tun ist.“

Talaat Bey versicherte, daß er die Geldfrage am nächsten Tage bei einer Unterredung mit dem Generaldirektor der Regie, Herrn Weyl, würde erledigen können. Tatsächlich hatte er am nächsten Tage eine Besprechung mit Herrn Weyl, an der ich teilnahm. Herr Weyl versprach der Regierung eine Anleihe von anderthalb Millionen unter der Bedingung, daß die Konzession der Regie um fünfzehn Jahre verlängert würde. Der Finanzminister Rifat Bey und der Minister des Innern Talaat Bey nahmen auf Beschluß des Ministerrates diese Bedingungen an. Das ist die Erklärung für die Regieangelegenheit, die man seit zwei oder drei Jahren in der Abgeordnetenkammer als Verbrechen Djavid Beys hinstellt.

Ich glaube, daß eine Regierung, die in solchem Augenblick diese Klausel angenommen hat, die Sache nicht mehr rückgängig machen kann. Am gleichen Tage fuhr Talaat Bey im Automobil ins Hauptquartier nach Hadem Köj, um sich über die Meinung Izzet Paschas, des stellvertretenden Generallissimus im Kriegsministerium, zu unterrichten.

Izzet Pascha betrachtete zwei Fragen als besonders wichtig, war aber bereit, der Armee den Befehl zum Vormarsch zu geben, wenn man ihm bezüglich der zwei Punkte beruhigende Versicherungen geben könnte.

1. Werden die politischen Verwicklungen, die aus dem Vormarsch der Armee entstehen können, das Land nicht in sehr große Gefahr stürzen?

2. Haben wir die notwendigen Gelder, um die Verpflegung der Armee sicherzustellen?

Talaat Bey war beauftragt, den Standpunkt der Minderheit der Minister hinsichtlich des ersten Punktes zum Ausdruck zu bringen und hinzuzufügen, daß infolge der Verlängerung der Konzession der Regie die finanzielle Frage gelöst sei. Am nächsten Tage kehrte er zurück und brachte uns das Einverständnis Izzet Paschas. Trotzdem aber war die Mehrheit der Minister überzeugt, daß der Vormarsch für uns schädlich sei.

Am nächsten Morgen besuchte ich mit Midhat Schukri Bey die Minister, die noch schwankend waren. Wir erklärten ihnen, daß wir unser moralisches Recht auf die Staatsleitung verlieren und

uns zurückziehen müßten, wenn wir diese Gelegenheit zur Rückeroberung Adrianopels ungenützt ließen. Denn dies sei das Ziel gewesen, das uns zum Staatsstreich veranlaßt hätte und um dessentwillen unser stellvertretender Generalissimus und Kriegsminister sein Leben lassen mußte.

Einige wurden überzeugt, andere gaben die Absicht kund, zu demissionieren. Wir sagten ihnen, daß es ihre Pflicht sei, ihre Ergebenheit für die Sache zu zeigen und sich nicht zurückzuziehen. Schließlich, vor der Zusammenkunft des Ministerrates, war die Majorität gesichert. Ich bin nicht ermächtigt, in diesem Teile meiner Denkwürdigkeiten Namen zu nennen.

Ich habe mich mit dieser Angelegenheit nur beschäftigt, in meiner Eigenschaft als führendes Mitglied unserer Partei und weil ich die freundschaftlichsten und brüderlichsten Beziehungen zu den Ministern dieser Partei unterhielt, nicht aber, wie später eine Zeitung behauptete, um einen Druck oder Zwang auszuüben. Ebenso wie ich es nie geduldet habe, daß andere sich in größere oder kleinere Dinge mischten, die in mein Ressort gehörten, so habe auch ich mich nie mit fremden Angelegenheiten befaßt und mich meinen Kollegen gegenüber immer auf Wünsche oder freundschaftliche Ratschläge beschränkt. Auf diese Weise ist es mir immer gelungen, Beleidigungen oder jeden Verdacht eines Übergriffs zu vermeiden. Ich bin jederzeit in der Lage, gegenteilige Behauptungen zu widerlegen, und möchte dafür folgenden Fall anführen.

Die heitere Miene, mit der die Minister nach jener so gefürchteten Sitzung von der Hohen Pforte zurückkehrten, erfüllte uns mit froher Zuversicht. Als der Armee der Vormarschbefehl zur Einnahme Adrianopels gegeben wurde, benachrichtigte der Minister des Äußeren die Großmächte durch eine Note, welche unsere Gesandtschaften übermittelten, daß das Ziel der Armee die Befreiung Adrianopels sei und daß, an diesem Ziele angelangt, die Armee haltmachen würde, daß unter keinen Umständen das rechte Ufer der Maritza überschritten würde. Meiner Meinung nach war diese Note ein politischer Fehler. Erstens konnten wir uns mit der Wiedereroberung Adrianopels nicht begnügen; die Maritza mußte ein türkischer Fluß bleiben und Dedeagatsch, welches die natürliche Grenze gegen das Ägäische Meer zu bildet, mußte unbedingt an uns zurückfallen. Andererseits war es nötig,

um die Verteidigung Adrianopels zu sichern, daß Dimotika, Soffanti und alle angrenzenden Gebiete in unserem Besitz verblieben. Und wenn man bedenkt, daß 85% der Bevölkerung von Gumuldjina, Isketsché und Umgebung muselmanisch ist, war es unsere unbedingte Pflicht, den Versuch zu machen, diese Orte zurückzugewinnen. Es war natürlich schwer, das Gelingen dieses Unternehmens mit Sicherheit vorauszusagen, aber die Herausgabe einer solchen Note, welche die Regierung von Anbeginn des Unternehmens an ein festes Versprechen band, zeigt gewiß nicht von politischem Weitblick.

Weiter unten werde ich zeigen, wie auf der Konstantinopler Konferenz die ottomanischen Delegierten angesichts der Unmöglichkeit, ein bündiges Versprechen zu brechen, versuchten, sich auf vollendete Tatsachen zu stützen.

Die englische Politik

Kaum hatte die ottomanische Regierung den Entschluß gefaßt, Adrianopel zu befreien und der Armee den Vormarschbefehl erteilt, warf die englische Politik die Maske ab und zeigte ihr wahres Gesicht. Während sie einerseits bei der Hohen Pforte durch die englische Botschaft energisch dafür eintrat, daß die türkische Armee die Linie Enos—Midia nicht überschreite, verkündete der Minister des Äußeren Sir Edward Grey in einer Rede im Unterhaus, daß, wenn die Türken, die Niederlage der Bulgaren benutzend, entgegen dem Vertrage von London, den Versuch machen sollten, Adrianopel wiederzugewinnen, sie später dafür strenge bestraft und nicht nur alle ihre Besitzungen in Europa, sondern vielleicht sogar Konstantinopel verlieren würden.

Sowohl aus der an die Hohe Pforte gerichteten Note, als auch aus den Reden Sir Edward Greys ging klar hervor, daß die englische Politik sich vollkommen im Gegensatz mit der türkischen Regierung befand, daß sie jede Gelegenheit benutzte, um den Türken Schwierigkeiten zu bereiten, und daß sie es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Hindernisse, die der Konsolidierung der Türkei im Innern im Wege standen, zu begünstigen.

Es muß als merkwürdig hervorgehoben werden, daß die Russen in diesem Augenblicke der Besetzung Adrianopels uns durchaus günstig gegenüberstanden. Ich hatte damals lange über die Gründe nachgedacht, die die Russen bewogen, auf diese Weise gegen die Interessen der bulgarischen Regierung zu handeln. Als ich beauftragt war, die Grundlagen der Unterhandlungen festzulegen, die eine türkisch-bulgarische Verständigung bezweckten, lenkte ich eines Tages während einer Unterredung mit dem Gesandten Toscheff das Gespräch auf diesen Gegenstand und befragte den bulgarischen Diplomaten um seine Meinung darüber. „Die Russen", antwortete er, „betrachten Konstantinopel als ihr natürliches Erbe. Es kommt ihnen darauf an, daß Konstantinopel in dem Augenblick, in welchem sie davon Besitz ergreifen werden, ein möglichst großes Hinterland besitze, und wenn in jenem Augenblicke Adrianopel in der Hand der Türken wäre, so würde es ihnen ebenfalls zufallen und sie würden dann im Falle eines Einbruches in Bulgarien über einen weiten Operationsraum für ihre Armee verfügen." Ich fand diesen Gedankengang sehr richtig und durchaus überzeugend.

Einer Besitzergreifung Adrianopels durch uns stand die französische Politik nicht minder feindlich gegenüber als die englische. Der französische Botschafter überreichte der Hohen Pforte eine Verbalnote des Inhalts, daß die französische Regierung gegen den Vormarsch der Armee sei, und die französische Presse spie zur selben Zeit wegen dieses Unternehmens Feuer und Flamme gegen uns. Aber wir haben Gott sei Dank trotz aller dieser Hindernisse Adrianopel besetzt, und schließlich haben die Bulgaren im Vertrag von Konstantinopel die vollendete Tatsache hinnehmen müssen.

Provisorische Regierung in West-Thrazien

Obwohl die Regierung beim Vormarsch der Armee auf Adrianopel eine Note veröffentlicht hatte, in welcher sie in klaren Worten versicherte, daß die Maritza nicht überschritten werden würde, gelang es einigen Personen, die in der Armee die geistig führende Rolle spielten, Regierung und Oberkommando davon zu überzeugen, daß jenes Versprechen unzeitgemäß wäre und sie zu veranlassen, einer nicht offiziellen „Spezialorganisation" (Teschkilat-i-Mahsussa)

gegenüber, die sich gebildet hatte, prinzipiell beide Augen zuzudrücken und ihr auf diese Weise jenseits des Flusses freies Spiel zu lassen. Und dieser „Spezialorganisation" gelang es, durch einen ebenso rasch wie geschickt geführten Vormarsch ganz West-Thrazien bis zum Tale von Kara Su zu besetzen.

West-Thrazien, aus den Kazas Orta Köj und Kirdja Ali und den Sandschaks Dedeagatsch und Gumuldjina bestehend und zum Vilajet Adrianopels gehörig, ist ein ansehnliches Gebiet, dessen Bevölkerung zu 85% muselmanisch ist. Das Haupt jener „Spezialorganisation", die das Land besetzte, war der seither verstorbene Suleiman Askeri Bey. Der Hauptmann Tscherkeß Reschid, Izmirli Echref und dessen Bruder Sami, Fehmi Bey und einige andere bildeten ihren Generalstab.

Suleiman Askeri Bey berief die muselmanischen Notabeln zu einem Kongresse ein und ließ durch sie die Bildung einer „Muselmanischen provisorischen Regierung West-Thraziens" mit dem Sitze in Gumuldjina proklamieren. Der Vorsteher des Gemeinderates von Gumuldjina wurde zum Präsidenten der „Provisorischen Regierung" ernannt; die bewaffnete Macht wurde unter Befehl Suleiman Askeri Beys gestellt. Die Einteilung in Kazas, wie sie unter der türkischen Herrschaft bestand, wurde beibehalten und an die Spitze einer jeden von ihnen wurden ein Präsident und ein Anführer der bewaffneten Macht gestellt. Die einzelnen Präsidenten der Kazas unterstanden dem Präsidenten der „Provisorischen Regierung" und ebenso waren die Kommandanten der bewaffneten Macht den Befehlen Suleiman Askeri Beys unterstellt. Letzterer war trotz seiner etwas ungestümen und zu optimistischen Veranlagung ein ausgezeichneter tatkräftiger Administrator. Die westthrazische Unternehmung, die diesem außergewöhnlichen Menschen zu verdanken ist, dessen große Intelligenz, unbezähmbarer Mut und erprobte Hingabe seiner Umgebung Vertrauen und Sicherheit einflößten, sicherte uns später bei der Konferenz von Konstantinopel und dann, als die Grundlagen des türkisch-bulgarischen Bündnisses erörtert wurden, namhafte politische Vorteile.

Diese Regierung, die von Mitte Juli bis Mitte September 1913 bestand, nahm zu diesem Zeitpunkt den Bestimmungen des Konstantinopler Vertrages gemäß ein Ende. Aber dies vollzog sich nicht ohne Schwierigkeiten.

Einige der Genossen Suleiman Askeri Beys wollten, ungeachtet der durch die Regierung eingegangenen Verpflichtungen, daß die „Provisorische Regierung“ bestehen bleibe und dachten an einen bewaffneten Widerstand gegen Bulgarien, während die türkische Regierung ihre tätige Mitwirkung zugesagt hatte, daß das Gebiet West-Thraziens ohne Widerstand durch die bulgarischen Streitkräfte besetzt werde. Hierfür erkannten die Bulgaren der muselmanischen Bevölkerung West-Thraziens sehr erhebliche Rechtsvorteile zu, indem sie sich verpflichteten, weder Grausamkeiten noch Repressalien zu üben und sofort eine allgemeine Amnestie zu erlassen.

Ein bewaffneter Widerstand der muselmanischen Bevölkerung gegen die bulgarische Besetzung hätte ihr nicht nur keinen Vorteil gebracht, sondern im Gegenteile den Verlust zahlreicher politischer und wirtschaftlicher Vorteile, die wir dafür seitens der Bulgaren erhalten hatten.

Suleiman Askeri Bey, dem es nicht gelang, den Widerstand seiner Gefährten zu brechen, sandte ein Schreiben nach Konstantinopel, in welchem er sagte: „Wenn der Militärgouverneur von Konstantinopel, Djemal Bey, in den meine Gefährten großes Vertrauen setzen und der auf sie einen großen moralischen Einfluß hat, nicht sofort hierher kommt, um ihnen den Standpunkt und die Pflichten der Regierung klarzulegen, werden die bulgarischen Truppen, die die Grenze überschreiten, um in West-Thrazien vorzurücken, auf bewaffneten Widerstand stoßen und es wird unmöglich sein, Blutvergießen zu vermeiden.“ Vier oder fünf Stunden nach Einlangen dieses Schreibens traf Suleiman Askeri Bey persönlich in Konstantinopel ein. Auf Grund einer Besprechung mit dem Minister des Äußeren, dem Kriegsminister und dem Minister des Innern wurde beschlossen, daß ich mich nach Gumuldjina und nach Isketsché begeben und trachten solle, die dort befindlichen Persönlichkeiten zur Ansicht der Regierung zu bekehren. Gleichzeitig wurde durch Vermittlung Toscheffs, der soeben zum Gesandten ernannt worden war und sich augenblicklich in Konstantinopel befand, die bulgarische Regierung von der Situation in Kenntnis gesetzt. Toscheff wurde gebeten, dem Kommandanten der Division, die Thrazien besetzen sollte, den Befehl übermitteln zu lassen, die Operationen nicht zu beginnen, bevor nicht der „Provisorischen Regierung“ gegenüber

alle Mittel der Überredung angewendet worden seien und zu diesem Behufe eine Benachrichtigung von meiner Seite abzuwarten.

Ich verließ Konstantinopel und begab mich über Adrianopel, Dimotika und Dedeagatsch nach Gumuldjina und Isketsché. Tags darauf traf ich mit Suleiman Askeri Bey zusammen und hatte eine Unterredung mit den Befehlshabern der Nationalen Streitmacht. Wir stellten alle Bedingungen fest, unter welchen die bulgarische Besetzung vor sich gehen sollte. Ich übermittelte diese Bedingungen direkt dem bulgarischen General; nachdem sie vollinhaltlich angenommen worden waren, begann die Besetzung; eine Woche später kehrte ich nach Konstantinopel zurück.

Die Konstantinopler Konferenz

Nach der Einnahme Adrianopels schickten die Bulgaren, da sie von keiner Seite Unterstützung fanden, Herrn Natschewitsch nach Konstantinopel, um in halb-offizieller Weise die Friedensbedingungen in Erfahrung zu bringen, die wir zu gewähren geneigt sein würden. Dieser ehrwürdige Greis, ein alter Stambulowist, war gleichzeitig einer der ältesten und wärmsten Anhänger einer türkisch-bulgarischen Annäherung. Nach einigen halbamtlichen Unterredungen mußte festgestellt werden, daß Natschewitsch nicht die notwendigen Vollmachten besaß, um Friedensverhandlungen einzuleiten. Einige Zeit danach kam eine bulgarische Delegation nach Konstantinopel, um über die Bedingungen des türkisch-bulgarischen Friedensvertrages zu verhandeln. Diese Delegation wurde von General Sawoff geführt, und es gehörten ihr auch die Gesandten Toscheff und Natschewitsch an. Die unter dem Präsidium Talaat Beys stehende türkische Delegation bestand außer diesem aus Tschuruk Sulu Mahmud Pascha und Halil Bey. Ebenso wie sich der bulgarischen Delegation eine aus militärischen, finanziellen und juristischen Sachverständigen bestehende beratende Kommission angeschlossen hatte, war auch den ottomanischen Delegierten eine Kommission beigegeben, die die gleichen Obliegenheiten zu erfüllen hatte. Ich und der Generalstabsmajor Ismet Bey wurden zu militärischen Beratern ernannt. Die mit der wesentlichen Grenzbestimmung betrauten Delegationen überließen uns die Aufgabe, die Einzelheiten festzustellen. Ich

darf sagen, daß ich die größten Anstrengungen gemacht habe, um Dimotika mit einem bedeutenden Gebietsstreifen für uns zu erhalten und um der muselmanischen Bevölkerung West-Thraziens und überhaupt den in Bulgarien angesiedelten Türken eine Reihe von Sonderrechten zu sichern.

Das türkisch-bulgarische Offensiv- und Defensivbündnis

Die Mitglieder der bulgarischen Regierung zeigten sich ungewöhnlich versöhnlich. Wir standen am Beginn der dritten Zusammenkunft. Ich sprach gerade mit Talaat Bey, der den Vorsitz führte, über verschiedene Angelegenheiten. „Ich bitte Sie, meine Herren," sagte General Sawoff, „beendigen wir rasch unsere Arbeiten, um in die Beratung weit wichtigerer Dinge eintreten zu können. Ich bin nicht hierhergekommen, um über zwei Meter Gebiet mehr oder weniger zu verhandeln, die der Türkei oder Bulgarien bleiben sollen. Meine Sendung steht mit einem Projekt im Zusammenhange, dessen Verwirklichung mir seit einer Reihe von Jahren am Herzen liegt. Ich spreche von dem türkisch-bulgarischen Bündnis. Ich bin hierhergekommen, um diesen Plan zu verwirklichen."

Die beiden anderen bulgarischen Delegierten nickten beistimmend mit dem Kopfe. Da wir wußten, daß der General sich gern eines Köders bediente, haben wir auch diesen Worten keine andere Bedeutung beigemessen und bei der Redigierung der Friedensbedingungen haben wir getrachtet, soviel Vorteile als möglich in den Text hineinzulegen. Schließlich erreichten wir auch unser Ziel.

Gegen Ende der Besprechungen kam General Sawoff in einer mehr konkreten Weise auf das Bündnis sowie auf die bedeutenden gegenseitigen Vorteile eines solchen zurück. Bei Beendigung der Arbeiten der Friedenskonferenz wurde unter Saïd Halim Pascha, Talaat und Halil Bey verabredet, daß ich mich mit General Sawoff auf die Prinzeninseln begeben, und daß wir dort die wesentlichen Bestimmungen eines türkisch-bulgarischen Offensiv- und Defensivbündnisses festsetzen sollten.

Um kein Aufsehen zu erregen, wurde beschlossen, öffentlich mitzuteilen, daß der General, der sich während des Balkankrieges sehr überanstrengt habe, die türkische Regierung um die Bewilli-

gung gebeten hätte, sich für einige Tage auf den Prinzeninseln ausruhen zu dürfen, und daß er in einem der Hotels von Prinkipo als Gast der Regierung wohnen werde. Ich sollte mich meinerseits eines Tages auf die Inseln begeben und dem General im Hause Nedjineddin Mollahs ein Frühstück geben. Wir sollten uns nach dem Frühstück in eines der Zimmer zurückziehen und die Grundzüge des Bündnisvertrages besprechen.

Alle diese Einzelheiten wurden ausgeführt, und wir gingen daran, mit General Sawoff den Entwurf eines türkisch-bulgarischen Defensiv- und Offensivbündnisses zu verfassen.

Einige Tage danach begaben wir uns am Abend in meine Wohnung im Schischli, um die verschiedenen Artikel jenes Entwurfes zu beraten, Änderungen daran vorzunehmen und sie schließlich endgültig festzustellen. Von den Bulgaren waren General Sawoff und Herr Toscheff anwesend, unserseits Talaat Bey, Halil Bey und ich.

Das Defensivbündnis bestimmte im Prinzip, daß „falls einer der vertragschließenden Teile von einem oder zwei Balkanstaaten angegriffen würde, der andere Teil unbedingt verpflichtet sei, ihm mit allen seinen Kräften Beistand zu leisten." Im Offensivbündnis war festgesetzt, daß „wenn einer der vertragschließenden Teile mit Zustimmung des anderen Teiles einen der Balkanstaaten angriffe und er im Laufe der Feindseligkeiten seinerseits von einem anderen Staate angegriffen würde, der andere Teil ihm vollen Beistand zu leisten hätte. Sollte aber einer der beiden vertragschließenden Teile sich genötigt sehen, nur gegen einen einzigen der Balkanstaaten in Kriegszustand zu treten, so würde der andere Teil ihm gegenüber eine wohlwollende Neutralität beobachten." Was die territorialen Vorteile betrifft, die sich aus einem gemeinsam geführten Kriege ergeben würden, so sollte folgende Bestimmung in Kraft treten: „Falls die Bulgaren in den Besitz Kavallas und Dramas gelangten, würde uns der Hafen von Dedeagatsch zufallen. Sollten die Bulgaren ihre Grenzen einerseits bis zur Struma, nach Monastir und Ochrida und anderseits bis Üsküb ausdehnen, so würden wir West-Thrazien bis zum Kara Su in Besitz nehmen. Sollten endlich die Bulgaren Saloniki mit Karaferia und Wodena besetzen, dann würden wir bis zur Struma vordringen und unsere Grenze, welche diesen Fluß aufwärts und den Engpaß von Kresna entlang liefe, würde zwischen Nevrokop und Razlik

verlaufen und, die ehemaligen Kaza von Ropdjoz in unserem Besitze lassend, die alte türkisch-bulgarische Grenze bei Dospat erreichen.“ Unter dem Vorbehalt, hiermit keinerlei Verbindlichkeit zu übernehmen, wurde dieser Text von beiden Teilen unterschrieben.

General Sawoff kehrte nach Sofia zurück, um mit dem Ministerpräsidenten Radoslawoff und dem Minister des Äußeren Genadieff die einzelnen Vertragsklauseln zu besprechen und die Zustimmung des Königs zu erlangen. General Sawoff versicherte, daß er spätestens nach acht bis zehn Tagen mit den bulgarischen Gegenvorschlägen, die er, um kein Aufsehen zu erregen, durch den soeben zum Gesandten in Konstantinopel ernannten Herrn Toscheff übergeben lassen würde, nach Konstantinopel zurückkehren werde. Aber es vergingen Wochen, ohne daß wir Nachrichten aus Sofia erhielten und Toscheff ließ kein Sterbenswörtchen verlauten.

Nach der beiderseitigen Ratifikation des Friedensvertrages wurden die diplomatischen Beziehungen mit Bulgarien wieder aufgenommen, und der Generalsekretär des Komitees, Fethi Bey, wurde zum Gesandten in Sofia ernannt. Fethi Bey hatte Kenntnis von dem türkisch-bulgarischen Bündnisprojekt und war ein Anhänger desselben. Nach seiner Ankunft in Sofia fragte er das bulgarische Ministerium, wie es um den Allianzvertrag stehe, der in Konstantinopel mit General Sawoff vereinbart worden wäre. Trotz wiederholter Schritte konnte Fethi Bey keine befriedigende Antwort erlangen. Man konnte gar keine Erklärung für die Verzögerung geben, die durch die Bulgaren in dieser Frage veranlaßt wurde, nachdem sie anläßlich der Friedensberatungen eine solche Eile gezeigt hatten, dieses Bündnis abzuschließen.

Anderseits begannen die Bulgaren im Gegensatze zum Wortlaut des Friedensvertrages und zu den zahlreichen mündlichen Versprechungen, die sie gemacht hatten, Grausamkeiten gegen die muselmanische Bevölkerung West-Thraziens zu verüben. Sie versuchten, die Pomaken gewaltsam zum Christentum zu bekehren. Fethi Bey ließ uns wissen, daß er, angewidert durch diese doppeldeutige Politik der Bulgaren, unmöglich länger den Posten in Sofia behalten könne. Um Verhandlungen über diese Frage zu ermöglichen, und um die muselmanische Bevölkerung West-Thraziens nicht länger den bulgarischen Übergriffen auszusetzen, sowie auch um die Bündnisfrage zu besprechen und sie zur Entscheidung zu bringen, wurde in einer Stadt Bulgariens eine Zusammenkunft

zwischen Talaat und Halil Bey und den Ministern Radoslawoff und Genadieff vorbereitet. Bei dieser Unterredung versprachen die beiden letzteren, die muselmanische Bevölkerung sanfter zu behandeln und in allernächster Zeit einen Spezialdelegierten mit Vorschlägen der bulgarischen Regierung nach Konstantinopel zu entsenden. Tatsächlich kam im Laufe des November 1913 der Unterchef des bulgarischen Generalstabes, Oberst Jekoff, nach Konstantinopel. Der Oberst war ein ausnehmend intelligenter Mann, überaus gewissenhaft, von sehr feinem Geiste und gründlicher Bildung, und als Toscheff uns seine Ankunft anzeigte, fügte er hinzu, daß er das Vertrauen Radoslawoffs und seiner Parteigänger genieße. Ich war zu dieser Zeit Minister der öffentlichen Arbeiten, aber wie vorher nahm ich auch jetzt mit Talaat und Halil Bey an den türkisch-bulgarischen Bündnisbesprechungen teil. Zu der für die Zusammenkunft vereinbarten Stunde begaben wir uns nach der im Taximviertel gelegenen bulgarischen Gesandtschaft. Wir befanden uns hier, was die territorialen Zugeständnisse anbetraf, einem merkwürdig verblüffenden Vorschlage der Bulgaren gegenüber.

Solange der Teil Mazedoniens, der bis zur Struma, Monastir und Ochrida reicht, Bulgarien nicht einverleibt würde, könnten die Bulgaren der Überlassung des Hafens von Dedeagatsch an uns nicht zustimmen, und nur soferne sie Saloniki in Besitz nähmen, würden sie einwilligen, daß unser Besitz sich bis zum Hafen von Kara Agatsch erstrecke.

Nach vier oder fünf Sitzungen mit Oberst Jekoff setzten wir die Präliminarbestimmungen eines Bündnisses auf, die wir der Form und dem Sinne nach annehmen konnten. Die Allianz mit Bulgarien hatte tatsächlich Bedeutung für uns, denn es war sicher, daß wir über kurz oder lang mit den Griechen in Konflikt geraten würden. Es war unmöglich für uns, die Inseln des Ägäischen Meeres wie Lemnos, Mytilene und Chios den Griechen zu überlassen. Es war also notwendig, uns derart vorzubereiten, daß wir im Falle eines Konfliktes mit den Griechen nicht wieder die Bulgaren auf der Seite unserer Gegner finden würden. Anderseits wußten wir, daß die Bulgaren in der mazedonischenFrage nicht ruhig bleiben würden, und daß sie zur Befriedigung ihrer nationalen Forderungen gezwungen sein würden, unsere Hilfe in Anspruch zu nehmen. Wir wollten aus dieser Situation den größtmöglichen Vorteil ziehen und nicht mehr Gefahr laufen, einem zweiten Balkanbund gegenüberzustehen.

Wenn es gelungen wäre, Rumänien dadurch in das türkisch-bulgarische Bündnis einzubeziehen, daß man es vor einem bulgarischen Einfall in die Dobrudscha, die es ganz in Besitz genommen hatte, sicherte, dann hätten sich im Osten und Westen der Balkanhalbinsel zwei entgegengesetzte Bündnisgruppen gebildet und wir hätten endlich dem Augenblicke entgegensehen können, wo unsere Ruhe nicht mehr jeden Augenblick durch einen der kleinen Balkanstaaten gestört werde. Von diesem Gedankengange aus, dessen Verwirklichung eines der Ziele der auswärtigen Politik der jungtürkischen Partei bildete, legten wir dem bulgarischen Bündnis eine großeBedeutung bei und aus diesem Grunde trachteten wir zu einem baldigen Abschluß zu gelangen. Da es aber ein Merkmal der bulgarischen Politik, oder, um mich genauer auszudrücken, eine der wesentlichstenEigenschaften des bulgarischen Charakters ist, für sich selbst soviel Vorteile als möglich herauszuschlagen und immer zu trachten, auch die aufrichtigsten Verbündeten übers Ohr zu hauen, war man sich vollkommen im klaren darüber, daß die Bulgaren die Angelegenheit aus dem Grunde in die Länge zogen, um einen Moment zu erhaschen, in dem wir uns in einer gefährlichen Situation befänden und wo sie uns vor die Notwendigkeit stellen könnten, binnen 24 Stunden, ohne Zeit zum Überlegen zu haben, einen Vertrag zu unterzeichnen, der durch die unzähligen Änderungen, die sie daran vorgenommen hatten, unverständlich geworden wäre. Bis zum Ausbruch des Weltkrieges haben uns die Bulgaren unausgesetzt hinzuhalten versucht. Nach Festsetzung der wesentlichen Bestimmungen des Vertrages mit Oberst Jekoff habe ich mich um die Angelegenheit nicht mehr bekümmert. Wie ich später vernahm, haben die Bulgaren, als sie im Verlaufe des Weltkrieges mit uns und den Zentralmächten in Unterhandlungen traten, um sich uns anzuschließen, keine einzige der anfänglich angenommenen Klauseln in Rechnung gezogen, und sie haben nicht nur der Ausbreitung unseres Gebietes auf West-Thrazien nicht zugestimmt, sondern sie lehnten sogar eine Diskussion über die anderen Artikel ab, solange wir nicht der Abtretung von Dimotika, Kara Agatsch, Mustapha Pascha und eines einen Kilometer breiten Gebietsstreifens längs des linken Ufers der Maritza an die Bulgaren und der Besitzergreifung dieser Territorien durch sie zugestimmt hätten. Da ich Gelegenheit haben werde, in jenem Teile meiner Memoiren, der sich auf den

Beginn des Weltkrieges bezieht, auf unsere Beziehungen zu Bulgarien zurückzukommen, schließe ich hier vorläufig meine Ausführungen über diesen Gegenstand.

Das Bündnis mit den Syriern und im allgemeinen mit allen Arabern

Ich glaube, daß es in unserem Lande und selbst unter der aufgeklärtesten Jugend wenig Menschen gibt, die sich über die arabische Frage und das Ideal, welches jenen vorschwebte, die sie zu lösen berufen waren, Rechenschaft gegeben haben. Ich werde in dem Teile meiner Denkwürdigkeiten, der sich auf die Zeit meines Kommandos der vierten Armee bezieht, diese Frage ausführlich behandeln und will mich hier nur auf eine kurze Erwähnung dessen beschränken, was sich auf jene Zeit bezieht, als ich Militärgouverneur in Konstantinopel war.

Unter dem Einflusse zahlreicher Ursachen gelang es einer Anzahl von Arabern unter dem Vorgeben, Reformen für ihr Land zu erlangen, zur Zeit der Ministerpräsidentschaft Kiamil Paschas und mit der ausdrücklichen Erlaubnis des Wali Edhem Bey in Beirut einen Nationalrat zu versammeln, in dem sie die Reformen bezeichneten, die sie in Syrien und überhaupt in allen arabischen Wilajets eingeführt wissen wollten. Als das Ministerium Mahmud Schefket Pascha ans Ruder kam, löste die Regierung, einerseits infolge der inzwischen vollzogenen Änderungen in den Statthalterstellen, anderseits in der Erwägung, daß der Nationalrat ungesetzlich sei, denselben auf und fügte hinzu, daß, da die Veröffentlichung von Provinzial-Verwaltungsgesetzen ausschließlich in die Kompetenz des Parlaments gehöre, die durch den Kongreß von Beirut festgelegten Prinzipien nicht in Betracht gezogen werden können.

Die Unabhängigkeitsbestrebungen hatten sich in Syrien und in Beirut in einem solchen Maße entwickelt und das Ansehen der Regierung war derart geschwächt, daß es Leute gab, die ihre Kühnheit so weit trieben, den Hunden Täfelchen mit dem Namen des Generalgouverneurs (Ebu bekir Hazim) umzuhängen. In Damaskus gingen Schukri el Asly und Mehemed Kurd Ali zum Wali Mardini Arif Bey und verlangten die Ausweisung des Generalsekretärs des Gouvernements aus dem Wilajet, weil er eine ihm

überreichte, in arabischer Sprache abgefaßte Eingabe nicht verstanden und deshalb die Beigabe einer türkischen Übersetzung verlangt hatte. Sie versäumten keine Gelegenheit, um sich derartige Unverfrorenheiten zu leisten. Sämtliche syrische Zeitungen griffen die Regierung auf das heftigste an und füllten ihre Spalten mit den ärgsten Beschimpfungen gegen die türkische Rasse. Der Scheich Reschid Riza von Tripolis in Syrien veröffentlichte in Ägypten eine Zeitschrift, die in einem so herausfordernden Tone gegen die Häupter des Komitees „Einheit und Fortschritt" und überhaupt gegen die türkische Rasse verfaßt war, daß es unmöglich schien, nicht antitürkisch zu werden, wenn man sie gelesen hatte. Als die Regierung mit dem Balkankrieg beschäftigt war, haben Offiziere einer arabischen Division auf der Halbinsel Gallipoli, anstatt ihre Pflicht ehrenvoll zu erfüllen, die politischen Erpressungsversuche der arabischen Patrioten in Konstantinopel unterstützt. Später wollten sie trotz des Verbotes der Regierung in Beirut einen allgemeinen Kongreß der Araber veranstalten, aber in der Voraussicht, daß die Regierung sie dieses Mal sicher daran hindern und gegen die Organisatoren gerichtlich vorgehen werde, beschlossen sie mit Einwilligung oder vielmehr auf spezielle Initiative der französischen Regierung, den Kongreß in Paris einzuberufen und sandten in alle arabischen Landesteile einen Aufruf mit der Einladung, den Kongreß mit Delegierten zu beschicken. An der Spitze der Organisation standen außer Abdul Hamid Zehravi, damals Abgeordneter von Hama, noch Abdul Ghani el Ureysi, Eigentümer der in Beirut erscheinenden Zeitung „El Mufid" und Abdul Kerim el Halili, Präsident des „El Muntedi el Edebi". Auf diese Weise änderte der Kongreß unter dem Schutze der französischen Regierung Form und Inhalt, und es schien gewiß, daß ihm eine französische Intervention in Syrien folgen würde.

Damals kümmerte ich mich sehr wenig um diese arabischen Angelegenheiten. Mein Wunsch war nur zu verhindern, daß ausländische Intrigen zwischen zwei großen islamischen Rassen wie die türkische und arabische Zwietracht säen. Ich wünschte ferner, daß man sich einiger hochgestellter arabischer Persönlichkeiten, auf deren Patriotismus und religiösen Geist zu bauen war, bediene, um zu erfahren, welche Forderungen der Araber man annehmen könne, ohne das Allgemeininteresse und die Einheit

der islamischen Welt zu gefährden, und schließlich, daß die notwendigen Maßregeln ergriffen würden, um diese Reformen durchzuführen. Glücklicherweise stand die Regierung auf dem selben Standpunkt und Midhad Schukri Bey und einige andere wurden nach Paris geschickt, um im Einverständnis mit den einflußreichen arabischen Persönlichkeiten, die den Kongreß versammelt hatten, den Boden für eine Verständigung zu suchen. Der Kongreß trat in der Tat zusammen, aber da die Begegnung Midhad Schukri Beys und seiner Kameraden mit den muselmanischen Arabern der Angelegenheit ein anderes Gesicht gab, löste der Kongreß sich auf, nachdem er nur einige ihm am Herzen liegende Wünsche kundgegeben hatte.

Eines Tages kam Talaat Bey ins Militärgouvernement und sagte mir, daß wir am folgenden Freitag zum Scheich Abdul Asis Schawisch geladen seien, zu dem Zwecke, ein Terrain der Verständigung mit den Arabern zu finden. Wir würden dort mit dem Präsidenten des geheimen politischen Komitees der Araber zusammentreffen und die Regierung hätte bestimmt, daß ich als einer der wärmsten Anhänger dieser Verständigung und wegen meiner Erfahrungen, die ich als Generalgouverneur in Bagdad über alle arabischen Angelegenheiten sammeln konnte, an diesen Beratungen teilnehmen sollte.

An dem bestimmten Tage begaben wir uns an den Ort der Zusammenkunft. Nach uns erschien eine Persönlichkeit von kleinem Wuchs, etwa 28 oder 30 Jahre alt, von dunkler Gesichtsfarbe, deren große, schwarze und glänzende Augen große Intelligenz verrieten und deren Erscheinung auf eine unternehmende und kühne Natur schließen ließ. Es war Abdul Kerim el Halil, Abgesandter des arabischen geheimen politischen Komitees. Nach Tisch begann die Beratung. Alsbald merkte ich, daß sein brennendster Wunsch dahin ging, daß gewissen Personen einflußreiche Stellungen in Konstantinopel eingeräumt würden und sagte tieftraurig zu mir selbst, daß nach der Ansicht dieser Führer die arabischen Reformen nichts anderes bedeuteten als die Befriedigung einiger Ehrgeiziger, die nach Ämtern und Würden lechzten. Trotzdem wurde an die Abfassung einer Vereinbarung geschritten, die auf Prinzipien beruhte wie: Übergabe der Verwaltung an die eingeborenen Behörden gemäß dem Spezialgesetz über die Verwaltung der Wilajets; Mittelschulunterricht und allgemeiner

Volksschulunterricht in arabischer Sprache; Einführung der arabischen Sprache bei gewissen Prozeßformalitäten; Beigabe des arabischen Textes bei Vorladungen, sowie bei den Straf- und Zivilurteilen; Abfassung der an die offiziellen Behörden gerichteten Gesuche in arabischer Sprache; endlich Berufung gewisser arabischer Persönlichkeiten in den Senat, in den Staatsrat, in den Kassationshof, zum Amte des Scheik ül Islam und zum Fetvahané.

Später haben wir uns noch einmal mit Abdul Kerim el Halil und Scheik Abdul Hamid Zehravi im Hotel Kroecker in Pera getroffen und die vorerst ins Auge gefaßten Gegenstände wiederholt durchgesprochen. Darauf wurden diese Reformen, die die Zustimmung und Bestätigung der Regierung erhalten hatten, vollinhaltlich ausgeführt. Nur Talaat Bey wollte niemals der Berufung Abdul Hamid Zehravi Effendis, den viele Araber für treulos hielten, in den Senat zustimmen. Abdul Kerim el Halil kam mehrmals zu mir, um mich zu bitten, bei Talaat Bey mit Nachdruck zu intervenieren, um diese Sache in Ordnung zu bringen. Schließlich wurde sein Wunsch erfüllt, aber Abdul Hamid Zehravi Effendi, dessen Bestrebungen auf die Erlangung des Scheik ül Islamats gerichtet waren, gab sich mit dem Sitz im Senat nicht zufrieden.

Von da an wurde Abdul Kerim el Halil eine Persönlichkeit von großer Bedeutung und er maßte sich den Titel eines Generalinspektors des Komitees Ella Mirkezie (Dezentralisationskomitee) von ganz Syrien an. Bei den Wahlen in die Deputiertenkammer hatte er trotz der sehr regen Tätigkeit seiner Anhänger, infolge der ganz besonders wirksamen Maßregeln, die Talaat Bey in dieser Angelegenheit ergriffen hatte, wenig Erfolg, und die Kandidaten der Regierung, oder genauer gesagt der Partei für die arabischen Wilajets trugen den Sieg davon.

Wenn ich von der arabischen Frage rede, so kann ich nicht umhin, eine Tatsache zu erwähnen, die meiner Ansicht nach sehr bedeutungsvoll ist. Enver Pascha war Kriegsminister, und ich hatte das Portefeuille der öffentlichen Arbeiten inne. Der Generalstabsmajor Asiz Ali Bey, ein Ägypter und der ehrgeizigste und ruhmsüchtigste Mensch, den die Erde je getragen, konnte es nicht verwinden, daß Abdul Kerim el Halil und Abdul Hamid Zehravi bei der Regelung der arabischen Angelegenheiten einen größeren Einfluß gehabt hatten als er selbst. Er war kühn ge-

nug, öffentlich zu verkünden, daß die Araber sich mit den Klauseln jener Vereinbarung nicht zufriedengeben könnten, daß ihr einziger Wunsch auf die Erlangung der inneren Unabhängigkeit mit eigener Armee gerichtet wäre, daß sie mit den Türken höchstens einen dualistischen Staat nach dem Vorbild der gleichfalls dualistischen österreichisch-ungarischen Monarchie bilden könnten, daß aber die Araber, indem sie noch weiter gingen als die Ungarn, forderten, daß die Amtssprache ihrer Armee das Arabische sei und daß angesichts eines derartigen Ideals diejenigen, die nicht auf dessen Verwirklichung hinarbeiteten, sondern sich nur selbst eine glänzende Stellung verschaffen wollten und sich daher mit einigen bedeutungslosen Reformen begnügten, als Verräter an ihrer Nation betrachtet würden und sich auf eine schwere Buße hierfür gefaßt machen müßten.

Ich kannte Asis Ali Bey seit der Zeit, wo er mit Hauptmannspatent die Militärschule verlassen hatte. Ich glaube, es war um das Jahr 1320 (1904). Er entfaltete eine große Tätigkeit in der Verfolgung der bulgarischen Banden in den Kazas von Petritsch, Osmanie und Mazedonien. Später schlug er sich an der griechischen Grenze viel mit den griechischen, bulgarischen und albanischen Banden herum und vor der Verkündigung der Verfassung trat er in das Komitee „Einheit und Fortschritt" ein, wo er wertvolle Dienste leistete. Als infolge der reaktionären Bewegung vom 31. März (13. April) 1909 die Operationsarmee gegen Konstantinopel marschierte, befehligte er eines der Detachements derselben und nach der Besetzung der Galatabrücke marschierte er gegen die Kaserne von Tophané und zeigte großes Geschick bei der Befreiung dieser Kaserne aus der Gewalt der Rebellen. Bis zu diesem Momente wußte ich nicht, daß dieser Mann arabische Konnexionen hatte. So oft ich ihm begegnete, benahm er sich mir gegenüber in der achtungsvollsten Weise und drückte sich in den gewähltesten Worten aus.

Während meiner Statthalterschaft in Adana begab ich mich einmal nach Konstantinopel, wo ich Asis Ali Bey begegnete, und wir tauschten damals einige Gedanken über die berühmten „Briefe aus Beirut und Syrien" aus, die durch Achmed Scherif Bey, den Korrespondenten der Zeitung „Ikdam", veröffentlicht worden waren. Als ich ihm sagte, daß diese Schriften eine für die Erhaltung der ottomanischen Einheit und der Macht des muselmanischen

Kalifats in den arabischen Wilajets äußerst gefährliche Strömung hervorriefen, entgegnete mir Asis Ali Bey in hochmütigem Tone: „Die Araber haben vollkommen recht. Was habt ihr Türken für uns Araber bisher getan, wenn anders ihr uns nicht zu vernichten trachtet, uns beschimpfet und verachtet, daß ihr nun unsererseits eine freundliche Behandlung erwartet! Vergeßt ihr, daß ihr in Konstantinopel, wenn ihr einen Hund herbeirufen wollt, ausruft: ‚Arab, Arab, Arab!' Wenn ihr ausdrücken wollt, daß eine Sache dunkel und unverständlich ist, sagt ihr, sie gleiche den Haaren eines Arabers. Die Ausdrucksweise: ‚Auf die Herrlichkeiten von Damaskus zu verzichten, um nur ja nicht ein arabisches Gesicht zu sehen', ist einer eurer beliebtesten Aussprüche; der Vers eures Dichters: ‚An dem Abend, an dem ich Damaskus verließ, sagte ich: Gesegnet sei diese heilige Nacht', — ist das nicht eine eurer beliebtesten Redewendungen? Und, als ob dies alles noch nicht genug wäre, habt ihr am Tage nach der Verkündigung der Verfassung, um die Araber zu beschimpfen, zum Marschall der Armee in Syrien einen Nachkommen Hulagus ernannt, des Zerstörers von Bagdad und Mesopotamiens, einen Tartaren, bar jeder Moralität, einen Abgesandten der Hölle. Ihr wißt sehr gut, wie die Araber die Tartaren hassen, und unter solchen Umständen konnte die Ernennung Osman Paschas zum Kommandanten der 5. Armee keinen anderen Zweck haben als den, die Araber zu verletzen."

Ich war sehr erstaunt, aus dem Munde eines so intelligenten Menschen so alberne Reden zu hören. Ich schrieb die Bemerkungen gegen Osman Pascha einer persönlichen Feindschaft zu, die er gegen ihn hegte, vielleicht infolge einer Begebenheit, die sich seinerzeit in Mazedonien zwischen den beiden zugetragen hatte. Asis Ali Bey war zu jener Zeit einer militärischen Abteilung in Kotschana zugeteilt. Osman Pascha, der damals Militärkommandant des Gebietes von Üsküb war, hatte sich anläßlich einer Inspizierung in einem wenig höflichen Tone an ihn gewandt, und infolge der schlechten Gewohnheit, die er hatte, stets und jedem gegenüber sich einer ironischen Sprechweise zu bedienen, hatte er von Asis Ali Bey eine scharfe Antwort erhalten. Osman Pascha war seinerseits zuerst verlegen ob dieser ihm öffentlich zuteil gewordenen Antwort, und um seinen eigenen Fehler zu verdecken und das Prestige seiner Stellung und seine Autorität zu wahren,

ergriff er seinerseits strenge Maßregeln und verfügte, daß Asis Ali Bey eingesperrt werde. Seitdem hegte dieser gegen ihn einen Haß, den nichts besänftigen konnte.

Ich erwiderte Asis Ali Bey, daß die Türken und besonders die anatolischen die Araber hochachten; es sei unzulässig, diese Gefühle wegen einiger im Volke verbreiteter Redewendungen in Zweifel zu ziehen, und wenn gescheite Leute wie er, sich von persönlichen Abneigungen leiten ließen, würden Unruhen entstehen, die für die muselmanische Welt nicht wieder gut zu machende Folgen haben müßten.

Nach diesem Zwischenfalle wurde Asis Ali Bey auf eigenes Ansuchen nach dem Yemen zum Generalstab Izzet Paschas geschickt. Ich erfuhr später, daß Asis Ali Bey dort ganz besonders mit seinen arabischen Idealen prunkte und daß er dem armen Izzet Pascha tausend Qualen bereitete. Ich wußte auch, daß er gelegentlich des Angriffes der Italiener auf Tripolis in die Cyrenaica gelangt war, und daß er zusammen mit Enver und Mustapha Kemal Bey bei der Verteidigung von Bengasi sich ganz außerordentlich ausgezeichnet hat.

Da ich davon überzeugt bin, daß Asis Ali Bey unter den arabischen Revolutionären eine der hervorragendsten Persönlichkeiten ist, halte ich es für nützlich, einige seiner Verdienste und Fehler, die sich an seine Vergangenheit knüpfen, besonders hervorzuheben. Es wurde mir erzählt, daß Asis Ali Bey, da er es in Tripolis nicht habe ertragen können, Enver Bey als seinen Vorgesetzten anzusehen, durch alle möglichen Mittel versucht habe, ihm die arabischen Offiziere abspenstig zu machen. Aber Enver Bey hat dem keine Bedeutung beigemessen, und als er sich nach Unterzeichnung des Friedensvertrages mit Italien in die Türkei begab, um am Balkankriege teilzunehmen, übertrug er das Kommando an Asis Ali Bey und gab ihm den Rat, eine arabische Regierung zu bilden. Aber sehr bald hatte sich Asis Ali Bey zuerst den Scheik Achmed Scherif Senussi und dann die arabischen Offiziere entfremdet und er verzichtete daher darauf, in der Cyrenaica zu bleiben und kehrte in die Türkei zurück. Er hatte damals nur einen Gedanken: sich als ein erbitterter Gegner Enver Paschas zu zeigen, wenn er sich jetzt mit den türkischen Offizieren und seinen einstigen türkischen Freunden unterhielt, und gegen die Türken zu hetzen und die heftigsten Angriffe gegen sie zu richten, wenn er sich in Gesellschaft arabischer Offiziere befand.

Schließlich war Asis Ali Bey, als Enver Pascha das Kriegsministerium übernahm, buchstäblich außer sich. Er konnte auf keine Weise den Gedanken ertragen, daß er, der Schulkamerad Envers, der sich so verdienstvoll betätigt und einen solchen Grad von Patriotismus gezeigt hatte, einfacher Generalstabsmajor geblieben sei, während jener Kriegsminister wurde, und er kam zu dem Schlusse, daß es gar keinen Vorteil und gar keinen Ruhm brächte, mit den Türken zusammenzuarbeiten. „Hoch die arabische Revolution!"

Die Umtriebe Asis Ali Beys nahmen ein solches Maß an, daß die Geduld Enver Paschas endlich riß. Er ließ ihn verhaften und unter der Anschuldigung, über die zwanzig- oder dreißigtausend Pfund, die er ihm, als er die Cyrenaica verließ, als Regierungsgelder hinterlassen hatte, noch nicht Rechnung gelegt und diesen Betrag veruntreut zu haben, ließ er ihn vor das Kriegsgericht stellen.

Auf die Nachricht der Verhaftung Asis Ali Bey's bemächtigte sich der ganzen arabischen Jugend Konstantinopels große Aufregung. Ich war damals Arbeitsminister. Die Mitglieder des „El Muntidi el Arabi" hörten nicht auf, bei Ministern und einflußreichen Persönlichkeiten vorzusprechen. Auch zu mir kam eine aus fünf jungen Leuten aus Beirut und Damaskus bestehende Deputation unter Führung des Dr. Ezad Haïdar aus Baalbek mit der Bitte, die Begnadigung des Ägypters Asis zu erwirken, was auf die intellektuelle arabische Jugend den besten Eindruck machen würde. Asis Ali Bey wurde trotzdem vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt. Das Kriegsministerium übermittelte den Urteilsspruch der Hohen Pforte mit der Bitte, die kaiserliche Gnade anzurufen behufs Umwandlung der Todesstrafe in lebenslängliche Zwangsarbeit. An demselben Abend, an dem der infolgedessen geänderte Urteilsspruch der kaiserlichen Sanktion unterbreitet werden sollte, fand auf der französischen Botschaft ein großes Diner statt, zu dem fast alle Minister, einige fremde Botschafter und viele französische Notabilitäten eingeladen waren. Enver Pascha und ich befanden uns auch unter den Geladenen. Als wir uns nach dem Diner in den Empfangssaal begaben, begann man über die Verurteilung Asis Ali Bey's zu flüstern. Der Kriegskorrespondent der „Illustration" Georg Rémond kam auf mich zu. „Herr General," sagte er, „wenn Asis Ali Bey wegen der Meinungsverschiedenheiten und Zwistigkeiten, die er in Tripolis mit Enver Pascha gehabt

hat, zum Tode verurteilt wurde, dann muß ich sagen, daß in diesem Lande das Gesetz der Willkür und der Laune weicht. Soweit ich unterrichtet bin, besteht die Anklage gegen Asis Ali Bey darin, daß er Beträge, die ihm für die Verteidigung des Landes anvertraut waren, veruntreut hat. Asis Ali Bey ist vielleicht arabischer Revolutionär, seine politischen Ansichten sind vielleicht von denen Enver Paschas verschieden, aber er ist nie und nimmer ein Dieb. Ich bin überzeugt, daß Sie dies eben so gut wissen wie ich selbst und ich bin auch überzeugt, daß Sie durch Ihre Intervention Asis Ali Bey eine unverdiente Strafe ersparen können."

Nach Georg Rémond wandten sich noch viele meiner türkischen und französischen Freunde, Zivilisten und Militärs, an mich, ich möchte zu Gunsten Asis Ali Beys einschreiten, und in den Blicken, die sich an diesem Abend gegen Enver Pascha richteten, der im Saale anwesend war, konnte man den Gedanken lesen: „Seht diesen Menschen, der, um seine Rachsucht zu befriedigen nicht zögert, einen verdienstvollen Offizier, der zusammen mit ihm die Cyrenaica verteidigt hat, zu vernichten!"

Ich begriff sofort, daß die öffentliche Meinung Enver Pascha mehr verurteilte als Asis Ali Bey. Es war daher notwendig, dem entgegenzutreten. Abgesehen davon war Asis Ali Bey in meinen Augen der tapferste und ehrenhafteste unter den arabischen Revolutionären. Eine allgemeine Amnestie zu Gunsten aller anderen Revolutionäre zu erlassen, aber Asis Ali Bey von derselben auszunehmen, war meiner Ansicht nach unlogisch. Aus diesem Grunde wünschte ich innigst, Asis Ali Bey zu retten. Ich schrieb daher an diesem Abend, nach Hause zurückgekehrt, einige Zeilen an Enver Pascha, worin ich ihm sagte: „Mein lieber Enver! Trotz der Beweise, die das Kriegsgericht gegen Asis Ali Bey gesammelt hat und trotz des gegen ihn ergangenen Urteiles sind Sie es, den die öffentliche Meinung verdammt. Ihre Verurteilung in dieser Form durch die öffentliche Meinung wird Ihnen tausendfach größeren Schaden zufügen, als der ist, den Asis Ali Bey während einiger Jahre im Gefängnis erleidet. Trachten Sie also, für ihn die kaiserliche Gnade zu erwirken, und ich werde dafür sorgen, daß er Konstantinopel verläßt und nicht mehr nach der Türkei zurückkehrt."

Am nächsten Tage telephonierte mir Enver Pascha, daß Seine Majestät Asis Ali Bey begnadigt habe. Übrigens war der Bruder

Asis Ali Beys, der es bereits wußte, mit Georg Rémond zu mir gekommen, um mir zu danken. Ich sagte ihm, daß Asis Ali Bey sich sofort nach Ägypten begeben müsse, daß er sich in Zukunft um die Politik des türkischen Reiches nicht mehr zu bekümmern habe, daß er aber auch niemandem, wer es auch sei, mitteilen möge, daß er seine Begnadigung meinem Einschreiten verdanke.

Ich habe später erfahren, daß Asis Ali Bey trotz des Ehrenwortes, welches er mir damals gegeben hatte, während des Weltkrieges sich dem Scherif Hussein zur Verfügung gestellt hat, als dieser sich undankbarerweise gegen das Kalifat auflehnte und wissentlich die islamische Welt in den beklagenswerten Zustand stürzte, in dem sie sich heute befindet. Jetzt bin ich es, der ihm nicht verzeiht.

Die deutsche Militärmission für die Reorganisation

Ich glaube, daß es in Europa und Amerika nicht einen Menschen gibt, der genau darüber Bescheid weiß, wie die deutsche Militärmission nach Konstantinopel gekommen ist.

Die zahlreichen gegen uns veröffentlichten Schriften betonen immer wieder, daß diese Mission während des Ministeriums Enver Paschas gekommen sei und wollen ihm immer ein Verbrechen daraus machen. Wie der Sachverhalt wirklich war, wird sich aus meiner Darstellung ergeben.

Als Mahmud Schefket Pascha, überzeugt, daß es unmöglich sei, die Bulgaren zu besiegen, die Friedenspräliminarien von London, die uns die Linie Enos—Midia gegenüber Bulgarien und die Inseln Imbros und Tenedos gaben, unterzeichnet hatte, beschloß er, um das bereits sehr erschöpfte Land nicht noch mehr zu entkräften, die ganze nationale Kraft für die inneren Reformen aufzusparen, und diesem Beschlusse gemäß gab er unseren Delegierten die Erlaubnis, den oben genannten Präliminarfrieden mit ihren Unterschriften zu versehen. Was wir nach seiner Ansicht am meisten notwendig hatten, war Geld und er dachte daran, bei einer der europäischen Mächte eine bedeutende Anleihe aufzunehmen. Vor allem wandte er sich an die Deutschen, aber diese wiesen darauf hin, daß nach dem Stand der Berliner Börse es unmöglich sei, eine neue türkische Anleihe unterzubringen, und sie rieten uns aufrichtigst, in finanziellen Angelegenheiten niemals auf Deutschland zu zählen, sondern sich diesbezüglich stets an Frankreich zu wenden. Daraufhin beschloß die Regierung, diesem Rate zu folgen und entsandte Djavid Bey nach Paris, der zwar nicht Mitglied des Ministeriums war, aber als die Seele der Organisationsbestrebungen der Partei „Einheit und Fortschritt" auf finanzpolitischem Gebiete galt. Er wurde beauftragt, die Führung der türkischen Finanzdelegation zu übernehmen, die über die finanziellen Klauseln der Friedenspräliminarien verhandeln sollte.

Mahmud Schefket Pascha war jedoch der Ansicht, daß das System der Anleihen allein die finanzielle Lage des Staates nicht in Ordnung zu bringen geeignet sei und wünschte daher inständigst die Abschaffung der finanziellen Kapitulationen, wodurch allein unser

Budget wieder in Ordnung gebracht werden konnte. Djavid Bey war in diesem Sinne instruiert worden. Nunmehr ging Mahmud Schefket Pascha daran, gewisse Fragen zu regeln, die zwischen uns und den auswärtigen Staaten, namentlich der russischen und englischen Regierung, stets den Gegenstand von Meinungsverschiedenheiten gebildet hatten. Eine der wichtigsten war zu jener Zeit die der persischen Grenze, eine Frage, der Rußland und England eine ganz besondere Auslegung zu geben trachteten. Der Pascha beschäftigte sich selbst mit diesem Problem. Er hatte von den beiden Regierungen verlangt, Missionen für die Grenzberichtigung zu ernennen und sie, so wie es die ottomanische Regierung getan hatte, an Ort und Stelle zu entsenden.

Schließlich beschäftigte er sich mit der Frage der Reorganisation von Armee und Flotte. Eine britische Marinemission war bereits am Werk. Mit dem Chef dieser Mission hatte er sich persönlich in Verbindung gesetzt und ihn gebeten, die Organisation der Flotte zu beschleunigen. Was die Organisation der Armee anbelangt, so will ich im folgenden die Tatsachen anführen, die mir in allen Einzelheiten aus persönlichen Mitteilungen Mahmud Schefket Paschas bekannt sind, deren Richtigkeit also nicht in Zweifel gezogen werden kann.

Während seines Großwesirats verbrachte der Pascha gewöhnlich die Nacht auf der Hohen Pforte und schlief auch dort, und da ich selbst die Nacht im Militärgouvernement verbrachte, so rief er mich an manchen Abenden, an denen er sich durch die übermäßige Arbeit während des Tages sehr ermüdet fühlte, nach dem Essen telephonisch an, um mich aufzufordern, ihn zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit teilte er mir oft seine Gedanken und Pläne mit und fragte mich um meine Meinung. An einem dieser Abende sagte er mir: „Ich glaube, daß alle Vorkehrungen, die wir bisher im Hinblick auf die Reorganisation unserer Armee getroffen haben, nur halbe Maßregeln sind, um nicht zu sagen schlechte Maßregeln. Alle Organisatoren, die wir bisher kommen ließen, sei es unter der Regierung des Sultans Abdul Hamid, sei es seit Erlaß der Verfassung, waren vom Zufall ausgewählt, ohne daß ihre Berufung irgend einem Prinzip entsprochen hätte. Wir haben nicht daran gedacht, eine bedeutende Mission mit einem ausreichenden und gut durchdachten Programm kommen zu lassen, deren Personal ausschließlich gemäß dem Organisationsprogramm ausgewählt sein müßte.

Sehen Sie zum Beispiel die Griechen! Sie waren bedeutend klüger als wir. Sie haben die Reorganisation ihrer Marine den Engländern und die ihrer Armee den Franzosen anvertraut. Venizelos hat sich die Ministerien des Kriegs und der Marine selbst vorbehalten. Er hat alle, die es wagten, den Missionen auch nur die geringste Schwierigkeit entgegenzustellen, erbarmungslos zerschmettert. Er hat den Kritiken seiner politischen Gegner nicht die geringste Bedeutung beigemessen. Er hat mit den Chefs der französischen und der englischen Mission die engste Verbindung aufrecht erhalten und alles getan, was sie von ihm gewollt haben. Das Resultat war die Schaffung einer griechischen Armee, wie wir sie während des Balkankrieges schätzen gelernt haben, und einer Flotte, mit der die frühere aus dem türkisch-griechischen Kriege keinen Vergleich aushält.

Meiner Ansicht nach besteht der größte Dienst, den Venizelos seinem Lande geleistet hat, darin, durch die Organisation der nationalen Streitkräfte den Diplomaten ein wirksames Argument, ja ich möchte sagen das einzig wirksame für die Realisierung des nationalen Ideals zur Verfügung gestellt zu haben. Ich will meinem Lande denselben Dienst erweisen. Es existiert schon eine englische Mission für unsere Flotte. Ich werde mich mit dem Chef dieser Mission in Verbindung setzen und ihn fragen, was er für nötig befindet, um einen Erfolg vollauf sicherzustellen, und ich gedenke mich allen seinen Wünschen anzuschließen.

Was unsere Armee betrifft, so glaube ich, daß wir uns den Methoden der Deutschen nicht mehr verschließen können. Seit mehr als dreißig Jahren haben wir in unserer Armee deutsche Instruktoren, unser Offizierkorps ist durchaus nach den deutschen militärischen Methoden erzogen worden, unsere Armee ist mit dem Geiste deutscher Erziehung und deutscher Instruktion auf das engste vertraut. Dies jetzt zu ändern, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Ich habe daher die Absicht, eine deutsche Militärmission großen Stils kommen zu lassen und selbst, falls dies notwendig sein sollte, das Kommando eines türkischen Armeekorps einem deutschen General anzuvertrauen, an die Spitze einer jeden Einheit desselben deutsche Stabs- und Subalternoffiziere zu stellen und auf diese Art ein Muster-Armeekorps zu bilden. In ihm hätten die Stabs- und Subalternoffiziere der anderen Korps eine bestimmte Zeit lang Dienst zu tun, um ihre Ausbildung

zu erweitern und zu vervollkommnen. Auch will ich mit dieser Mission viele Spezialisten kommen lassen, die die Aufgabe hätten, die verschiedenen Abteilungen des Kriegsministeriums, den Generalstab, die Militärschulen und Militärfabriken zu reorganisieren. Ich glaube übrigens, daß wir für lange Zeit keine Veranlassung zu einem Kriege haben werden. Ich werde daher durch möglichste Verringerung der Kaders der Armee und Wiederzurückführung auf den Friedensstand eine Ersparnis erzielen, die es mir erlauben wird, die Kosten für die Organisationsmission zu decken. Ich werde dem türkischen Reiche eine Armee geben, die zwar klein aber gut organisiert und wohl ausgebildet sein wird. Im Kriegsfalle wird es nicht schwer sein, diese Armee durch Erweiterung der Kaders auf die größtmöglichste Stärke zu bringen. Ich bin somit im Begriffe, die Deutschen zu fragen, unter welchen Bedingungen sie bereit wären, uns eine solche Mission zu schicken, und halte es für angebracht, ihnen selbst die Wahl der Bedingungen zu überlassen."

Dies sind die Umstände, unter welchen die militärische Reorganisationsmission des Generals Liman von Sanders nach Konstantinopel berufen wurde. Enver Pascha hatte mit dieser Angelegenheit nichts zu tun und spielte dabei keine Rolle.

Nach dem Tode Mahmud Schefket Paschas war es Izzet Pascha, sein Nachfolger im Kriegsministerium, der dieselben Ideen hatte und denselben Standpunkt einnahm wie sein Vorgänger. Unter seinem Ministerium wurde der auf die Mission bezügliche Vertrag aufgesetzt und abgeschlossen. Am Tage der Ankunft Liman von Sanders und seiner Offiziere in Konstantinopel wurden sie am Bahnhofe vom Kriegsminister Izzet Pascha empfangen, und erst einen oder anderthalb Monate nach der Ankunft der Mission wurde Enver Pascha Kriegsminister.

Enver Pascha war es, der als erster auf die Schwierigkeiten hinwies, die mit der Betrauung Liman von Sanders Paschas mit dem Kommando des ersten Armeekorps verbunden sein würden. Er war der Ansicht, daß es nützlicher wäre, den Chef der Reorganisationsmission in der Eigenschaft eines Generalinspektors zu verwenden als ihm das Kommando eines Armeekorps anzuvertrauen, und einzig und allein auf seine Anregung hin und nicht einem Drucke der Russen, Franzosen und Engländer folgend fand diese Änderung statt.

Als die Militärmission in Konstantinopel ankam, war ich Kommandant des ersten Armeekorps und in dieser Eigenschaft Höchstkommandierender während des Belagerungszustandes. Zwei Tage danach mußte ich mein Kommando Liman von Sanders übergeben. Aber da ein deutscher General natürlich nicht Oberstkommandierender während des Belagerungszustandes sein konnte, beschlossen wir, eine andere Maßregel zu ergreifen. Faïk Pascha war damals Oberst. Er sollte zum Platzkommandanten ernannt werden mit den Befugnissen eines Divisionskommandeurs, und die Überwachung des Belagerungszustandes sollte dem Platzkommandanten übertragen werden. Aus Gründen, die ich später auseinandersetzen werde, sollte ich interimistisch die öffentlichen Arbeiten übernehmen. Am Tage nach der Ankunft der Mission erschien der kaiserliche Erlaß betreffend meine Ernennung zum Arbeitsminister. Am Tage darauf begab ich mich ins Hauptquartier des ersten Armeekorps, das ich offiziell dem General Liman von Sanders übergab.

Unter diesen Umständen ist es klar, daß die Verleumdungen, Bemerkungen und Ansichten, die der Botschafter Morgenthau auf Grund ganz falscher Mitteilungen auf den Seiten 44 und 45 seiner Memoiren ausführt, in sich selbst zusammenfallen.

Die Ankunft der Mission in Konstantinopel war der Anlaß der heftigsten Angriffe seitens der Russen, Franzosen und Engländer gegen uns. Der Umstand, den die Russen zur Begründung ihres Protestes vor allem anführten, war der, daß, wenn die für die Verteidigung der Meerengen bestimmten Truppen durch deutsche Offiziere befehligt würden, die Verteidigungskraft gestärkt würde; diese Maßregel, aus Mißtrauen ergriffen und speziell gegen Rußland gerichtet, unterschiebe dieser letzteren Macht zweideutige Absichten.

Die Franzosen und Engländer folgten in ihren Protesten den Fußtapfen der Russen. Die französischen und englischen Botschafter machten sich die Argumente des russischen Botschafters zu eigen. Die Presse dieser beiden Länder leistete der russischen Presse volle Gefolgschaft, und nun frage ich unsere politischen Gegner: War etwa diese Art der Beweis für die guten Absichten der Engländer und Franzosen, deren sie sich uns gegenüber vom Morgen bis zum Abend rühmten?

Wir wollten unsere Armee reorganisieren, aus diesem Grunde haben wir uns an Deutschland gewendet. Wir haben uns über Einrichtung und Ausführung verständigt. Die deutsche Militärmission kam nach Konstantinopel, und der Erfolg war ein Anwachsen der defensiven Kraft der türkischen Streitkräfte, ganz besonders in den Meerengen. Es ist natürlich, daß die Russen nach Mitteln suchten, sich dem zu widersetzen, weil sie sich als die natürlichen Erben Konstantinopels betrachten und weil sie überzeugt sind, daß sie eines Tages in der Umgebung von Konstantinopel mit den Türken zu Lande und zu Wasser in der heftigsten Weise zusammenstoßen werden. Konnte diese Aktion, die in einem Eingreifen in die inneren Angelegenheiten eines Nachbarstaates bestand, ohne die Zustimmung Englands und Frankreichs stattfinden? Ich bin der Ansicht: niemals! Muß man unter diesen Umständen und wenn man in Betracht zieht, daß die Franzosen und Engländer in dieser Frage sozusagen noch mehr Lärm machten als die Russen, nicht annehmen, daß schon damals der Dreiverband Konstantinopel den Russen zugesprochen hatte? Mein Gott, wenn ich an diese Tage denke, überläuft es mich kalt. Ich kann die Qualen nicht beschreiben, die ich bei den Unterredungen mit dem französischen Militârattaché Maucorps, dem französischen Botschafter Bompart, dem Botschaftsrat Bopp, dem Gendarmerieinspektor General Baumann und dem Major Sarrou zu ertragen hatte. Schließlich sagte ich ihnen eines Tages: „Meine Herren! Sehen Sie, wie wenig wohlwollend Sie sind! Ueber die Lage sind Sie doch vollständig im Bilde. Sie selbst sind ebenso überzeugt wie wir, daß wir das Recht haben, eine deutsche Reorganisationsmission kommen zu lassen. Was die Frage anbelangt, ob die deutschen Offiziere fähig sind, eine Armee zu organisieren oder nicht, so könnte sie zwar diskutiert werden, aber sie kann hier nicht in Betracht kommen, da wir nun einmal von der Fähigkeit jener überzeugt sind und unsere Wahl auf sie gefallen ist. Ein Land hat übrigens drei Arten der bewaffneten Macht: erstens die Armee, zweitens die Marine, drittens die Gendarmerie. Von diesen haben wir die Organisation der ersten den Deutschen, die der zweiten den Engländern und die der dritten den Franzosen anvertraut. Wozu also der Streit? Wollen Sie, daß wir den Russen die Reorganisation unserer Armee übertragen? Und dann er-

wägen Sie doch was die Russen sagen: Wenn die deutschen Offiziere das Kommando des ersten Armeekorps übernehmen, so würde die Defensivmacht der Meerengen gestärkt werden. Dies bedeutet, daß wenn wir dieselbe Mission unter denselben Bedingungen den Franzosen oder Engländern anvertrauen würden, die Russen denselben Einwand machen müßten, denn ich kann nicht annehmen, daß die französischen oder englischen Offiziere mit der Übernahme des Kommandos des ersten Armeekorps den Zweck verbinden würden, nötigenfalls die Meerengen den Russen zu öffnen. Sie erwecken mithin durch ihre Proteste in uns notwendigerweise den Glauben, daß Sie uns gegenüber keine günstigen Absichten hegen." Da sie sich der Logik dieser Worte nicht verschließen konnten und nicht wußten, was sie antworten sollten, sagten mir diese Herren immer wieder, indem sie damit eingestanden, daß sie sich im Unrecht befanden: „Was wollen Sie? Erstens sind die Russen unsere Verbündeten, und wir sind daher gezwungen, alle ihre Forderungen zu unterstützen, und zweitens sind die Deutschen unsere Feinde, und wir sind gezwungen, an die Gefahren für uns zu denken, die allen ihren Unternehmungen innewohnen. Und selbst wenn gar keine Gefahr vorhanden wäre, so erachten wir es für unsere patriotische Pflicht, uns zu sagen: Da es sich um etwas handelt, was die Deutschen für sich in Anspruch nehmen, müssen wir dem widersprechen."

Ministerium der Öffentlichen Arbeiten

Mitte Dezember 1913 bis Februar 1914.

Übernahme des Ministeriums

Das Ministerium des Prinzen Saïd Halim Pascha, welches dem Ministerium Mahmud Schefket Paschas gefolgt war, hat dessen politisches Programm vollinhaltlich übernommen, nämlich: Zwistigkeiten nach außen hin so viel als möglich zu vermeiden und die ganze nationale Kraft auf die inneren Reformen zu verwenden. Aber damit verzichtete es nicht darauf, die Gelegenheit zu benutzen, Adrianopel wieder zu nehmen, und es gelang ihm, mit den Bulgaren den Friedensvertrag von Konstantinopel zu schließen, ferner mit den Griechen den Vertrag von Athen und viel später wieder in Konstantinopel den Vertrag mit Serbien, welches der ehrgeizigste unter den Balkanstaaten geworden war.

Um den Erfolg der inneren Reformen zu sichern, war es notwendig, den Fragen ein Ende zu bereiten, die durch die Nationalitätenunterschiede immer wieder aufs Tapet gebracht wurden, was den kleinen Balkanstaaten unausgesetzt Gelegenheit gab, großen Lärm zu machen.

Nach dem endgültigen Verlust Mazedoniens blieben dem türkischen Reiche, was die bulgarische Nationalität anbelangt, nur noch einige längs der Nordgrenze des Sandjaks Kirkilisse im Wilajet von Adrianopel zerstreute Dörfer. Anderseits blieben einige Türken in gewissen Gegenden des bulgarischen Gebietes in der Nähe der türkischen Grenze zerstreut. Im Anschluß an den Friedensvertrag von Konstantinopel wurde von den Bulgaren ein geheimes Protokoll unterzeichnet, wonach die auf türkischem Territorium wohnhaften Bulgaren nach Bulgarien und die auf bulgarischem Gebiet verbliebenen Türken nach der Türkei versetzt werden sollten. Dieser Austausch wurde zur Zufriedenheit beider Teile durchgeführt.

Eine sehr wichtige Nationalitätsfrage wurde durch die sehr zahlreichen griechischen Elemente aufgeworfen, welche an der Seeseite des Wilajets von Aïdin zerstreut wohnten. Es war kein Zweifel, daß die Griechen, die sich nach ihrem leicht errun-

genen Siege während des Balkankrieges auf der einen Seite bis nach Drama in Mazedonien festsetzten und auf der anderen Seite die Inseln nächst Kleinasien, wie Mytilene, Chios und Lemnos, in Besitz genommen hatten, nunmehr alle ihre Anstrengungen auf das Wilajet von Aïdin konzentrieren würden. Um keine inneren Schwierigkeiten zu haben, wenn wir früher oder später mit den Griechen in einen Konflikt gerieten, den die Inselfrage unvermeidlich machte, wurde bei der griechischen Regierung der Gedanke eines Austausches jener Bevölkerung mit dem in griechisch Mazedonien verbliebenen muselmanischen Volksteil, der nach der Türkei auswandern wollte, angeregt. Aber Venizelos bereitete diesem Vorschlage, der seinen späteren schädlichen Projekten einen Riegel vorschieben sollte, keine besonders freundliche Aufnahme. Doch in diesem Moment war das Nationalbewußtsein der türkischen Stämme schon sehr stark, und die Folgen davon waren besonders im Wilajet von Aïdin fühlbar, wo hunderttausende von muselmanischen Flüchtlingen, welche die Unterdrückung seitens der Griechen, Serben und Bulgaren nicht mehr hatten ertragen können und vor ihren Grausamkeiten innerhalb des türkischen Reiches Zuflucht suchten, die im Lande ansässigen Griechen oft arg belästigten. Die Regierung war mit diesen Reibereien wegen der voraussichtlich daraus erwachsenden Verlegenheiten absolut nicht einverstanden. Die europäischen Großmächte, die stets die Gewohnheit haben, ihre menschenfreundlichen Gefühle dann zu äußern, wenn es sich darum handelt, gegen die Türkei vorzugehen, fanden nicht ein Wort der Zurückweisung gegen die Scheußlichkeiten der Griechen, Serben und Bulgaren, die auf die bestialischste Weise mehr als fünfhunderttausend Türken, darunter zum größten Teile Frauen, Greise und Kinder, umgebracht hatten. Als die Untersuchungsmission Carnegie ihren ausführlichen Bericht über diese Scheußlichkeiten veröffentlicht hatte, gab es in ganz Europa und Amerika mit Ausnahme einiger sozialistischer Blätter keine einzige Zeitung, die ein Wort zu Gunsten der armen Muselmanen, die wie die Fliegen umgebracht worden waren, gefunden hätte.

Indem er die Armeniermetzeleien, die im Laufe des Weltkrieges in der Türkei stattfanden, zum Vorwand nimmt, ergeht sich der amerikanische Botschafter Morgenthau gegen die Türken und die Muselmanen überhaupt in Beleidigungen und Beschimpfungen,

die kaum wiederzugeben sind, und jede Zeile seiner Denkwürdigkeiten zeugt von tiefstem Haß und größter Feindseligkeit gegen uns. Herr Morgenthau sollte einmal eine Untersuchung über die mazedonischen Verbrechen anstellen und dann seine Arbeit noch einmal durchlesen und bekennen, ob er diese Beschuldigungen verantworten kann.

Als nach Erduldung aller möglichen Erpressungen und Grausamkeiten Tausende von Muselmanen sich in das Mutterland flüchteten, wo sie nicht einmal eine Hütte als Obdach und ein Fleckchen Erde zum Bebauen fanden, während sie sich tagtäglich den Beschimpfungen von Leuten, die an ihrem Unglück schuld waren, ausgesetzt sahen, ließen sie sich infolge eines sehr natürlichen und menschlichen Rachegefühls zu einigen Ausschreitungen hinreißen. Indem sie diese Vorfälle ausnutzten und treu ihrer Art möglichst großen Lärm schlugen, behaupteten die Griechen, sie würden durch die Türken bedroht und begannen demgemäß, sich da und dort ins Gebirge zu flüchten, wobei die verwegensten von ihnen ein paar muselmanische Dörfer in Brand steckten und eine große Anzahl von Emigranten ermordeten. Dieser Sachverhalt trug dazu bei, den Zorn der Muselmanen noch zu verstärken. Venizelos begann sein unaufhörliches Lied von der Balkanpolitik zu singen, das auf die ganze Welt seine Rückwirkung ausübte: „Die Türken morden die Griechen im Wilajet Aïdin unter Zustimmung, ja sogar mit der besonderen Unterstützung der Regierung!"

Glücklicherweise forderte Talaat Bey, der rascher handelte als Venizelos, die Botschafter von England, Frankreich, Deutschland und Österreich auf, ihre ersten Dragomane zu entsenden, damit sie an Ort und Stelle gemeinsam eine Untersuchung anstellten. Diese Kommission stellte den wahren Tatbestand fest, dessen Richtigkeit Herr Morgenthau höchst widerwillig anerkennen muß. Mit anderen Worten, die Untersuchung ergab glatt, daß keinerlei Erpressung gegen die Griechen verübt worden war, und daß die schwergeprüften Emigranten, die da und dort sich etwas hatten zuschulden kommen lassen, von der ottomanischen Regierung streng bestraft worden waren. Indem er den Grundsatz aufstellte, daß die Emigranten ihr bewegliches Hab und Gut mitnehmen können, während die Immobilien als Tauschobjekte angesehen werden sollten, schloß sich Venizelos endlich dem Standpunkte

Talaat Beys an und willigte ein, Verhandlungen auf der Basis einzuleiten, daß die griechischen Küstenbewohner des Wilajets Aïdin nach Griechenland abgeschoben werden, während die Muselmanen Mazedoniens die Erlaubnis erhielten, sich in dem genannten Wilajet niederzulassen.

Nachdem, wie bereits erwähnt, eine Verständigungsbasis in der oben bezeichneten Form mit den arabischen Elementen gefunden worden war, beschloß man, sich nunmehr mit unserer heikelsten inneren Angelegenheit zu beschäftigen: der armenischen Frage.

Ich halte es für nützlicher, dieser äußerst wichtigen und umfassenden Frage später ein besonderes Kapitel zu widmen.

Wirtschaftliche Verhandlungen mit den Engländern und Franzosen

Als Mahmud Schefket Pascha noch Großwesir war, begab sich der frühere Großwesir Hakki Pascha zur Lösung verschiedener schwebender Fragen betreffs des Golfes von Bassora und der sieben strittigen Gemeinden zwischen dem Yemen und Aden nach London.

Gleichzeitig wurde Dschawid Bey nach Paris gesandt. Seine Mission betraf:

1. die Unterhandlung über eine nennenswerte Anleihe,
2. die Aufhebung der finanziellen Kapitulationen.

Für die Gewährung der Anleihe stellten die Franzosen uns Bedingungen, die vernichtend für uns waren.

Wenn Dschawid Bey einmal seine Memoiren schreibt, wird er zweifellos besser als ich die Fragen auseinandersetzen können, die seiner hohen Fachkunde unterstehen. Nachfolgend einige der Bedingungen, deren ich mich entsinne.

1. In Syrien und Palästina darf keine Eisenbahnlinie mehr von der Verwaltung der Hedschasbahn angelegt werden.
2. Sofortige Einstellung des von der Hedschasbahnverwaltung begonnenen Baues der Zweiglinie von Afuleh nach Jerusalem über Dschenin-Naplus, die zum Abschnitt Haifa-Deraa gehörte, und die in diesem Augenblicke bereits bis Sebastia gediehen war.
3. Den Franzosen ist die Konzession zu einer normalspurigen Bahn von Afuleh bis zu einem noch zu bestimmenden Punkte der Linie Jaffa-Jerusalem zu erteilen.

4. Den Franzosen ist ferner die Konzession zu einer normalspurigen Linie zu erteilen, deren Ausgangspunkt die Station Rayak der Linie Damaskus-Hamah mit Verlängerung zu sein hätte und die bei Afuleh endigen sollte, nachdem sie sich an den Ufern der Seen von Huleh und Tiberias entlanggezogen.

5. Die ottomanische Regierung soll nicht das Recht haben, auf der Strecke Haifa-Deraa Verkehrstarife zu bewilligen, die mit den Tarifen der Linie Beirut-Damaskus-Hauran konkurrieren können: außerdem hat die ottomanische Regierung die Eisenbahnbaugesellschaft Damaskus-Hamah mit Verlängerung für den Sektor Damaskus-Hauran schadlos zu halten.

6. Die Konzession jeder östlich der Linien Damaskus-Medina und Rayak-Aleppo zu erbauenden Eisenbahnlinie ist ausschließlich den Franzosen vorzubehalten.

7. Der Ausbau der syrischen Häfen von Jaffa, Haifa, Tripolis ist ausschließlich den französischen Kapitalisten vorzubehalten.

8. Rückkauf des Betriebsrechtes der Yemenbahn seitens der Regierung und Schadloshaltung der Gesellschaft.

9. Den Franzosen ist die Konzession der Bahn Samsun-Siwas zu erteilen.

10. Vollständige Abgabenfreiheit für die Gebäude, Ländereien und Liegenschaften aller Art, die zu den sehr zahlreichen französischen Klosterschulen, Lazaretten und sonstigen Gründungen gehören.

11. Mit dem Gelde der von Frankreich gewährten Anleihe darf die türkische Regierung die benötigte Heeresausrüstung nur aus Frankreich beziehen.

Nur im Falle des Eingehens auf diese Bedingungen und auf viele andere, deren ich mich nicht mehr entsinne, würde der Türkei die Aufnahme einer neunprozentigen Anleihe von einigen Millionen Franken, zahlbar in zwei Raten, zugestanden werden.

Was die Aufhebung der finanziellen Kapitulationen betrifft, so wollten sie davon nicht einmal reden hören. Nur gegen Zugeständnis verschiedener anderer Forderungen wollten sie uns eine Erhöhung des Wertzolls von elf auf vierzehn Prozent gewähren, ein Monopol auf Alkohol, Streichhölzer, Zigarettenpapier einräumen, uns die Patentgebühren der ausländischen Kaufleute erheben, einen Stadtzoll einführen und einige andere unbedeutende Vorteile wahrnehmen lassen.

Alle diese Unterhandlungen gingen nicht ohne Schwierigkeiten vonstatten, und Dschawid Bey, der beauftragt war, sie in Paris zu führen, verzweifelte schließlich, da er es einerseits mit der Langsamkeit der Regierung von Konstantinopel zu tun hatte, die ihre Antworten immer wieder verzögerte, und anderseits gegen die von den Franzosen gemachten Schwierigkeiten ankämpfen mußte.

Unter den Kabinettsmitgliedern befand sich damals als Minister der öffentlichen Arbeiten Osman Nizami Pascha, der, obwohl die meisten dieser Fragen sein Ministerium angingen, sich damit begnügte, jede Frage an die einschlägige Amtsstelle weiterzugeben und der Hohen Pforte die Gutachten dieser Stellen vom gesetzlichen wie vom Nützlichkeitsstandpunkt aus zu unterbreiten. Während die allgemeine Lage des Landes eine rasche Beschlußfassung seitens der Regierung notwendig machte, verstimmte das allzu bürokratische Vorgehen Osman Nizami Paschas das Kabinett und die Partei gegen ihn. Da im übrigen die Partei beschlossen hatte, das Programm des Komitees „Einheit und Fortschritt" ernstlich und so rasch wie möglich durchzuführen, so wünschte sie, daß die Regierung diesen Mann entferne, der, ohne jeden Anhang bei der Partei, in der Frage betreffs Adrianopel eine Opposition gezeigt hatte, die nicht auf gesunde Urteilskraft schließen ließ.

Seit meiner Ernennung zum Militärgouverneur von Konstantinopel hatte ich jede Gelegenheit benutzt, um eine Annäherung zwischen Türken und Franzosen herbeizuführen. In Anbetracht der freundlichen Beziehungen, die ich sowohl mit der französischen Botschaft wie mit den Franzosen im allgemeinen angeknüpft hatte, waren meine Freunde überzeugt, daß wenn mir die Prüfung und Lösung der Fragen der öffentlichen Arbeiten anvertraut würden, die Franzosen sich mit dieser Ernennung sehr einverstanden zeigen würden, und so baten sie mich sehr, doch das Portefeuille der öffentlichen Arbeiten übernehmen zu wollen.

Da ich damals wußte, daß ich das 1. Armeekorps, dessen Kommando ich hatte, General Liman von Sanders übergeben mußte, und daß ich durch meinen Eintritt ins Kabinett vielleicht meinem Vaterland wichtigere Dienste würde erweisen können, nahm ich das Anerbieten an.

Nachdem Osman Nizami Pascha es nicht fertig gebracht hatte, den französischen Angelegenheiten eine rasche Lösung zu geben, und anderseits die Regierung nicht Zeit hatte, bis in die Unendlich-

keit zu warten, wurde ihm nahegelegt, seinen Abschied zu nehmen und sich zurückzuziehen. Er ging sofort hierauf ein, und sein Ministerium wurde mir interimistisch übertragen. Einen Monat nachdem Osman Nizami Pascha demissioniert hatte, übernahm ich endgültig das Portefeuille der öffentlichen Arbeiten.

Das allererste, was ich tat, war, daß ich in ganz kurzer Zeit die verschiedenen Angelegenheiten erledigte, die dem Ministerium zur Prüfung und Begutachtung vorlagen, und aus denen die Franzosen eine conditio sine qua non für die Anleihe machten. Eine Lösung, die auch die Franzosen annehmen konnten, wurde alsbald dem Großwesirat durch das Ministerium vorgelegt. Dank diesem Vorgehen hatten die Bemühungen Dschawid Beys schließlich Erfolg und die Anleihe wurde gewährt.

Die Eisenbahnen von Adalia

Während meiner Amtstätigkeit im Ministerium der öffentlichen Arbeiten gab ich Anlaß zu einem Zwischenfall mit der italienischen Botschaft in bezug auf die Eisenbahnen von Adalia. Es ist bekannt, daß Italien, das seit dem Tripoliskriege eine Anzahl unserer Inseln, wie Rhodos, Stanköj und andere, besetzt hielt, sich vertraglich verpflichtet hatte, sie der ottomanischen Regierung zurückzugeben. Da jedoch der Balkankrieg dazwischen kam, fiel es den Italienern nicht ein, die Inseln zu räumen, was sie mit dem Vorwand verteidigten, sie wollten ihre Besetzung durch die Griechen verhindern. Als der erste Londoner Vertrag dem Balkankrieg ein Ende setzte, kamen uns die Italiener, von denen wir die Rückgabe unserer Inseln verlangt hatten, mit tausend Schlichen; so behaupteten sie unter anderem, daß Achmed el Scherif el Senussi noch Schwierigkeiten mache, und daß wir, da sich noch türkische Offiziere in seinen Diensten befänden, unseren vertraglichen Verpflichtungen nicht nachgekommen seien. Man bewies ihnen mit allen möglichen Argumenten, daß ihre Ansprüche ungerechtfertigt seien, daß nicht ein einziger türkischer Soldat in Tripolis sei, und daß die ottomanische Regierung den Scheik El Seid Achmed el Scherif el Senussi in keiner Weise unterstütze. Darauf führten die Italiener die öffentliche Meinung in Italien ins Treffen und erklärten, wenn sie diese Inseln den Türken wiedergäben,

ohne sich Kompensationen dafür zu sichern, dies einen sehr schlechten Eindruck machen würde.

Diese Handlungsweise verstimmte uns außerordentlich. Als ich ins Ministerium der öffentlichen Arbeiten eintrat, lebte diese Frage von neuem auf. Eines Tages besuchte mich der italienische Botschafter Marchese Garroni und sagte mir, daß Halladschan Effendi, ein türkischer Untertan, und einige andere namens einer italienischen Kapitalistengruppe handelnde Leute mich um die Konzession einer Eisenbahnlinie von Adalia gegen Norden und von Makri nach Mughla zu ersuchen beabsichtigten. Für den Augenblick bitte er mich, die Vorstudien für den Bahnbau zu genehmigen und den dabei zu beschäftigenden Ingenieuren und Arbeitern den Schutz der Regierung zuzuwenden. Ich antwortete ihm sofort kurz und bündig, die Regierung denke vorläufig nicht an den Bau von Eisenbahnen zwischen Adalia und dem Norden oder Makri und Mughla.

Diese bestimmte Antwort überraschte den geschickten Diplomaten aufs äußerste. „Vorstudien machen," erwiderte er, „heißt ja noch nicht, eine Bahn bauen. Zunächst handelt es sich ja nur darum festzustellen, ob es eine Möglichkeit gibt, eine derartige Bahn zu bauen. Sollte das Ergebnis günstig ausfallen, so kann die ottomanische Regierung sich ja späterhin entscheiden. Im übrigen liegt auch eine schriftliche Verpflichtung der Regierung vor, welche die Italiener ermächtigt, Studienarbeiten vorzunehmen. Die jetzige Weigerung des Ministeriums gibt zu denken!"

Als ich dem Botschafter entgegnete, daß eine solche Verpflichtung in den Archiven des Ministeriums nicht vorhanden sei, zeigte er mir ein Papier mit der Unterschrift des Ministers des Auswärtigen, Prinz Said Halim Paschas. Dieses Dokument war jedoch ohne allen offiziellen Wert. Ich erteilte daher schließlich dem Botschafter eine glatte, kategorische Absage.

Hierauf sagte er zu mir: „Mein lieber Djemal Pascha, ich finde es nicht richtig von Ihnen, daß Sie mir eine so definitive absagende Antwort in dieser schwerwiegenden Sache geben, während ich mich bemühe, der Türkei die von Italien besetzten Inseln wieder zu verschaffen. Sie müssen wissen, daß die öffentliche Meinung in Italien der Frage der Adaliabahn eine sehr große Wichtigkeit beimißt. Könnte man nun in den Zeitungen veröffentlichen, daß die italienischen Ingenieure ihre Vorstudien in Angriff ge-

nommen haben, so würde die öffentliche Meinung der Regierung in der Inselfrage keine Schwierigkeiten mehr machen, in Anbetracht des Umstandes, daß die Regierung sich materielle Rechte als Ausgleich für das Opfer der Rückgabe des Dodekanes gesichert hat. Auf diese Weise werden Sie in kurzer Zeit wieder in den Besitz Ihrer Inseln gelangen!“

Nun wurde ich vollends böse und erwiderte: „Sie vergessen, Herr Botschafter, daß jemand, der seinem Eigentümer etwas zurückgibt, was er nur verwaltet hat, nicht berechtigt ist, sich dafür eine Entschädigung auszubedingen. Die italienische Regierung hat sich verpflichtet, uns diese Inseln zurückzugeben. Ich verstehe nicht, inwiefern ein Volk seine Regierung tadeln und ihr Schwierigkeiten bereiten könnte, weil sie eine ausdrücklich eingegangene Verpflichtung einhält. Was würde die türkische Volksmeinung von unserer Regierung denken, wenn sie sähe, daß die unglückliche Türkei, nachdem sie seit drei oder vier Jahren das Opfer unzähliger Angriffe gewesen ist und neunundneunzig Prozent ihres europäischen Territoriums sowie die ganze afrikanische Kolonie verloren hat, nun nochmals Entschädigungen für die Wiedererlangung einiger Inseln geben muß, auf die sie vertragsgemäß Anspruch hat! Ich bin Minister der öffentlichen Arbeiten. Meine Pflicht ist es, meinem Lande die Ausführung der für sein Gedeihen notwendigen Arbeiten in einer den Bedürfnissen entsprechenden Weise zu gewährleisten. Was die Unternehmungen betrifft, die auf Grund politischer Entschädigungen in Angriff genommen werden sollen, so gehören sie nicht zu meinem Ressort und müssen im Ministerium des Äußern oder mit dem Großwesir erörtert werden. Da ich dieser Frage durchaus ablehnend gegenüberstehe, bedauere ich, Ew. Exzellenz keine Ihren Wünschen entsprechende Antwort erteilen zu können.“

Ich erzählte nachher das Vorgefallene dem Prinzen Said Halim Pascha sowie Enver Pascha, der damals Kriegsminister war, und dem Minister des Innern Talaat Pascha. Alle stimmten mir bei. Am folgenden Tage ließen mich Journalisten, die, ich weiß nicht wie, Wind von der Sache bekommen hatten, um Interviews bitten. Ich ließ daraufhin Yonus Nadi, den Redakteur des „Tasfir-Efkiar“ rufen, und gewährte ihm eine Unterredung.

Der sehr ausführliche Artikel, der dann unter dem Titel „Weder Kompensationen noch Konzessionen“ erschien, wurde allent-

halben mit großer Freude und ungeheurer Befriedigung aufgenommen, und meine Freunde beglückwünschten mich zu meinen klaren und kategorischen Erklärungen. Doch am Tage des Erscheinens des Artikels ersuchte der Marchese Garroni, der sich sehr darüber aufregte, den Großwesir um eine Audienz, in welcher er sich des langen und breiten über mich beklagte und äußerte, dieser Artikel werde einen sehr schlechten Eindruck in Italien hervorrufen.

An diesem Tage war Ministerrat. Als ich ins Großwesirat kam, sah ich, daß der Großwesir ein langes Gesicht machte. Talaat war ebenfalls anwesend. Prinz Said Pascha empfing mich in herrischem Tone: „Pascha! Sie haben den Journalisten also Erklärungen über die Adaliabahnen gegeben?“

„Ja,“ antwortete ich, „und warum auch nicht? Habe ich etwas gesagt, was der Wahrheit nicht entspricht?“

„Nein! Aber ich glaube, daß Sie nicht befugt waren, es zu tun.“

„Gestatten Ew. Hoheit mir, zu sagen, daß dies ein Irrtum ist. Ein Minister hat das Recht, in der Presse jede Frage, die sein Ministerium angeht, zu veröffentlichen, wenn er es für nötig hält. Zumal wenn diese Frage kein Staatsgeheimnis ist, und die allgemeine Regierungspolitik nicht gefährdet. Der Redakteur hat mir die Frage gestellt: „Hat die Regierung, um wieder in den Besitz der ägäischen Inseln zu gelangen, die Absicht, den Italienern zur Entschädigung den Bau der Adaliabahn zu konzessionieren?“ Ich antwortete hierauf: „Nein!“ Ist diese meine Erklärung nicht wahrheitsgemäß? Ist die Regierung, die unter Ihrer hohen Präsidentschaft steht, gegenteiliger Ansicht? Soviel ich weiß, nein. Dann hat also der Botschafter kein Recht, sich zu beschweren.“

Auf diese Antwort erwiderte der Prinz kein Wort mehr. Ich glaube jedoch, er hat es mir nicht verziehen, daß ich den Journalisten, die er nicht ausstehen kann, eine derartige Erklärung gegeben habe.

Ein paar Tage nach diesem Vorfall kam der englische Botschafter, Sir Louis Mallet, ins Ministerium und sagte mir, er habe gehört, daß die ottomanische Regierung im Begriff stehe, den Italienern die Konzession der Adaliabahn zu gewähren; dies sei jedoch ein Eingriff in die Rechte der englischen Aidin-Eisenbahngesellschaft.

Ich ließ hierüber Nachforschungen anstellen. In der Tat hatte die genannte Gesellschaft zugleich mit dem Recht, ihre Gleise nach Burdur und Sparta hin auszubauen und einen Dampferverkehr auf dem Beyschehir-See einzurichten, die formelle Zusicherung erhalten, daß keine andere Linie im Umkreise von ich weiß nicht wievielen Kilometern südlich dieser Strecke, dem Mittelmeere zu, angelegt werden dürfe, damit deren Rentabilität gewährleistet würde.

Als ich Sr. Hoheit Said Halim Pascha davon unterrichtete, sprach er sich befriedigt darüber aus, daß ich kein Abkommen mit den Italienern getroffen hatte.

Schließlich fand ich doch noch einen Weg zur Verständigung mit dem italienischen Botschafter. Ich sagte ihm, ich würde eine offizielle technische Kommission von Eisenbahningenieuren entsenden, die sich von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit, von Adalia und Makri aus ins Innere des Landes Eisenbahnlinien anzulegen, überzeugen sollten. Der Botschafter tat, als sei er hiermit zufrieden, was er im Grunde aber nicht im mindesten war.

Eine andere Angelegenheit, die ich gleichfalls während meines Aufenthalts im Ministerium der öffentlichen Arbeiten löste, war die Bereinigung der zahlreichen Differenzen, die zwischen der Straßenbaugesellschaft und der Technischen Kommission des Ministeriums entstanden waren. Anstatt mit gesundem Menschenverstand an die Dinge heranzugehen und dadurch eine Lösung zu finden, bemühte sich jede der beiden Parteien mit einem Eigensinn, wie ihn wechselseitiges Mißtrauen hervorruft, die Argumente der anderen zu widerlegen. Nachdem ich Burhaneddin Bey, den Direktor der Bahnlinien und Verkehrswege, und Mr. Choublier, den Direktor der Landstraßengesellschaft, miteinander im Einvernehmen hatte, prüfte ich selbst alle schwebenden Fragen und sicherte, nachdem ich für jede ein Wort der Lösung gefunden hatte, deren schnelle Ausführung zu.

Endlich übernahm ich im Februar 1914 im Wege des Austausches mit Tschuruk Sulon Mahmud Pascha das Marineportefeuille.

Marineministerium

Ernennung zum Minister

Als Enver Pascha das Kriegsministerium übernahm, beschäftigte er sich mit der Reorganisation der Armee, und seine erste Tat war die Neubesetzung aller hohen Chargen. Er versetzte Generäle, Stabs- und andere Offiziere in den Ruhestand, die kein anderes militärisches Verdienst hatten, als daß sie die Achselstücke ihres Ranges trugen und ernannte Oberste zu Armeekommandanten, Oberstleutnants zu Divisionskommandanten, Majore zu Regimentskommandeuren und Hauptleute zu Bataillonskommandeuren.

Auf Anraten der Reorganisationsmission reformierte er von Grund auf die verschiedenen Sektionen des Kriegsministeriums und betraute mit der Leitung zumeist höhere deutsche Offiziere; er begann auch die Mobilisierungspläne der Armee zu bearbeiten.

Die größten Anstrengungen wurden gemacht: Man ging mit ganz außergewöhnlicher Sorgfalt an die theoretische und praktische Ausbildung des Heeres, und nach einem oder zwei Monaten bereits konnte man feststellen, daß ein neuer Geist alle Glieder beseelte.

Während so eine außerordentlich tiefgreifende Umwandlung innerhalb der Armee vor sich ging, konnte man keinerlei Änderung in dem ewig gleichen Gang der Marine wahrnehmen.

Obwohl er ein äußerst ehrenhafter und rühriger Mann war, besaß doch der Marineminister Tschuruk Sulon Mahmud Pascha nicht den nötigen Mut, gründliche Reformen durchzuführen, und schenkte denjenigen Kabinettsmitgliedern kein Gehör, die ihm rieten, Enver Paschas Beispiel zu folgen.

Man beeilte sich in keiner Weise, den Bau des in Brasilien gekauften Dreadnoughts „Sultan Osman“ fertigzustellen. Der Bau des „Reschadieh“ erlitt Verzögerung über Verzögerung. Es wurden nicht die nötigen Anstrengungen gemacht, um die Schäden auszubessern, die unsere Schiffe während des Balkankrieges erlitten hatten. Und die durch den Präsidenten der englischen Schiffahrts-

mission gemachten Vorschläge, die Organisation der Ministerialdepartements betreffend, erfuhren unter dem Vorwand, sie müßten erst vom Marinerat geprüft werden, ebensowenig eine Lösung, wie die bezüglich des Offizierkorps. Da nach der Auffassung der Regierung ein demnächst ausbrechender Konflikt mit den Griechen nicht unvermeidlich schien, war es dringend geboten, schnellstens an die Reorganisation und Schulung unserer Flotte zu gehen, eher noch sogar als an die der Armee. Daher schlugen der Großwesir, Enver Pascha und Talaat Bey Tschuruk Sulon Mahmud Pascha vor, mit mir zu tauschen. Letzterer nahm den Vorschlag an. So gelangte ich infolge dieser Entschließung zu dem Posten des Marineministers.

Reorganisation der Abteilungen des Marineministeriums

Das erste, was ich nach Übernahme des Marineministeriums veranlaßte, war eine lange Konferenz mit Admiral Limpus, dem Chef der englischen Marinemission. Ich bat ihn, mir eine Abschrift sämtlicher bis jetzt von ihm gemachter Vorschläge zu geben und mir die wichtigsten zu bezeichnen. Außerdem ließ ich durch die Archivdirektion alle Berichte über die allgemeine Reorganisation unserer Marine sammeln, die vordem durch die Admirale Limpus, Williams und Gambel eingereicht worden waren, und die sich im Marinerat sowie in den verschiedenen Sektionen befanden. Ich machte mich nun daran, sie persönlich durchzustudieren. Admiral Limpus schlug in erster Linie vor, die Marinedepartements zu reorganisieren, und diesen Standpunkt teilte ich vollkommen. Ferner beklagte sich Admiral Limpus gleich den beiden anderen englischen Admiralen, die seine Vorgänger gewesen waren, über den Marinerat. Sie machten geltend, daß die Sektionsvorstände, die keinerlei Verantwortung in wichtigen Angelegenheiten ihrer Departements tragen wollten, diese stets dem Marinerat zuschieben, der schon seit Monaten nicht tage, und der sich selbst, wenn er zusammentrete, durch die Unzahl der Anfragen erschreckt, die sich inzwischen angehäuft hatten, damit begnüge, ein paar Dossiers zu prüfen, worauf er sich wieder vertage und die wichtigsten Fragen in den Archivschränken liegen ließe. Auf diese Weise deckten die Departementchefs ihre Verantwortlichkeit.

So faßte ich denn zunächst den Entschluß, den Marinerat aufzulösen.

Die Stelle, die dem Admiral Limpus Anlaß zu den meisten Klagen gab, war das Marine-Unterstaatssekretariat. Der englische Admiral hielt Rustem Pascha, den Unterstaatssekretär, für den hartnäckigsten Gegner der Reorganisation der ottomanischen Marine.

Er sagte mir, selbst wenn es ihm gelinge, die verschiedenen Departementschefs von seinen Anschauungen zu überzeugen, kämen diese nach Rücksprache mit Rustem Pascha stets zu völlig entgegengesetzten Beschlüssen und bemerkten, sie könnten nicht dessen Befehlen zuwider handeln. Am meisten beklagte der Admiral sich über die Vierte Sektion und die Direktionen der Rechnungs- und Revisionsbüros. Solange diese Büros, die knechtisch der ältesten bürokratischen Überlieferung anhingen, nicht von Grund auf reformiert wären, sei es unmöglich, im Marineministerium das mindeste zu unternehmen.

Nach dieser mündlichen Umfrage machte ich mich mit den genau ausgearbeiteten Projekten der Admiräle Limpus und Gambel über die in den Departements des Ministeriums einzuführenden Reformen bekannt. Indem ich mich von diesen Projekten anregen ließ und ihnen meine eigenen Vorschläge hinzufügte, begann ich die Redaktion einer Reorganisationsordnung. Hiernach sollte das Unterstaatssekretariat des Ministeriums gleich dem Marinerat aufgehoben werden. Das Ministerium sollte aus vier Departements, ferner aus einer Sanitäts-Inspektion und einer Rechnungsdirektion bestehen, der Vorsteher des Departements I sollte den Titel eines Generalstabschefs der Marine führen. Jeder Abteilungschef sollte verpflichtet sein, für alle sein Departement betreffenden Fragen eine Lösung zu finden und sie unter eigener Verantwortung dem Minister zur Genehmigung vorzulegen. Bei Fragen, die, obwohl sie unmittelbar ein bestimmtes Departement angingen, auch andere Abteilungen berühren konnten, lag es dem Departementchef ob, die Lösung gemeinsam mit den anderen Abteilungen zu betreiben. Sämtliche Departementchefs waren ferner verpflichtet, den Generalstabschef der Marine über alle ihr Departement angehenden Fragen zu unterrichten.

Der Generalstabschef der Marine, der für die Reorganisation der Flotte, ebenso für deren Kriegsbereitschaft, für die Instruktion

und Schulung des Offizierkorps, zu gegebener Zeit auch für die Herbeischaffung des Kriegsmaterials und dessen Verwaltung verantwortlich war, hatte das Recht, mündlich oder schriftlich alle nötigen Auskünfte von den zuständigen Abteilungen einzuholen und ihnen die Gesichtspunkte des Departements des Generalstabs der Marine darzulegen.

Späterhin als der Organisationsentwurf fertiggestellt war und unter Berücksichtigung der durch die Erfahrung gebotenen Abänderungen praktische Form annahm, hielt ich es für angebracht, den Entwurf in eine augenblicklich in Kraft tretende Ordnung umzuwandeln. Folglich entließ ich den Unterstaatssekretär Rustem Pascha nebst zwei anderen Admirälen, den Sanitätsinspektor Faik Pascha und einige Schiffskapitäne, Fregattenkapitäne und Korvettenkapitäne.

Admiral Limpus war sehr befriedigt von diesen einschneidenden Maßnahmen und sprach mir seine Überzeugung aus, daß er nunmehr zweifellos rasch und erfolgreich im Marineministerium würde arbeiten können.

Laut der Reorganisationsordnung teilte ich auch die Häfen, die bislang allesamt von der Konstantinopler Hafenkommandantur abhingen, in sechs Zonen ein und errichtete zum ersten Male Marinepräfekturen in Samsun, Stambul, Smyrna und Beirut. Auch gliederte ich die Häfen des Roten Meeres dem Kommodor des Roten Meeres und die Häfen von Bassora, dem Euphrat und Tigris dem Kommodor des Golfs von Bassora an. Mein Zweck bei Errichtung dieser Marinepräfekturen war, zu versuchen, dem Schmugglertum an den ottomanischen Küsten Einhalt zu tun und zwar mittels einer Küstenwacht, die ich ihnen unterstellen wollte, und die Hafenkapitäne, die bis dahin ziemlich unbehelligt gelassen worden waren, unter ständige genaue Kontrolle zu stellen. Zu diesem Ende bestimmte ich für die Küsten des Schwarzen Meeres, des Mittelländischen Meeres, Syriens und des Roten Meeres die Kanonenboote, die wir gerade aus Frankreich bekommen hatten, sowie die alten Kanonenboote, die wir besaßen, und unterstellte sie den Befehlen der Seepräfekturen.

Wäre nicht fünf Monate nach meiner Übernahme des Marineministeriums der Weltkrieg ausgebrochen, so würden die Verwaltungsstellen der indirekten Steuern, der Regie, der Staatsschulden

großen Vorteil aus diesen Maßnahmen gezogen haben, und der Schmuggel wäre sozusagen unterbunden worden.

Zu Seepräfekten ernannte ich die rührigsten höheren Marineoffiziere und verpflichtete sie, fortwährend Inspektionen vorzunehmen. Ihre mir jeweils zugehenden Berichte lehrten mich diejenigen Kapitäne kennen, deren Absetzung notwendig war, und zugleich den beklagenswerten Zustand der Schiffe der Provinzkapitanate.

Anstelle der Hafenkapitäne, die ich zur Disposition stellte, ließ ich Offiziere ernennen, denen ein guter Name und der Ruf der Tüchtigkeit vorausging, die aber für den Flottendienst weniger geeignet waren.

Ich beabsichtigte die Marineoffiziere in drei Kategorien einzuteilen. Die erste hätte aus Offizieren bestehen sollen, die in der Flotte dienen konnten, die zweite Kategorie sollte die Offiziere umfassen, die sich an Bord der Küstenwachtschiffe zu befinden hätten, die dritte die Offiziere des Hafendienstes. Die Offiziere sollten ständig innerhalb ihrer eigenen Kategorie miteinander abwechseln, und die der ersten Kategorie beispielsweise, die nicht geeignet sein würden, darin zu bleiben, würden in die zweite, die der zweiten in die dritte versetzt werden, während solche der dritten Kategorie, deren Unfähigkeit sich erwies, verabschiedet werden sollten.

Leider hat der Weltkrieg mich daran gehindert, diesen Plan vollständig zu verwirklichen.

Ich hatte sehr genaue Grundsätze über alles, was sich auf die Versetzung von Marineoffizieren in den Ruhestand oder ihre Zurückstellung bezog. Zunächst einmal war der Gesundheitszustand nach dem Sonderreglement natürlich ein Grund für Verabschiedung. Zweitens war die Unfähigkeit, einen übergebenen Auftrag auszuführen, sei es aus Mangel an Intelligenz oder an Bildung, ein Anlaß, um nach Artikel II des Reglements in den Ruhestand versetzt zu werden. Der mit soldatischer Würde unvereinbare Zustand der Trunkenheit, eine Handlung, welche die zwischen Kameraden unumgänglich nötige Achtung beeinträchtigt, ferner Mangel an Diensteifer oder Nachlässigkeit in Erfüllung der vorgeschriebenen Pflichten, sowie andere ähnliche Vergehen sollten mit Zur-Dispositionstellung bestraft werden. Das zur Dispositionstellen eines Offiziers sollte dabei als eine

auf administrativem Wege erfolgte Entlassung betrachtet werden.

Der Artikel II des Reglements sah die Versetzung gewisser Offiziere in den Ruhestand unter Zugrundelegung der absolvierten Dienstjahre für ihre Bezüge vor, und zwar solcher Offiziere, denen die nötigen Fähigkeiten zur Ausübung der für ihren Grad geforderten Leistungen abgehen. In diesem Falle gibt es nun keine bessere Methode als diejenige, solche Offiziere, deren Verabschiedung nach dem Urteil des Kriegsrates durch ihre Fehler nicht hinreichend gerechtfertigt schiene, die aber nichtsdestoweniger in die vorbezeichnete Kategorie entfallen, dazu zu bringen, daß sie selbst um ihre Entlassung einkommen. Diese Methode hätte auch bei uns zur Einrichtung von Ehrengerichtshöfen geführt, wie sie in den europäischen Armeen bestehen.

Ich halte es für nützlich, hier einige Beispiele anzuführen.

Es war während der ersten Woche meines Ministeriums. Ich hatte die genau auf Datum und Stunde bezeichnete Abfahrt eines Kanonenbootes angeordnet, das bereits zur Zeit Mahmud Paschas dazu bestimmt worden war, sich zur Verfügung des Kommodors des Roten Meeres zu stellen. Am Vorabend des für die Abfahrt bestimmten Tages begab ich mich zusammen mit Admiral Limpus an Bord des Kanonenbootes, das in der Breite von Tophane verankert lag. Ich bat den Admiral, die Besichtigung selber vorzunehmen und mir unverzüglich zu sagen, ob im Hinblick auf die weite Fahrt alles gut vorbereitet sei.

Der Admiral teilte mir mit, das Schiff könne, abgesehen von einigen Kleinigkeiten, als für die Fahrt gerüstet angesehen werden.

Ich erkundigte mich bei dem Kommandanten, ob genügend Mundvorräte vorhanden seien, ob die Mannschaft mit Sommeruniformen versehen sei, und ob sie Geld hätten. Aus meinen Erkundungen gewann ich die Überzeugung, daß eine gewisse Vervollständigung der Monturen und Vorräte nötig sei. Ich hielt es für erforderlich, in die Schiffskasse eine Geldanweisung für drei Monate zu legen, damit die Offiziere unterwegs nicht in Geldverlegenheiten kämen. Ich empfahl dem Kommandanten, unverzüglich den Vizekapitän und den Sekretär ins Ministerium zu entsenden, während der Nacht das Fehlende zu beschaffen und am folgenden Morgen zur bezeichneten Stunde abzufahren. Ich

selbst begab mich ins Ministerium und ließ in der Nacht die Depots aufschließen, Lebensmittel und Sommermonturen ausgeben und ungeachtet der Einwände des Kontrollbeamten befahl ich, dem Schiffe eine à conto-Zahlung anzuweisen.

Am nächsten Morgen erkundigte ich mich sofort nach meinem Eintreffen im Ministerium, ob das Kanonenboot abgedampft sei. Zu meinem großen Erstaunen erfuhr ich indes, daß es noch nicht die Anker gelichtet habe. Ich ließ sofort den Kommandanten rufen und fragte ihn, warum er nicht abgefahren sei. „Effendim," antwortete er mir, „mein Vizekapitän und der Sekretär sind heute nacht nicht an Bord zurückgekehrt, und ohne sie habe ich geglaubt, nicht abfahren zu dürfen!" Ohne zu zögern, versetzte ich hierauf den Kommandanten in den Ruhestand und ernannte einen anderen an seiner Stelle. Den Vizekapitän stellte ich zur Disposition und den Sekretär, der sich vorgenommen hatte, nicht an das Rote Meer zu gehen, zwang ich, mit abzureisen. Drei Stunden später fuhr das Kanonenboot ab.

Ein anderes Beispiel:

Es war ein Feiertag vor dem Ausbruch des Weltkrieges. Ich hatte, um die Offiziere und die Besatzung der Flotte zu besichtigen, befohlen, daß alles sich zu einer bestimmten Stunde auf dem Platze vor der Admiralität einfinde. Am Morgen des betreffenden Tages war das Wetter regnerisch. Nichtsdestoweniger erschien ich zur festgesetzten Stunde in großer Uniform am Orte der Truppenschau. Die Mannschaften waren nicht da. Während ich das Automobil verließ, trat Tahir Bey, der Kommandant der Flotte, mit mehreren seiner Offiziere aus dem Gebäude des Kommodors vom Goldnen Horn. Als ich Tahir Bey fragte, warum die Flotte nicht versammelt sei, erwiderte er mir: „Effendim, angesichts des regnerischen Wetters dachte ich, Sie würden wohl nicht kommen, und so habe ich die Leute nicht antreten lassen, damit sie nicht unnötigerweise naß würden." Ich gab Tahir Bey drei Tage Arrest, weil er gefürchtet hatte, im Regen naß zu werden, und eine Woche später mußte er den Abschied nehmen.

Noch ein weiteres Beispiel:

Im Laufe des Jahres 1916 war ich verschiedener Angelegenheiten der vierten Armee wegen nach Konstantinopel gekommen. Es war unwiderleglich festgestellt worden, daß ein Offizier der

Marine mehr als einen Betrug begangen hatte. Unglücklicherweise begann zu jener Zeit die Moral der Armee wie der Marine bereits zu sinken, und ich hatte mir vorgenommen, ein Exempel zu statuieren. Ich überantwortete den Offizier dem Kriegsgericht mit dem Ersuchen, möglichst rasch über ihn das Urteil zu sprechen. Trotz aller Beweise kam das Kriegsgericht zu einem Freispruch, während nach meiner Ansicht und derjenigen aller seiner Vorgesetzten kein Zweifel an der betrügerischen Handlungsweise des Offiziers bestehen konnte. Natürlich mußte ich den Spruch des Kriegsgerichts respektieren, den Offizier jedoch ließ ich zur Disposition stellen. Ismaïl Bey, den Präsidenten des Kriegsgerichts und einige von dessen Mitgliedern ließ ich in den Ruhestand versetzen, mit der Begründung, daß sie einen Mangel an Urteilskraft und an richtiger Einschätzung in Fragen militärischer Würde an den Tag gelegt hatten.

Ein letztes Beispiel:

Ich war nach Konstantinopel zurückgekehrt, nachdem ich das Kommando der IV. Armee niedergelegt hatte. Der Frieden mit Rußland war unterzeichnet, und im Schwarzen Meer war die Schiffahrt wieder aufgenommen worden. Es war für nötig erachtet worden, den „Raschid Pascha", der bis dahin den an dem Instruktionskursus des „Yawus" teilnehmenden Mannschaften als Unterkunft diente, seetüchtig zu machen. Nach tausend Schwierigkeiten setzte ich es durch, das Schiff dem Flottenkommandanten abzunehmen und es in den inneren Hafen zu bringen. Am nächsten Morgen kam Unterstaatssekretär Wassif Pascha zu mir, um zu berichten, daß der „Raschid Pascha", der zuvor gründlich repariert worden war, sich in kläglichem Zustande befinde und wies sehr richtig darauf hin, daß, wenn man der Nachlässigkeit der Kommandanten und Vizekapitäne nicht ein Ende mache, binnen kurzem der Zusammenbruch der Marine erfolgen werde. Ich ließ daraufhin den Präsidenten des dritten Departements rufen, der mir diese Tatsache bestätigte. Hierauf befahl ich Ramzi Pascha, dem Kommodor des Goldenen Horns, sich an Bord des „Reschid Pascha" zu begeben, einen Bericht über den Zustand des Dampfers zu verfassen und mir diejenigen Leute der Besatzung namhaft zu machen, auf welche die Verantwortung für diesen Sachverhalt falle.

Am folgenden Tage lieferte er mir einen Bericht ab, der die Verantwortung des Kommandanten und des Vizekapitäns schlagend bewies. Sofort begab ich mich selber an Bord, von Wassif Pascha und Hamid Bey begleitet. Ich stellte nach eigenem Augenschein fest, daß von der Besatzung obszöne Redensarten auf die Kabinentüren der Offiziere geschrieben und gezeichnet worden waren, daß die Offiziere dies geduldet hatten und daß der prachtvolle Schiffssalon sich in einem unbeschreiblichen Zustand befand. Darauf ordnete ich die Entlassung des Kommandanten und vierzehn Tage Gefängnis für den Vizekapitän an und ließ durch ein Rundschreiben bekanntmachen, daß ich, sofern sich ein solches Vorkommnis je auf irgendeinem Schiffe wiederholen sollte, den Kommandanten und den Vizekapitän sofort entlassen würde. Obwohl der Kommandant Hakki, der Anwartschaft auf den Posten des Vizekapitäns an Bord des „Yawus“ erhob, ein sehr ehrenwerter, kluger und gebildeter Offizier war, fehlte ihm doch die praktische Erfahrung auf See. Ich glaube, daß er sich nicht recht klar machte, daß ein Kommandant für alles und jedes an Bord seines Fahrzeuges verantwortlich ist.

Unter unseren Marineoffizieren herrscht die ganz verkehrte Meinung, daß die Vizekommandanten allein für die Sauberkeit, Disziplin usw. an Bord der Schiffe verantwortlich seien. Diese Ansicht ist in gewissem Sinne richtig. Jedenfalls aber ist der Vizekommandant nur seinem Kommandanten gegenüber verantwortlich, und dieser seinerseits ist es wiederum den Geschwaderkommandanten oder den Flottenkommandanten gegenüber. Viele unserer Marineoffiziere erfassen nicht recht, daß es, sofern sich die Verantwortlichkeit letzten Endes nicht im Kommandanten konzentriert, keine Handhabe gibt, um die Einheitlichkeit des Befehls an Bord sicherzustellen. Verschiedene kurzsichtige Personen haben behauptet, die Verabschiedung des Kapitäns Hakki sei durch den Umstand veranlaßt worden, daß dieser gute Beziehungen mit den deutschen Offizieren unterhielt. Eine abgeschmacktere Begründung kann es gar nicht geben. Mir so etwas unterzuschieben, ist wahrhaft lächerlich, mir, der ich einer der eifrigsten Anhänger der Disziplin und des guten Einverständnisses zwischen den türkisch-deutschen Schiffsmannschaften war.

Um das moralische Niveau unserer Marineoffiziere zu heben, bin ich noch oft in ähnlicher Weise vorgegangen. Darüber werde ich ausführlich Bericht erstatten, wenn ich, in meine Heimat zurückgekehrt, mir die Archive werde nutzbar machen können, um meine Memoiren unter besonderer Berücksichtigung der Periode meiner Tätigkeit als Marineminister zu vervollständigen.

Beschleunigung des Baues des „Sultan Osman" und des „Reschadieh" – Wiederherstellung der Fabriken und Hafenbecken – Schaffung eines Arsenals in Ismid — Kriegsschiffbestellungen

Gleich nach meiner Übernahme des Marineministeriums ließ ich unsere Fahrzeuge, wie den „Barbaros", „Turghud", „Messudieh", sowie alle Zerstörer und Torpedoboote einer Prüfung unterziehen und ihre Ausbesserung ohne Verzug in Angriff nehmen, so rasch und gründlich es unsere schwachen Hilfsmittel nur immer erlaubten. Fast täglich inspizierte ich die Wiederherstellungsarbeiten, und ich ließ es mir angelegen sein, alle Hindernisse zu beseitigen, die sich ihnen in den Weg stellten. Mein Hauptgedanke war indes, den „Sultan Osman", dessen Bau in England fast beendet war, in das Marmarameer zu bekommen und für die Fertigstellung des Panzerschiffes „Reschadieh" einen endgültigen Termin festzusetzen, denn das Schiff war schon vor dem Kriege mit Italien bestellt worden, und sein Bau hatte eine Verzögerung nach der anderen erlitten.

Seit einem halben Jahre hatten die interessierten Departements den Beys Wassif und Reuf, die gewisse Modifikationen für den „Sultan Osman" und den „Reschadieh" verlangten, nicht in befriedigender Weise antworten können. Um mir persönlich von dem Stand der Dinge Rechenschaft zu geben, veranlaßte ich Reuf Bey und Wassif Bey, die sich in London befanden, nach Konstantinopel zu kommen. Von den betreffenden Departements verschaffte ich mir die Akten, die sie eingesandt hatten. Ich ließ die Sachverständigen im Ministerium zusammenkommen und gab einem jeden von ihnen, nachdem ich mir beim Admiral Limpus Rat erholt hatte, die gewünschten Antworten. Der Werft schrieb ich einen Brief mit dem Ersuchen, ein endgültiges Datum für die Ablieferung des „Sultan Osman" und des „Reschadieh" festzusetzen.

Da Reuf Bey angekündigt hatte, daß ein Teil der Besatzung des „Sultan Osman“ sich sofort an Bord zu begeben habe, um sich mit der komplizierten Technik der Maschinen vertraut zu machen, ließ ich unverzüglich einen Teil der Mannschaft wie der Unteroffiziere auswählen und sandte sie auf dem „Raschid Pascha“ unter Befehl des Kapitäns Ismail, des Kommodors vom Goldenen Horn, für die Verwendung auf dem „Sultan Osman“ und dem „Reschadieh“ nach England.

Ich bat Reuf und Wassif Bey, sie möchten davon Abstand nehmen, jeden Tag neue Änderungen an diesen Schiffen zu verlangen, damit die Werften sie endlich zum vereinbarten Termine abliefern könnten, und schickte beide Beys nach London zurück.

Während des Ministeriums Mahmud Paschas waren Besprechungen eingeleitet worden mit der Firma Armstrong und Vickers, und zwar handelte es sich um die Instandsetzung der Arsenale am Goldenen Horn und die Schaffung eines mit allen neuzeitlichen Einrichtungen zu versehenden Arsenals und von Schwimmdocks am Golf von Ismid, wofür die Voranschläge bereits aufgestellt worden waren.

In Berücksichtigung der außerordentlichen Wichtigkeit der Angelegenheit beschloß ich, nunmehr die Sache zum Abschluß zu bringen, und ersuchte die Gesellschaften, ihre Vertreter nach Konstantinopel zu schicken.

So kamen denn Herr Vincent Caillard, Mitglied des Verwaltungsrates, und zwei Direktoren der Firma Armstrong und Vickers nach der Hauptstadt. Der Stambuler Rechtsanwalt Graf Ostrorog wurde zum juristischen Beirat der obenerwähnten Gesellschaft ernannt, der Abgeordnete Halladjian Effendi zum Rechtsbeirat des Marineministeriums.

Nach zahlreichen Sitzungen, bei denen auch unsere Rechtsbeiräte zugegen waren, wurden die Bedingungen des Vertrages endgültig festgelegt. Wenn ich auch nicht sagen könnte, daß dieser Vertrag ohne Nachteile war, so hatte ich doch zum mindesten die große Freude, zu wissen, daß wir binnen kurzer Zeit ein Arsenal, Schiffbauplätze, Hafenanlagen und Fabriken modernster Art besitzen würden.

Ich habe von jeher einen Grundsatz gehabt: Wenn die Regierung einen endgültigen Beschluß über irgendeine Angelegenheit gefaßt hat, sorge ich, ohne Zögern und Ermatten, ihn zur Ausführung zu bringen und ihn in kürzester Frist zu verwirklichen.

Nach der mit der Firma Armstrong und Vickers geschlossenen Übereinkunft sollte die Nutzung des Arsenals vom Goldenen Horn einer aus Vertretern des Marineministeriums und der Gesellschaft bestehenden Kommission übergeben werden, welche das Arsenal durch einen englischen Generaldirektor verwalten lassen sollte. Man mag sagen, was man will — ich bin jedenfalls fest davon überzeugt, daß es für das Land von großem Vorteil gewesen wäre, falls dieses Unternehmen mit Ernst und Sorgfalt zu Ende geführt worden wäre. Ich habe hierüber meine Meinung seither nicht geändert. Ich hatte kurze Zeit nach Abschluß des Abkommens die Genugtuung zu sehen, daß unsere Fahrzeuge mit großer Sorgfalt und Aufmerksamkeit repariert wurden. Die Ehrenhaftigkeit des inzwischen ernannten Generaldirektors, die Fähigkeiten und die Tüchtigkeit, die er in allem was er unternahm an den Tag legte, erfüllte mich mit Freude. Wir waren uns stets einig in bezug auf die vorläufigen Pläne, die er kurze Zeit nach seiner Ankunft in Konstantinopel entworfen hatte über die Art der Verbesserungen, die in den Fabriken und Docks eingeführt werden sollten. Nachstehend ein Beispiel von seiner Ehrenhaftigkeit.

Laut dem mit der Gesellschaft geschlossenen Vertrag war die Regierung verpflichtet, die zur Erbauung eines neuen Arsenals im Golf von Ismid erforderlichen Kapitalien zur Verfügung zu stellen. Nach zweimonatigen Studien sagte der Generaldirektor zu mir: „Die Lage des Arsenals am Goldenen Horn ist so ausgezeichnet, daß ich nicht die geringste Veranlassung dazu sehe, die Arsenale der ottomanischen Kriegsmarine nach Ismid zu überführen. Wenn man die gegenwärtig bestehenden Gebäude in moderne Fabriken umwandelt und in den Docks einige Verbesserungen anbringt, wird es in allerhöchstens vier Jahren möglich sein, die größten Dreadnoughts in dem Arsenal am Goldenen Horn zu bauen. Ich bin daher der Ansicht, auf die Errichtung des Arsenals von Ismid zu verzichten und alle Anstrengungen auf die Ausgestaltung des Arsenals am Goldenen Horn zu vereinigen, die man mit einer verhältnismäßig sehr kleinen Geldanlage erzielen kann. Ich ver-

spreche Ihnen, daß ich die Gesellschaften für meine Meinung gewinnen werde."

Unglücklicherweise veröffentlichten unsere Tageszeitungen bei Beginn des Weltkrieges eine aus den deutschen Zeitungen stammende lügnerische Nachricht. Es hieß darin, daß der Generaldirektor auf Befehl der englischen Marinemission gelegentlich der an unseren Schiffen vorgenommenen Reparaturen die wichtigsten Teile hätte wegnehmen lassen und auf diese Weise unsere Einheiten seeuntauglich gemacht hätte. Als diese Nachricht erschien, befand ich mich beim Kommando der IV. Armee. Da sie der Wahrheit völlig zuwiderlief, insofern die englische Marinemission sowie die Ingenieure der Gesellschaft, die die Organisation und Erneuerung unserer Arsenale unternommen hatten, bis zu dem Tage, wo sie den Dienst verließen, mit großer Ehrenhaftigkeit zu Werke gegangen waren, bat ich Enver Pascha, der damals interimistischer Leiter in Marineangelegenheiten war, namens des Ministeriums diese Nachricht zu dementieren.

Ich weiß noch nicht, ob dieses Dementi veröffentlicht worden ist oder nicht. Unglücklicherweise verbreitete die falsche Nachricht sich mit erstaunlicher Schnelligkeit, und ich ersah aus der Lektüre zahlreicher Schriften, daß sie Veranlassung zu einer ganzen Reihe von übelwollenden Veröffentlichungen gegeben hat, die teils gegen uns, teils gegen die Deutschen gerichtet waren.

Ich betrachte es als meine moralische Pflicht, hier von neuem zu bekräftigen, daß die von Admiral Limpus befehligten Offiziere der englischen Marinemission, sowie die englischen Ingenieure und Arbeiter, die zu den Reorganisationsarbeiten am Arsenal vom Goldenen Horn ausersehen waren, ihre Pflicht mit größter Rechtlichkeit erfüllt haben. In diese ihre Rechtlichkeit hatte ich ein derartiges Vertrauen gesetzt, daß ich ihnen die Mission, die in der Dardanellenstraße und im Roten Meer zu legenden Torpedolinien zu bezeichnen, und die Aufgabe, die besten Minenfelder und die beste Art, die Minen zu legen, ausfindig zu machen, zusammen mit einem Torpedobootsoffizier à la suite des Admirals Limpus und einem türkischen Offizier anvertraut hatte.

Und nach diesem Plan habe ich die ersten Torpedolinien in den Dardanellen legen lassen.

Da es mein Wunsch ist, daß dieses Buch in jeder Hinsicht der Verbreitung der Wahrheit dienen möge, glaube ich folgende Tatsache erzählen zu müssen.

Zu einem Zeitpunkte, wo die Schließung der Meerengen immer mehr an Wahrscheinlichkeit gewann, kam Admiral Limpus eines Tages zu mir, um mir zu sagen: „Wenn Sie glauben, die Meerengen durch Minen absperren zu müssen, will ich Ihnen einen Vorschlag machen. Sie können soviele Minen wie Sie nur wollen in den Dardanellen legen. Lassen Sie aber die Straße des Schwarzen Meeres frei. Streuen Sie Bojen, um den Anschein zu erwecken, als wären Minen gelegt und benachrichtigen Sie die Schiffahrt davon, daß es wegen der Schließung des Bosporus durch Torpedos verboten sei, den Versuch zu machen, ihn ohne Piloten zu durchfahren. Natürlich werden die Russen, die nicht wissen, daß Sie gar keine Minen haben legen lassen, es nicht wagen, die Meerenge zu forcieren. Im Jahre 1870 sind die Deutschen so vorgegangen: sie gaben bekannt, sie hätten längs der Nordseeküsten Minen legen lassen, während sie in Wirklichkeit nicht eine einzige gelegt hatten. Die durch die Bekanntmachung erzeugte Furcht hielt die französische Flotte ab, sich diesen Küsten zu nähern. Wenn Sie jedoch in der Straße des Schwarzen Meeres Minen streuen, so kann unter der Einwirkung der sehr heftigen Strömung eine dieser Minen sich von ihrem Tau losreißen und bis ins Goldene Horn gelangen. Und will es der Zufall, daß sie dort einen Handels- oder Passagierdampfer trifft und eine Katastrophe verursacht, so wird auf Ihnen in den Augen der öffentlichen Meinung ganz Europas das Gewicht einer ungeheuren Verantwortung liegen."

Ich dankte dem Admiral für seine Warnung, sagte ihm indes, man könne nicht stets auf den sicheren Erfolg einer derartigen Maßnahme rechnen, und der Bosporus sei nicht mit den Nordseeküsten zu vergleichen. Denn wenn die feindliche Flotte auf irgendeine Weise Kunde von der Sachlage erhalte und die Meerenge forciere, würde ein nicht wieder gutzumachender Schaden die Folge sein.

Ich will mich hier nicht damit befassen, zu ergründen, ob der Admiral mir diesen Vorschlag mit einem von der momentanen politischen Lage eingegebenen Hintergedanken gemacht hat, oder ob seine technische Überzeugung in der Tat so war. Ich bin je-

doch angesichts des Umstandes, daß er den gleichen Vorschlag nicht auch hinsichtlich der Dardanellen gemacht hat, wo die englische Flotte besonders stark beteiligt war, und bei dem Vertrauen, das ich in die Ehrenhaftigkeit des Admirals setze, geneigt zu glauben, daß der Rat lediglich von technischen Bedenken diktiert war.

Die Bestellung eines Dreadnoughts neuesten Systems, sowie die von zwei Aufklärungsschiffen, sechs Torpedobooten und zwei Unterseebooten bildeten den zweiten Teil unserer Unterhandlungen mit den nach Konstantinopel gekommenen Direktoren von Armstrong und Vickers.

Die alle Forderungen unserer Sachverständigen sowie des Admirals Limpus enthaltenden Verträge und Abmachungen waren durch die Gesellschaft aufgesetzt worden; sie wurden nunmehr von beiden Parteien unterzeichnet, und der Auftrag war damit erteilt. Außerdem wurde die Munition für unsere alten Einheiten, für die Flottenmanöver wie für den Krieg, bestellt. Der Dreadnought erhielt den Namen „Fatih", und Korvettenkapitän Hamdy Bey wurde dazu ausersehen, den Bau zu überwachen. Die Daten für die Geschwindigkeitsprüfungen sowie für die Übungen der Artillerie auf dem „Sultan Osman" waren endgültig festgelegt worden.

Angesichts der auf diese Weise entfalteten Betriebsamkeit wird man sich ohne weiteres sagen, daß wir aus allen Kräften versuchten, in möglichst kurzer Zeit unsere Flotte auf einen der griechischen Seemacht überlegenen Stand zu bringen. Ich tat alles Erdenkliche, um der Verwirklichung dieses Bestrebens jedes Hindernis und jede Verzögerung aus dem Weg zu räumen.

Zur selben Zeit legten die Franzosen den Wunsch an den Tag, Schiffe für uns zu bauen. Nach Unterredung mit den Vertretern der Mittelmeer-Hammerwerk- und Werftgesellschaft, die ich nach Konstantinopel hatte kommen lassen, wurden sechs Zerstörer bei dieser Werft bestellt. Ferner wurden bei Creusot zwei Unterseeboote in Auftrag gegeben.

Das Panzerschiff „Fatih" sollte in zweiundzwanzig Monaten gebaut werden, die andern bestellten Einheiten, sowohl die in England wie die in Frankreich bestellten, sollten uns annähernd zum

gleichen Termin geliefert werden. Der Dreadnought „Sultan Osman" sollte bis Ende Juli 1914 in unseren Händen sein, und der „Reschadieh" Anfang 1915. So wären wir 1916 im Besitz einer neuen Flotte von drei Dreadnoughts, zwei Aufklärungsschiffen, zwölf Torpedobooten und vier Unterseebooten, sowie einer Flotte zweiten Ranges gewesen, die aus unseren alten Einheiten bestanden hätte, und das Ganze wäre der griechischen Flotte überlegen gewesen.

In ständiger Zusammenarbeit mit Admiral Limpus hatten wir ein sehr umfassendes Instruktions- und Übungsprogramm zum Zwecke der Vorbereitung der Besatzungen aufgestellt, die diese Fahrzeuge erhalten sollten. Doch vor allen Dingen war es geboten, an die Ausbesserung unserer alten Einheiten zu gehen, um diese so rasch wie möglich seetüchtig zu machen.

Dies war die erste Beschäftigung des englischen Generaldirektors, der soeben sein Amt angetreten hatte. Endlich am 22. Juli 1914 sah ich unsere aus dem „Messudieh", dem „Barbaros", dem „Turghud", sowie unseren alten Zerstörern und Torpedobooten bestehende Flotte die Landungsbrücken des Goldenen Horns verlassen. Ich schickte sie vor die Inseln, wo sie ihre Übungen unter dem Befehl des Admirals Limpus beginnen sollten.

Unsere unablässige Tätigkeit gab den Griechen zu denken. Sie machten sich daran, ihre Flotte zu verstärken und bestellten in Frankreich einen Dreadnought, der ihnen in zwei Jahren geliefert werden sollte, ferner sechs Torpedoboote und kauften aus deutschen Werften sechs neue Torpedoboote. Der Bau dieser Fahrzeuge bildete keine Gefahr für uns, denn dadurch, daß der „Sultan Osman" Ende August in Konstantinopel ankam, war die Herrschaft über die griechische Flotte bereits gesichert. Fünf oder sechs Monate darauf würde das Eintreffen des „Reschadieh" diese Überlegenheit noch verstärken, und wir waren unserer Sache umso sicherer, als die „Fatih" das Vorhandensein des in Frankreich bestellten Dreadnoughts aufwiegen würde. Auch die Griechen rechneten sehr wohl mit eben denselben Tatsachen und suchten nach allen verfügbaren Mitteln, um das Eintreffen des „Sultan Osman" in Stambul zu verhindern.

Nachdem Mitte Mai 1914 die „Goeben" angekommen war, sandten die Engländer ihrerseits gegen Mitte Juni den Kommandanten der Mittelmeerflotte, Admiral de Robeck, damit er Sr. Maje-

stät dem Sultan huldige. Er kam auf der „Invincible". Entweder während seines offiziellen Besuches im Marineministerium oder bei einer der verschiedenen Sitzungen, die wir miteinander hatten, fragte der Admiral mich immer wieder, welche Maßnahmen wir getroffen hätten, um das ungefährdete Eintreffen des „Sultan Osman" in Konstantinopel sicherzustellen.

„Die Ankunft des ‚Sultan Osman' in den türkischen Gewässern", sagte er mir, „erschreckt die Griechen außerordentlich, so daß sie alles Erdenkliche versuchen, um sich vor dieser Gefahr zu schützen. Nach meinen Informationen sind sie, sofern es ihren Beauftragten nicht gelingt, das Schiff vor seinen letzten Probefahrten in England zu vernichten, entschlossen, es durch ihr Unterseeboot im Augenblick seiner Durchfahrt durch die Straße von Gibraltar versenken zu lassen, und wenn auch dieses letzte Mittel versagt, werden sie es mit ihrer ganzen Flotte angreifen, sobald es sich in griechischen Gewässern befindet. Ich kann Ihnen gar nicht genug Sorgfalt anempfehlen, wenn Sie sich ihr Schiff erhalten wollen."

Heute glaube ich annehmen zu dürfen, daß der Zweck des Admirals, als er diese Ratschläge so dringlich machte, der war, mich zu schrecken, damit ich darauf verzichtete, den „Sultan Osman" nach Konstantinopel kommen zu lassen, ehe auch der „Reschadieh" fertig wäre. In jenem Augenblick glaubte ich indes, der Admiral gebe mir diesen Rat aus freundschaftlicher Gesinnung und zeige mir die ganze Größe der Gefahr, damit ich darauf bedacht sei, alle nötigen Abwehrmaßregeln zu ergreifen.

In der Tat schien es nach den Nachrichten, die ich, abgesehen von den Ratschlägen des Admirals, von meinen Agenten in England und Griechenland erhielt, notwendig, die schärfsten Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, um die Sicherheit des „Sultan Osman" während der Überfahrt von England nach Konstantinopel zu gewährleisten.

Nachdem ich diesbezüglich mit Admiral Limpus konferiert hatte, wurde beschlossen, daß unsere Flotte sich Anfang August ins Mittelmeer begebe, um sich auf der Breite von Kreta mit dem „Sultan Osman" zu treffen.

Im Laufe meiner Reise nach Frankreich zu den französischen Flottenmanövern ließ ich Reuf Bey, der sich in England aufhielt, nach Paris kommen und übergab ihm eigenhändig einen Geheimbefehl, den der Admiral in seiner Eigenschaft als Flotten-

kommandant aufgesetzt hatte, und der die von dem „Sultan Osman" während seiner Durchfahrt durch die Enge von Gibraltar einzuschlagende Route und den Punkt, wo er unsere Flotte treffen sollte, vorschrieb.

Doch die englische Regierung legte am 21. Juli unglücklicherweise die Hand auf unseren Dreadnought, und das Geschick wollte es nicht, daß unsere Flagge auf dem schönen Dampfer wehe.

Versuch einer französisch-türkischen Annäherung

Ich habe schon oben kurz erwähnt, daß infolge des Balkankrieges das Komitee „Einheit und Fortschritt" den Grundsatz aufstellte, die bisher verfolgte passive Politik fahren zu lassen, um eine aktive innere und äußere Politik zu treiben. Und dies aus dem Grunde, weil es sich darüber klar geworden war, daß hierin das einzige Mittel liege, die Türkei von den von allen Seiten an sie herantretenden Schwierigkeiten zu befreien, sie erstarken zu lassen und ihr einen eigenen Platz unter den Staaten zu verschaffen.

Ich halte es für notwendig, hier noch einmal die wesentlichen Züge dieser aktivistischen Politik aufzuzählen, welche die Regierung in den Weltkrieg trieb.

Die vom Standpunkte der inneren Politik wichtigste Frage war, dem modernen Sprachgebrauch gemäß, die Bestimmung der Rechte der Minoritäten und die Verwirklichung einer freundschaftlichen Verständigung zwischen ihnen und der Majorität. Wie ich schon ausführlich auseinandergesetzt habe, war ein Verständigungsmodus mit den Arabern gefunden worden, und wenn er auch nicht alle arabischen Politiker voll befriedigte, so sahen ihn doch jedenfalls die großen Massen der arabischen Muselmanen, die von den lautersten islamischen Gefühlen beseelt waren, als ausreichend an.

Die Rassenfrage war endgültig mit den Bulgaren geregelt worden, und es war innerhalb der osmanischen Grenzen auch nicht ein einziger Bulgare mehr zu finden.

Die Griechen, verwöhnten Kindern gleich, die, indem sie ihrem König den Namen Konstantin XIII. gaben, hofften, das Byzantinische Reich zu erneuern, ließen uns hingegen keinerlei

Zweifel daran, daß eine endgültige Auseinandersetzung für die nächste Zukunf bevorstehe. Es schien somit geboten, alsbald vorbeugende Maßnahmen zu treffen, damit wir, gegebenenfalls nicht den Verrätereien der Griechen im Innern des Landes preisgegeben waren.

Man begann also einerseits einen Austausch der griechischen Bevölkerung des Wilajets Aidin gegen die Muselmanen Mazedoniens und anderer Gegenden, andererseits die Organisation und die Verstärkung unserer Armee und Marine vorzunehmen und versuchte überdies mit den fremden Mächten zu Abkommen zu gelangen.

Die wichtigste innenpolitische Frage aber war die armenische. Ich möchte meine Leser gern mit allen mir zu Gebote stehenden Beweisgründen davon überzeugen, daß das Komitee „Einheit und Fortschritt" gerade die armenische Frage zur Zufriedenheit und zum Glücke der Armenier lösen wollte. Ich kann hierfür sogar Beweise beibringen, gleichwie ich die Ursachen aufzählen kann, die den Erfolg verhinderten. Doch halte ich es für richtiger, diese außerordentlich wichtige Frage in einem besonderen Kapitel zu behandeln.

Wenn in der Türkei eine armenische Frage auftaucht, so steckt allemal eine russische Frage dahinter. Anläßlich der Kommission von Jeniköj, die aus den ersten Dragomanen der Großmächte bestand, welche mit der Entscheidung über Form und Art der in Armenien vorzunehmenden Reformen betraut waren, schlug der erste russische Dragoman stets ein Programm der Höchstforderungen vor, während der erste deutsche Dragoman ein Minimalprogramm vertrat. Die ersten Dragomane Englands und Frankreichs einerseits, Österreichs und Italiens anderseits, behielten eine Mittlerrolle bei. Da die Kommission nach zahlreichen Sitzungen nicht zu einer endgültigen Verständigung kommen konnte, legte sie den einzelnen Botschaften Minimal- und Maximalprogramme vor. In der Folge wurde die Erörterung in der Hohen Pforte zwischen dem deutschen und dem russischen Botschafter und dem Großwesir fortgesetzt, während die anderen Botschafter sich von der Angelegenheit zurückzogen, indem sie erklärten, sie würden mit jeder Entscheidung einverstanden sein, zu der die beiden das Maximal- und das Minimalprogramm verfechtenden Botschafter schließlich gelangen würden.

Dieses Vorgehen beweist unzweideutig, daß, um uns Rußland gegenüber zu sichern, uns kein anderes Mittel blieb, als die Sympathien Frankreichs und Englands zu gewinnen, vor allem aber die öffentliche Meinung dieser Länder. Wir ließen uns einen allgemeinen europäischen Krieg nicht träumen, und ebensowenig, daß Deutschland unsertwegen Rußland den Krieg erklären würde. Wir sagten uns: „Was hat nur Deutschland getan, daß sein treuester Bundesgenosse wenige Tage nach der Verkündigung unserer Verfassung uns derart aus all unsern Illusionen reißt, indem er Bosnien und die Herzegowina annektiert? Ist Italien, das sich unversehens auf Tripolis stürzt, nicht immerhin Deutschlands Verbündeter, wenn es ihm auch nicht gerade sehr treu zu sein scheint? Hat es nicht behauptet, nach österreichisch-ungarischer Weise gehandelt zu haben? Die Deutschen wollen wirtschaftlichen Nutzen aus uns ziehen und werden es mit allen Kräften zu verhindern suchen, daß ihre Interessen gefährdet werden. Diesmal verfolgte ihre Intervention in Sachen der armenischen Reformen ausschließlich den Zweck, zu verhindern, daß der russische Einfluß sich jenseits der Bagdadlinie ausbreitet. Andernfalls würde Deutschland es sich nicht einfallen lassen, uns zu beschirmen, falls uns Gefahr drohte."

Dies waren die Betrachtungen, die wir anstellten. Und hatten uns zudem, als es sich darum handelte, das für den Fortschritt der Türkei notwendige Geld herbeizuschaffen, die Deutschen nicht rundweg erklärt, daß sie uns in dieser Angelegenheit nicht helfen könnten, und daß unsere einzige Aussicht die sei, mit Frankreich auf gutem Fuße zu bleiben und uns stets den Weg offenzuhalten, um durch die Pariser Börse Geld zu erhalten?

Unter diesen Umständen waren wir entschlossen, die besten Beziehungen in erster Linie mit den Franzosen, dann mit den Engländern zu unterhalten, um ihnen volle Gewißheit darüber zu geben, daß wir lediglich den Wunsch hätten, ernsthafte innere Reformen vorzunehmen und uns ihres Schutzes gegen einen russischen Angriff zu versichern.

Wir wünschten brennend, in den mit dem Ministerium des Äußeren und Hakki Pascha schwebenden Unterhandlungen die endgültige Lösung verschiedener mit den Engländern auszutragender Fragen zu erlangen. So wie wir die türkisch-englischen Einflußzonen im Golf von Bassora und im Süden der arabischen

Halbinsel festgesetzt hatten, so hatten wir auch für die sieben Gemeinden um Aden eine für die Engländer befriedigende Lösung gefunden.

Ferner hatten wir uns den englischen Forderungen weder hinsichtlich der Verlängerung der Bagdadbahn in der Richtung auf Bassora, noch hinsichtlich der Euphrat- und Tigrisschiffahrt widersetzt. Wir gaben englischen Gesellschaften die Konzessionen für Petroleumforschungen in Mesopotamien, für die Verlängerung der Aidinbahn und die Anlegung mehrerer neuer Sektionen, für die Errichtung der Häfen Trapezunt und Samsun. Wie schon vorerwähnt, hatten wir einen Generalinspektor und mehrere englische Inspektoren ernannt, um das Ministerium des Innern und die Organisation der Staatsbeamten zu reformieren. Für den Posten des Generalinspektors wurde Mr. Graves ausersehen, der sich schon lange in der Türkei befand. Die Reorganisation unseres Zollwesens wurde Sir Richard Crawford anvertraut, und wir hatten beschlossen, eine Reihe von englischen Inspektoren für unsere Zollstationen kommen zu lassen.

Wir hatten die Vorrechte der englischen Schiffahrtsmission, die wir schon früher für die Reorganisation unserer Marine hatten kommen lassen, beträchtlich ausgedehnt, und nun begannen wir, Nutzen aus ihr zu ziehen. Der englische Botschafter Sir Louis Mallet, mit dem ich die besten Beziehungen aufrechterhielt, sagte mir, wie dankbar der Admiral mir sei, und daß er nachgerade zu der Überzeugung gelange, daß die türkische Marine eine Zukunft habe.

Wir hatten die Reorganisation unserer Arsenale englischen Gesellschaften anvertraut, deren Verwaltungsrat von einer Persönlichkeit wie Sir Adam Block, einem seit langer Zeit als Anhänger der englisch-türkischen Freundschaft bekannten Manne, präsidiert wurde. Sir Adam Block wiederholte mir oftmals seinen Dank dafür, daß die zwischen den Gesellschaften und dem Marineministerium getroffenen Abmachungen so gewissenhaft eingehalten würden, und daß die Angelegenheiten nunmehr eine sichere Orientierung gewonnen hätten. Schließlich aber antwortete uns England, obwohl wir die Verwaltung unserer von Armeniern bewohnten Wilajets englischen Beamten hatten anvertrauen wollen, auf die Opposition Rußlands hin mit einer Absage.

Da wir die geringe Gunst, deren sich unsere politische Partei in England erfreute, den zur Zeit des Botschafters Sir Gerald

Lowther durch den ersten Dragoman Fitz Maurice und dem Militärattaché Tyrrel geschmiedeten Intrigen zuschrieben, und nachdem anderseits die nach der Ermordung Mahmud Schefket Paschas geführten Untersuchungen deren persönliche Beteiligung an der Verschwörung enthüllt hatten, bat Prinz Said Pascha den neuen englischen Botschafter Sir Louis Mallet geradezu, er möge diese beiden Persönlichkeiten aus Konstantinopel entfernen, was der Botschafter auch für die allernächste Zeit versprach. In der Tat verließen die beiden nach etwa einem Monat unser Land. Wir hatten fortan mit Sir Louis Mallet sehr rege und freundschaftliche Beziehungen, denn er war ein sehr feiner und wahrhaft ehrenhafter, wohlwollender Mensch.

Durch Festigung aller unserer gesellschaftlichen Beziehungen und dadurch, daß wir die Vorurteile der Engländer gegenüber den Türken zum Schwinden brachten, suchten wir zu ermitteln, ob es keine Möglichkeit gebe, England, das sich stets geneigt gezeigt hatte, die Türkei zu stärken, und das nur infolge seiner Verständigung mit Rußland seine hundertjährige Politik geändert hatte, zu seinem früheren Standpunkte zurückzuführen. Abgesehen von den Bemühungen, die wir in Konstantinopel machten, nämlich gegenüber dem Botschafter, den Botschaftsmitgliedern sowie einer Anzahl anderer Engländer, unterließen wir es nicht, uns um gute Beziehungen zu Persönlichkeiten wie Sir Thomas Barcklay, einem der heftigsten Gegner der englisch-russischen Verständigung und Fürsprecher eines englisch-türkischen Einvernehmens sowie zu anderen namhaften englischen Persönlichkeiten zu bemühen.

Die Regierung im allgemeinen und die einzelnen Regierungsmitglieder im besonderen ließen, während sie sowohl in offizieller wie in privater Hinsicht unablässig daran arbeiteten, Bande aufrichtiger Freundschaft mit den Engländern anzuknüpfen, ebenso keine Gelegenheit außer acht, um zu einer Annäherung an Frankreich zu gelangen.

Im übrigen war die Reorganisation unserer Gendarmerie längst dem französischen General Bauman anvertraut worden. Während die Rechte dieses Offiziers immer weiter gespannt wurden, übertrug man ihm, um den Franzosen entgegenzukommen, auch noch die Erneuerung der Gendarmerie vom Libanongebirge, die bis dahin eine besondere Stellung hatte.

Da der Bau der Straßen des ottomanischen Reiches einer französischen Gesellschaft übergeben worden war, wurden vom Ministerium der öffentlichen Arbeiten eine Anzahl französischer Ingenieure engagiert. Ihre Zahl sollte noch erhöht werden.

Zum Zwecke der Ordnung unserer finanziellen Angelegenheiten verliehen wir der kürzlich angenommenen Finanzreformkommission erweiterte Befugnisse und bemühten uns nach Kräften, daß der Kammer der Abgeordneten kein Finanzgesetz unterbreitet werde, das nicht zuvor von dieser Kommission begutachtet worden war.

Um unsere Finanzbeamten einer ständigen Kontrolle zu unterwerfen und um ihnen Verantwortungs- und Pflichtgefühl einzuflößen, vertrauten wir die Generalinspektion der Finanzen einem Franzosen, Mr. Joly an, und gaben diesem eine Anzahl französischer Beamten zur Unterstützung bei.

Zu dieser Zeit war der Wunsch, um jeden Preis die englisch-französische Freundschaft zu erringen, so groß, daß wir nicht gezögert haben würden, selbst die Organisation unserer Armee einer französischen Mission anzuvertrauen, wenn man dazu eine Möglichkeit gesehen hätte. Doch bestand diese nicht. Erstens einmal, weil eine große Anzahl unserer Offiziere ihre Studien in Deutschland abgeschlossen hatten, sodann, weil der andere Teil nach deutschen Kriegsmethoden geschult und unterrichtet worden war. Eine von allen Sachverständigen anerkannte Tatsache aber ist die, daß, wenn die Organisation und die Ausbildung eines Heeres nach gewissen Grundsätzen vorgenommen worden ist, es nicht möglich ist, diese Organisation leichthin umzustürzen, und vor allem nicht ohne große Mißlichkeiten diese Armee neue Grundsätze annehmen zu lassen. Zweitens, weil zur Zeit Mahmud Schefket Paschas Deutschland von uns gebeten worden war, uns eine militärische Reorganisationsmission zu schicken, und weil es auf dieses Ersuchen schriftlich eingegangen war. Es lag somit nicht in unserem Belieben, dies rückgängig zu machen, nachdem der erste Schritt getan war.

Im übrigen wäre es töricht gewesen, einen Staat vor den Kopf zu stoßen, der keinerlei für uns nachteilige Pläne nährte, nur um anderen Regierungen gefällig zu sein, die höchstwahrscheinlich sich mit der Absicht trugen, uns Übles zu tun. Infolgedessen dachten wir nicht daran, unsere Entscheidung be-

züglich der Armee zu ändern, und schenkten dem Lärm, der sich um die Militärmission Liman von Sanders erhob, nicht die geringste Beachtung.

Indem wir den Franzosen alle die materiellen Vorteile gewährten, die sie seit den Unterhandlungen wegen der Anleihe von uns verlangten, suchten wir die öffentliche Meinung Frankreichs zu unseren Gunsten zu beeinflussen.

Obwohl vom technischen Standpunkte aus betrachtet starke Einwände dagegen zu erheben waren, Kriegsschiffe verschiedener Typen zu haben, zögerten wir auch nicht, sechs Zerstörer bei den Werften in Le Havre und zwei Unterseeboote bei Creusot zu bestellen, um den Franzosen zu Gefallen zu sein.

Sobald die Überlegenheit der französischen Gebirgskanonen über die Kruppschen Gebirgsgeschütze durch unseren ersten Artilleriesachverständigen, General Hassan Riza Pascha, festgestellt worden war, bestellten wir in Frankreich auch eine Anzahl von Gebirgskanonen. Wir vertrauten den französischen Sachverständigen die Errichtung unserer Marine-Fliegerschule an, und zwölf Wasserflugzeuge wurden einer französischen Gesellschaft in Auftrag gegeben.

Endlich unternahm ich mit glücklichem Erfolge die Schaffung eines französisch-türkischen Annäherungskomitees, das seinen Sitz abwechselnd in Konstantinopel und in Paris haben sollte.

Diesem Komitee sollte in Konstantinopel ich und in Paris der Exminister des Auswärtigen Cruppi präsidieren.

Die Statuten für die Organisation dieses Komitees wurden in Konstantinopel durch eine von mir „Gründungskomitee" genannte Kommission zusammengestellt. Ihr gehörten zahlreiche türkische wie französische Persönlichkeiten an. Nachdem die Grundsätze ausgearbeitet waren und das Komitee das Ministerium des Innern ordnungsmäßig von seinem Zusammentritt verständigt hatte, fand die Einweihung in den Sälen der Union Française zu Pera statt, worauf zu den Wahlen der einzelnen Sektionen geschritten wurde. Das von dem Komitee ins Auge gefaßte Programm war so umfassend, daß es, falls es wirklich befolgt und angewandt worden wäre, nach Verlauf von einem oder zwei Jahren die tatkräftigste Förderung der türkisch-französischen Beziehungen bedeutet hätte.

Als ich eines Tages gegen Mitte Juni 1914 gelegentlich die französische Botschaft besuchte, sagte Mr. Bompard zu mir:

„Die französische Regierung, deren Aufmerksamkeit Sie durch Ihre verschiedenen Bemühungen bezüglich der türkisch-französischen Beziehungen auf sich gelenkt haben, wünscht Sie nach Frankreich einzuladen, um Sie genauer kennenzulernen und Sie dem französischen Volke näherzubringen. Würde die ottomanische Regierung gern eine Einladung sehen, den großen französischen Flottenmanövern beizuwohnen, die im Laufe des Juli stattfinden sollen? Bevor ich den Großwesir hierüber befrage, möchte ich mich zunächst Ihres Einverständnisses versichern."

Ich antwortete ihm, wenn der Großwesir einverstanden sei und Seine Majestät der Sultan mir die Bewilligung erteile, würde ich die Einladung mit dem größten Vergnügen annehmen.

Einige Tage danach machte Mr. Bompard der Hohen Pforte offiziell Mitteilung von der Einladung der französischen Regierung.

Gerade zu dieser Zeit fand der Mord von Sarajewo statt.

Ich bat Seine Hoheit den Großwesir um Instruktionen, wie ich mich in Paris verhalten solle, insbesondere bei meinen Unterredungen mit dem Minister des Auswärtigen.

„Da Sie über unsere politischen Grundsätze unterrichtet sind," antwortete er mir, „werden Sie bei allen sich bietenden Gelegenheiten betonen, welchen Wert wir auf die Freundschaft Frankreichs legen, sowie auf die Vorteile, die wir uns von der französischen Politik im Hinblick auf die bevorstehende Lösung der für uns so vitalen Frage der Inseln versprechen. Vor allem müssen Sie trachten, die Aufmerksamkeit des Ministers des Auswärtigen auf diese heikle Frage zu lenken."

Von zwei Marineoffizieren begleitet, verließ ich Konstantinopel in den letzten Junitagen, um mich geradenwegs nach Paris zu begeben, wo ich in den ersten Tagen des Juli eintraf.

In Paris traf ich Wassif und Reuf Bey, die ich dahin bestellt hatte. Als ich Reuf Bey die Instruktionen übergab, die ihn anhielten, schnellstens die Schieß- und Geschwindigkeitsprüfungen mit dem „Sultan Osman" anzustellen, sagte er mir, er hätte einen ganz sonderbaren Gemütszustand bei den Engländern festgestellt. Jedesmal schienen sie einen neuen Vorwand zu erdenken, um die Fertigstellung und Lieferung des Panzerschiffes zu verhindern. Ich erwiderte, wir unsererseits müßten in dieser Beziehung sehr

auf der Hut sein; denn es sei notwendig, daß wir möglichst bald das Schiff in Empfang nehmen.

Die betreffende Gesellschaft benachrichtigte uns, daß sie außerstande sei, zwei der vierzehn für die Bestückung des Dampfers vorgesehenen Kanonen zu der vereinbarten Frist zu montieren. Indem ich Reuf Bey eine Menge Verhaltungsmaßregeln gab, händigte ich ihm meine Antwort an die Gesellschaft ein, worin ich mich bereit erklärte, die Versuche ohne die beiden Geschütze stattfinden zu lassen und diese erst späterhin, in Konstantinopel, zur Aufstellung zu bringen. Ich sandte den Bey nach England zurück und behielt nur Wassif Bey bei mir.

Nachdem ich zwei Tage in Paris geblieben, begab ich mich nach Toulon, wo ich mit dem Admiral Boué de Lapeyré, dem Oberbefehlshaber der französischen Flotte, zusammentraf. Wir gingen zusammen an Bord des Dreadnoughts „Courbet", der Admiralsschiff war. Niemals werde ich diese drei Tage und drei Nächte währenden Flottenmanöver an der Küste der herrlichen Côte d'Azur vergessen. Die mir von dem Admiral, einem wackeren alten Seemann, entgegengebrachte Gastfreundschaft kann ich nicht genug rühmen.

Nach drei Tagen — es hatte inzwischen eine vom Landungskorps der Marine vorgenommene Revue stattgefunden — nahm ich Abschied von dem Admiral und kehrte mit der Bahn zurück. Ich begab mich wieder nach Paris, nachdem ich drei oder vier Tage mit der Besichtigung von Geschütz- und Gewehrfabriken und Unterseebootswerften zugebracht hatte. Ich unterließ es auch nicht, vor dem 14. Juli die Werften von Le Havre zu besichtigen.

Während meines Aufenthaltes in Paris besuchte ich wiederholt den damaligen Minister des Äußern, Viviani. Bei meinem zweiten Besuch sagte er plötzlich mit bedeutsamer Miene: „Exzellenz, trotz meines Wunsches, sehr wichtige Angelegenheiten mit Ihnen zu besprechen, beschäftigen die augenblicklich in der Kammer stattfindenden Debatten meine Gedanken in dem Maße, daß ich sie auf nichts anderes richten kann. Es ist höchst wichtig, daß ich mit dem Präsidenten der Republik eine Reise nach Rußland unternehme; die Sozialisten wollen sich dem widersetzen und die für die Reise nötigen Kredite nicht bewilligen. Ich habe daher Mr. de Margerie, dem Leiter der politischen Angelegenheiten im

Ministerium des Äußern, die erforderlichen Instruktionen gegeben und ihn gebeten, sich ausführlich mit Euer Exzellenz zu besprechen. Ich wäre Ihnen dankbar für die Gewährung der Zusammenkunft, um die er Sie deshalb bitten wird.“

Ich glaubte, daß meine Wünsche ihrer Verwirklichung nahe wären, worüber ich mich sehr freute. Die betreffende Zusammenkunft fand denn auch bald darauf im Ministerium des Äußern statt.

Mr. de Margerie sagte mir zuerst, wie dankbar all meine Bemühungen um die türkisch-französischen Beziehungen sowohl seitens der Regierung wie auch von der öffentlichen Meinung aufgenommen worden seien, und daß die Mißverständnisse, die zwischen den beiden Völkern und deren Regierungen bestanden hätten, nun wohl beseitigt werden dürften.

Ich unterbrach ihn und sagte: „Herr Direktor, wenn es Ihnen recht ist, so wollen wir ohne Umschweife geradenwegs aufs Ziel losgehen. Sie wissen, daß das türkische Reich durch die zahlreichen Angriffe, denen es ausgesetzt war, sehr geschwächt worden ist, und zwar ist es nicht nur ohnmächtig aus dem Balkankriege hervorgegangen, sondern hat auch noch fast sein ganzes europäisches Territorium und die größte Zahl seiner Inseln eingebüßt. Wir arbeiten nunmehr mit allen Kräften daran, die Wunden zu heilen und unserer Nation neues Leben einzuhauchen. Doch der gegenwärtige Stand der Dinge läßt alle unsere Bemühungen erfolglos verlaufen. So besteht heute unsere gebieterischste Pflicht darin, uns aus dieser prekären Lage zu befreien.

Ich will zunächst von der Inselfrage sprechen, die einen Gegenstand der Mißhelligkeiten zwischen uns und den Griechenfreunden bildet. Sie betrachten es als eine Politik der Weisheit, stets die Griechen zu beschützen, ihnen ihre Sympathien zu schenken, in der Hoffnung, daß sie ihnen künftig nützlich sein werden. Wenn Sie aber, Mr. de Margerie, sich einmal eine Landkarte vornehmen wollen, so werden Sie sehen, daß wir Ihnen eines Tages nützlicher sein könnten als die Griechen. Die ottomanische Regierung sagt sich: ‚Das Ziel der Politik Frankreichs und Englands ist, die Zentralmächte mit einem eisernen Ring zu umklammern.‘ Der Ring ist geschlossen, nur nicht im Südwesten. Wenn die Türkei sich den Plänen der Entente anschließt, ist das auf dem Balkan nun völlig allein dastehende Bulgarien unter allen Umständen gezwungen, sich ihr ebenfalls zu verbünden.

Wenn Sie also Ihren eisernen Ring vollkommen schließen wollen, so suchen Sie eine Lösung der zwischen den Griechen und uns schwebenden Inselfrage zu finden und schützen Sie uns, indem Sie uns in Ihre Entente aufnehmen, vor den schrecklichen Gefahren, die uns seitens der Russen drohen. Wenn Sie uns in unsern Fortschrittsbestrebungen unterstützen, werden Sie in kurzer Zeit im Orient einen sehr zuverlässigen Bundesgenossen erworben haben! Ich glaube, daß das Verbrechen von Sarajewo einen Weltkrieg entfesseln kann. In einem solchen Augenblicke ist es von allergrößter Wichtigkeit, derartige Entschlüsse rasch zu fassen!"

Der Vorschlag war klar und deutlich: In der Inselfrage eine für Griechen wie Türken annehmbare Lösung finden; Bündnis mit der Türkei und vollständige Abschließung Deutschlands von der Straße nach Osten.

Nach einem Moment des Nachdenkens fragte mich Mr. de Margerie, welcher Art die Lösung sein würde, die wir in der Inselfrage anstrebten. Ich antwortete, daß einschließlich des Dodekanes, der uns seitens Italiens zurückgegeben werden müßte, der Archipel Autonomie unter der Oberherrschaft der Türkei erhalten könnte, mit dem Rechte, seine Einkünfte zu eigenem Bedarf zu verwenden. Militärische Dienstbefreiung und eine Reihe anderer Vorteile könnten ihm ebenfalls zugebilligt werden.

Schließlich erwiderte Mr. de Margerie: „Ich sehe den mir von Ihnen in der Inselfrage unterbreiteten Vorschlag als ernsthaftester Erwägung wert an, und ich halte es für möglich, die endgültige Lösung der Frage auf dieser Basis herbeizuführen. Sie haben ein ganz richtiges Bild von dem eisernen Ring, den wir im Hinblick auf die Zentralmächte zu schmieden gedenken. Damit wir jedoch mit Ihnen ein Bündnis schließen können, bedürfen wir auch der Einwilligung unserer Alliierten, die mir fraglich scheint. Immerhin ist der Vorschlag der türkischen Regierung klar und einleuchtend. Bevor ich den Präsidenten der Republik und den Ministerpräsidenten auf ihrer Reise nach Rußland begleite, werde ich Ihre Darlegungen unsern Alliierten mitteilen. Wir werden unserm Botschafter die nötigen Instruktionen geben, nachdem wir gemeinsam mit unsern Verbündeten unseren Entschluß gefaßt haben. Leider kann die französische Regierung für sich allein augenblicklich keinerlei Initiative ergreifen."

Es lag offen zutage, daß diese Antwort nur eine verschleierte Ablehnung war. Ich verstand vollkommen, daß Frankreich überzeugt war, daß wir uns vor der eisernen Faust Rußlands unmöglich würden retten können, und daß es uns um keinen Preis seine Hilfe angedeihen lassen wollte.

Mein Freund Georges Rémond, der mich auf meiner ganzen Reise durch Frankreich begleitete, fragte mich am Abend dieses selben Tages, ob ich mit dem Ergebnis der Besprechung zufrieden gewesen sei. Ich antwortete ihm nur: „Ich hatte nicht geglaubt, eine so große Enttäuschung erleben zu müssen."

Als ich am 18. Juli 1914 Paris verließ, um wieder heimzufahren, überreichte Georges Rémond mir an der Bahn eine Broschüre. Der französische Redakteur dieser Zeitschrift, an deren Namen ich mich nicht mehr erinnere, schrieb unter einem Pseudonym etwa folgendes:

„Djemal Pascha ist nach Paris gekommen. Er hat den Manövern der Mittelmeerflotte beigewohnt. Die offiziellen und offiziösen Stellen haben ihn aufs liebenswürdigste begrüßt, und er ist mit dem Orden der Ehrenlegion dekoriert worden. Das alles ist sehr schön! Welches aber sind die tatsächlichen Versprechungen, die Djemal Pascha, der sein Land über alles liebt, von der französischen Regierung nach Hause tragen kann? Nach allem, was uns bekannt ist, gilt Djemal Pascha als einer der glühendsten türkischen Patrioten. Alle an seine Person gerichteten Gunstbezeugungen können ihn nicht vermögen, die Vorteile aus dem Auge zu verlieren, um derentwillen er zu uns gekommen ist. Wenn Djemal Pascha diesmal heimkehrt, ohne etwas für sein Land erlangt zu haben, so haben wir nicht mehr das Recht, uns zu erzürnen, wenn er es sich einfallen lassen sollte, Maßnahmen zu treffen, die nicht nach dem Geschmacke Frankreichs sein sollten."

Wie richtig dieser französische Redakteur urteilte!

Nach meiner Heimkehr erstattete ich Seiner Hoheit dem Großwesir sowie meinen Freunden genauen Bericht über meine Unterredung mit Mr. de Margerie und über die daraus zu ziehenden Schlüsse.

Das deutsch-türkische Bündnis

Das deutsch-türkische Bündnis wurde nicht, wie bisher ein jeder glaubte, während des Weltkrieges geschlossen. Unterzeichnet

wurde es allerdings erst am 2. August 1914; die Unterhandlungen hatten jedoch bereits lange vor dem Kriege eingesetzt.

In den ersten Tagen nach meiner Rückkehr von meiner französischen Reise sagte Talaat Bey zu mir: „Pascha! Was würden Sie sagen, wenn Deutschland uns ein Bündnis mit den und den Bedingungen vorschlüge? Würden Sie annehmen? Sie sehen ja wohl, daß von Frankreich nichts zu hoffen ist. Da nun Frankreich uns eine Absage erteilt hat, würden Sie auch Deutschlands Vorschlag ablehnen?“

Ich antwortete ihm sogleich: „Ich würde ohne Zaudern ein Bündnis annehmen, das die Türkei aus ihrer isolierten Lage befreit.“

Am 23. Juli, während der großen Truppenrevue, die gelegentlich des Nationalfestes auf dem Levend Tschiflik stattfand, kam der deutsche Botschafter Baron von Wangenheim zu mir.

„Nun, Djemal Pascha,“ sagte er, „sehen Sie, welche wirklich außerordentlichen Resultate in ganz kurzer Zeit durch die deutschen Offiziere erreicht worden sind? Hier haben Sie eine türkische Armee, die nichts von den bestorganisierten Armeen der Welt unterscheidet! Alle deutschen Offiziere rühmen einstimmig die moralische Kraft des türkischen Soldaten, die sich über alles Erwarten großartig gezeigt hat. Man kann es als einen großen Erfolg bezeichnen, der Verbündete einer Regierung zu sein, die über ein solches Heer verfügt!“

Als ich dem Botschafter für diese seine Würdigung dankte, hatte ich nicht die geringste Ahnung von den Unterhandlungen bezüglich des deutsch-türkischen Bündnisses.

Ein paar Tage darauf, als ich gerade im Begriffe stand, vor meinem Haus in Schichli das Auto zu besteigen, sah ich ein anderes Automobil, in dem Enver Pascha, Talaat Bey und Halil Bey saßen, um die Ecke des Gartens von Osman Bey und in die zu Enver Paschas Hause führende Straße einbiegen. Das Auto kam von der Masloker Seite her. Ich fragte mich, woher sie um diese Tageszeit wohl kommen könnten, sicherlich wohl vom Yali des Großwesirs in Jeniköj. Ich faßte den Verdacht, daß meine Freunde Unterredungen und Geschäfte haben könnten, die sie mich nicht wissen lassen wollten.

Bis zu diesem Augenblick war niemals etwas geschehen, das mir diesen Argwohn hätte einflößen können. Nachdem ich heimgekehrt

war, rief ich Enver Pascha telephonisch an. Ich fragte ihn, woher er zu so später Stunde noch gekommen sei. Er erwiderte, um sich die Zeit zu vertreiben, habe er dem Großwesir einen Besuch abgestattet, und da er Talaat und Halil Bey getroffen, seien sie zusammen heimgefahren. Die Art und Weise, wie diese Antwort gegeben wurde, bestärkte mich noch in meinem Verdacht.

Am nächsten Nachmittage wurde ich zu einem Ministerrat gerufen, der im Yali des Großwesirs stattfand. Als ich auf der Höhe des Kiosks von Ayas Pascha anlangte, setzte ein solcher Regen und Wind ein, daß es mir unmöglich war, meinen Weg im Auto fortzusetzen. Seit langer Zeit hatte Konstantinopel keinen solchen Regensturm gesehen. Ich kehrte ins Marineministerium zurück und begab mich an Bord meines Motorbootes nach Jeniköj.

„Wo waren Sie denn nur, Djemal Pascha?“ empfing mich der Großwesir. „Wir haben lange auf Sie gewartet und schließlich sind die Herren fortgegangen. Da uns vom Marineministerium aus mitgeteilt wurde, daß Sie unterwegs wären, fürchteten wir schon, es sei Ihnen während des Sturmes ein Unfall begegnet. Und nun will ich Ihnen eine Neuigkeit mitteilen, die Ihnen sicherlich große Freude machen wird. Können Sie sich denken, um was es sich handelt?“

„Ich vermute“, antwortete ich nach kurzer Überlegung, „daß es sich um die Entscheidung handelt, die Sie neulich gemeinsam mit Enver Pascha, Talaat und Halil Bey gefaßt haben, ohne daß ich anwesend war. Ihren Gegenstand vermag ich indes nicht zu erraten.“

„Die deutsche Regierung hat uns ein Bündnis vorgeschlagen,“ sagte er, „und da uns dieser Vorschlag für die Interessen des Landes günstig erscheint, haben wir heute den Vertrag mit dem Botschafter von Wangenheim unterzeichnet. Nun! Sind Sie zufrieden damit?“

Die Wichtigkeit der Nachricht, auf die ich nicht gefaßt war, machte mich höchst betroffen.

„Wenn die Vertragsbestimmungen wirklich den Interessen des Landes entsprechen, kann dies wohl als ein wichtiges politisches Ereignis betrachtet werden,“ antwortete ich.

„Es ist ein Abkommen, das die Interessen beider Teile berücksichtigt und die Rechte beider Teile gleicherweise gewährleistet, in einer Form, wie dies bisher noch keiner Regierung gelungen ist,“ sagte er.

Er ging in sein Arbeitszimmer und zog aus der Schublade des Schreibtisches den Vertrag heraus, der mehrere Artikel umfaßte. Ich las und sah, daß es ein ausgezeichneter Vertrag zwischen zwei unabhängigen Staaten war, der auf Gleichberechtigung basierte.

„Und Österreich?" fragte ich.

„Ein paar Minuten nach dem Weggang unserer Kollegen und etwa eine halbe Stunde vor Ihrer Ankunft erhielt ich ein Schreiben vom Botschafter Pallavicini, worin er mir sagt, daß auch seine Regierung in gleicher Weise alle Punkte des mit Deutschland eingegangenen Vertrages annimmt. Hier ist der Brief!"

Und er zeigte ihn mir.

„Und Italien?" konnte ich mir nicht versagen, weiterzufragen.

„Da Deutschland Italien bisher nicht von unserem Eintritt in den Dreibund verständigt hat, haben wir für den Augenblick keinerlei Nachricht in dieser Hinsicht. Deutschland will zuerst den Boden bereiten, und wir zweifeln nicht, daß Italien in ähnlicher Weise wie Österreich unsere Bundesbrüderschaft annimmt."

Ich konnte nicht umhin zu fragen, aus welchen Gründen man geglaubt habe, mir die Unterhandlungen vorenthalten zu müssen, die, um zu einem solchen Ende zu führen, doch gewiß recht zahlreich gewesen sein mußten.

Der Großwesir ging kurz über meine Frage hinweg, indem er mir erklärte, daß er selbst die Unterhandlungen persönlich geleitet habe, daß er keinen der Kollegen bis zu dem Moment davon unterrichtet habe, wo die Sache eine definitive Gestalt annahm, und daß sie erst heute über die Lage unterrichtet worden seien. „Dschawid Bey", fügte er hinzu, „weiß sogar noch immer nichts davon. Ich habe ihn gleichfalls hierher gebeten. Er ist unterwegs, und sobald er da sein wird, werde ich ihm ebenfalls den Vertrag zeigen."

Ich fragte, ob alle Minister über diese Angelegenheit auf dem Laufenden seien.

„Da unter den Ministern Persönlichkeiten sind, die sich über ein Unternehmen von solcher Tragweite entsetzen und dieses Staatsgeheimnis unter die Menge bringen könnten — was im gegenwärtigen Augenblick durchaus nicht zu wünschen ist —, habe ich geglaubt, nur Seine Hoheit den Scheik-ul-Islam, Halil, Talaat und Dschawid Bey, Enver Pascha und Sie selbst von dem

Stand der Dinge unterrichten zu sollen. Die anderen Minister sind nicht eingeweiht. Ibrahim Bey und Schukri Bey werden durch Talaat Bey informiert werden, und die andern sollen das Geheimnis nicht erfahren. — Sie begreifen wohl, daß wir in einer so delikaten Angelegenheit alle möglichen Vorsichtsmaßregeln ergreifen müssen. Doch Sie haben mir, trotzdem Sie nun alles wissen, noch immer Ihre Meinung nicht gesagt!" schloß er.

„Möge Gott daraus ein dem Lande nützliches Werkzeug machen. El Haïr fi ma vag'a"[1]), antwortete ich. Das war alles, was ich sagte.

Indes versäumte ich nicht, den Großwesir dazu zu beglückwünschen, daß es ihm gelungen war, einen solchen Bündnisvertrag zu schließen, der in der Tat ein höchst wichtiges historisches Ereignis darstellte.

Die Bedeutsamkeit dieses Ereignisses ließ mich in tiefstes Nachdenken versinken. Ich kann sagen, daß ich in jener Nacht bis zum Morgen nicht schlief. Ich stellte mir die allgemeine politische Lage vor Augen und fragte mich, von welchen Beweggründen die Regierung sich wohl hatte leiten lassen, denn ich sah mich einer Lage gegenüber, wie ich sie mir bis dahin niemals ausgemalt hatte.

Allen Anzeichen nach zu schließen, schien ein furchtbarer Konflikt in allernächster Zeit zwischen den Ländern der Allianz und denen der Entente unvermeidlich. Wenn wir einen solchen Augenblick nach keiner Seite hin gebunden wären, würde es uns immer möglich sein, mit derjenigen Partei zu marschieren, die uns die größten Vorteile in Aussicht stellen würde, während wir nun schon im voraus unsere Entscheidung getroffen und unseren Partner gewählt hatten. Damit hatten wir uns unserer Entscheidungsfreiheit begeben. Und entsprach die Partei, für die wir uns entschieden hatten, wenigstens unseren nationalen Aspirationen? Wenn wir noch zugewartet hätten, würde uns nicht die Gegenpartei bessere, wirksamere Vorschläge gemacht haben? Und würden wir durch Annahme dieser Vorschläge den Interessen des Vaterlandes nicht besser gedient haben?

Warum bemühte sich Deutschland, das uns trotz aller möglichen äußeren Zeichen von Sympathie niemals tatsächlich zu

---

[1]) „El Haïr fi ma vag'a", eine arabische Redensart, deren Sinn ist: Vollendete Tatsache ist immer von guter Vorbedeutung!

Hilfe gekommen war und uns stets empfahl, die bestmöglichen Beziehungen zu Frankreich aufrechtzuerhalten, ein Bündnis mit uns zu schließen? Noch dazu ein Bündnis, das dem ottomanischen Staate Gleichberechtigung mit Deutschland und Österreich zuerkannte? Warum ließen die beiden Mächte sich zu solchen Opfern bestimmen? Alle diese Fragen legte ich mir im Geiste vor, und ich fand keine Antwort darauf.

Endlich kam ich zu folgendem Ergebnis: Eine Tatsache, die kein Mensch auf der Welt leugnen kann, ist, daß Rußland der Erbfeind des ottomanischen Reiches und daß sein größter Wunsch der Besitz Konstantinopels ist. Es ist schlechterdings unmöglich, Rußland von diesem Ideal abzubringen. Seitdem der Zarismus sich nach dem Berliner Vertrag darüber klar geworden ist, daß es ihm unmöglich sein würde, sich Konstantinopels zu bemächtigen, hat er seine Wünsche auf Indien gerichtet. Da indes die Schlauheit der englischen Politik ihm diesen Weg verlegte, wandte er sein Augenmerk auf den äußersten Orient. Auf die Hand, die er bis nach Port Arthur ausgestreckt hatte, schlug ihn der Japaner, so daß er sie blutend zurückziehen mußte. So sah er denn keinen anderen Ausweg mehr vor sich, als sich dem Gegenstande seines Jahrhunderte alten Begehrens wieder zuzuwenden, und bereitete sich vor, mit aller Macht seinen letzten Angriff auf die arme Türkei zu unternehmen, die Beute, nach der es ihm seit zwei Jahrhunderten gelüstete. Seine Verbündeten, weit davon entfernt, sich dem zu widersetzen, waren jetzt ganz einverstanden mit diesen seinen Plänen. Die zur Zeit des Krimkrieges und des Berliner Vertrages herrschenden Umstände hatten heute gänzlich anderen Platz gemacht. England, Herr über Ägypten, blickte mit viel scheelerem Auge auf Deutschlands wirtschaftliche Absichten im Golfe von Bassora, als auf Rußlands Wünsche bezüglich Konstantinopels und ganz Anatoliens überhaupt. Es gestand ihm Konstantinopel als Gegenwert für Mesopotamien zu. Was Frankreich anlangte, so gehörte es nicht zu denen, die sich der Teilung der Türkei widersetzen würden, sofern man ihm nur in Syrien freie Hand ließe.

Die zu befolgende Grundpolitik für Rußland, welches seine Pläne sich der Verwirklichung nähern sah, bestand darin, die Türkei zu isolieren und andauernd alles zu tun, was ihre Schwächung im Gefolge haben könnte.

Dies war die einzige Ursache und der ausschließliche Beweggrund des abschlägigen Bescheids, der mir seitens des Mr. de Margerie gegeben wurde, oder den mir, um genauer zu sein, Viviani durch Vermittlung dieses letzteren erteilen ließ. Wenn sie Rußland gefällig sein wollten, konnten sich Frankreich und England keiner anderen Handlungsweise in bezug auf uns befleißigen. So kam es, daß ich eine kategorische Absage von Frankreich erfuhr, an das ich mich, da ich mir keinerlei Vorteile seitens Deutschlands versprach, gewandt hatte, um Rußland gegenüber eine Deckung zu haben. Indem es uns die Beamten verweigerte, um die wir es für die östlichen Provinzen Kleinasiens gebeten hatten, bewies England, daß es sich den Wünschen Rußlands nicht entziehen konnte. Im übrigen war eines der Dinge, die dieser Macht am meisten am Herzen lagen, daß der von den ottomanischen Monarchen geführte Titel „Kalif des Islams" irgendeiner unbedeutenden Persönlichkeit eines der ihrem Einfluß unterworfenen Länder zufallen möge, da die Macht der türkischen Sultane sie in den letzten Jahren gehörig beunruhigt hatte.

In Erwägung dieser Umstände hatte ich mich an Frankreich gewandt, um uns seinen Schutz sowie denjenigen Englands zu sichern für den Fall, daß wir uns einem Angriff Rußlands ausgesetzt sehen sollten. Während ich von diesen Schimären befangen war, sahen meine Kollegen sich außerordentlich klaren und wichtigen Vorschlägen gegenüber: Der Verbindung mit der Dreibundgruppe oder, genauer gesagt, dem Bündnis mit Deutschland.

Ein mächtiges Reich wie Deutschland macht uns einen Bündnisantrag, der auf Gleichberechtigung gegründet ist, uns, die wir fünf oder sechs Monate zuvor, um aus unserer Isolierung herauszukommen und Anschluß an eine Mächtegruppe zu gewinnen, ohne Erfolg den Versuch machten, vom Standpunkte der Balkanpolitik aus ein Bündnis zu schließen, von dem wir uns großen Vorteil versprachen, nämlich mit Bulgarien.

Hätte ich mich persönlich einem solchen Antrag gegenüber gefunden — ich, der ich eine der Ententemächtegruppe günstige Politik verfolgte —, würde ich dann wohl die innere Kraft gefunden haben, ihn zurückzuweisen? Wäre eine solche Zurückweisung vernünftig gewesen?

Wir wollen dies einmal ruhig und offen überlegen.

In welcher Lage befanden sich die beiden Mächtegruppen der Türkei gegenüber?

In der Gruppe der Ententemächte hatte England Ägypten unter seine völlige Oberherrschaft genommen und will sich unzweifelhaft Mesopotamiens bemächtigen, möglicherweise auch Palästinas und seinen alleinigen Einfluß auf der ganzen arabischen Halbinsel befestigen.

Rußland ist in solchem Maße türkenfeindlich gesinnt, daß es nicht erst nötig ist, nach Beweisen Umschau zu halten.

Alles dies scheint nicht gerade ein wohlwollendes Verhalten dem ottomanischen Reiche gegenüber zu versprechen!

Was die Dreibundmächtegruppe anbelangt, so hatten Österreich-Ungarn und Italien nichts mehr von der Türkei zu verlangen; sie hatten diesem Lande bereits alles Üble zugefügt, das sie ihm nur immer antun konnten. Es gelüstete sie also nicht nach Weiterem. Höchstens daß Italien sich gewissen Gedanken hingab, die den Absichten der Ententestaaten zuwiderliefen (etwa über die Küsten Adalias und Phöniziens).

Deutschland war, man kann sagen was man will, doch die einzige Macht, die den Wunsch hegte, eine starke Türkei zu sehen. Die Interessen Deutschlands konnten einzig und allein durch die Stärkung der Türkei sichergestellt werden. Deutschland konnte nicht die Hand auf die Türkei wie auf eine Kolonie legen, denn das erlaubten ihm weder die geographische Lage noch seine Hilfsmittel. Infolgedessen betrachtete Deutschland die Türkei als ein Bindeglied für den Handel und wurde dadurch ihr zuverlässigster Verteidiger gegen die Ententeregierungen, die sie aufzuteilen wünschten. Umsomehr, als das Verschwinden der Türkei die endgültige Einschließung Deutschlands bedeuten würde. Nur dank der Türkei blieb seine südöstliche Front noch offen. Um nun nicht von dem eisernen Ring erdrückt zu werden, blieb als einziger Ausweg übrig, die Zerstückelung der Türkei zu verhindern.

Da hatten wir also zwei Mächtegruppen vor uns, von denen die erste es als Ideal vor sich sah, sich unserer zu bemächtigen, während es der zweiten darum zu tun war, uns im Hinblick auf besondere in Aussicht stehende Vorteile, freundlich entgegenzukommen und ein Bündnis mit uns auf Grund gleicher Rechte und Pflichten zu schließen.

Konnte dieses Bündnis zurückgewiesen werden?

Zunächst einmal — so sagte ich mir — wird keiner der kleinen Balkanstaaten es wagen, sich bemerkbar zu machen, um sich in die inneren Angelegenheiten eines Staates einzumischen, der Mitglied einer so mächtigen Verbündetengruppe ist, und man wird uns infolgedessen in Ruhe lassen.

Zweitens wird keine der Mächte der Ententegruppe, um nicht einen allgemeinen Konflikt herbeizuführen, es wagen, Hand an uns zu legen. Und insbesondere werden die Gelehrten Deutschlands, seine künstlerischen und gewerblichen Fachleute der Türkei ihre Dienste in der von dieser gewünschten Form zur Verfügung stellen. Und so werden wir uns binnen kurzem der Fesseln der Kapitulationen entledigen können.

Obgleich dieses Bündnis uns im Falle eines europäischen Krieges zu Gegnern der Ententemächte macht, werden wir, sofern der Konflikt nur fünf bis zehn Jahre hinauszuschieben wäre, inzwischen die Meerengen sowie unsere verschiedenen Küsten dermaßen befestigt, werden wir unsere Armee so sehr verstärkt, unser Land so weit gefördert haben, daß wir nicht zu zögern brauchen, uns in einen solchen Krieg einzulassen.

Wenn aber der große Krieg in einer bis zwei Wochen oder in einem bis zwei Monaten ausbrechen sollte — würde es dann nicht bei unserem gegenwärtigen geschwächten Zustande furchtbar für uns sein, uns im Kriege gegen Frankreich, England und Rußland zu befinden?

Hat Deutschland sich nicht deshalb so rasch entschlossen, ein Bündnis mit uns einzugehen, weil es ahnt, daß der Krieg in allernächster Zeit ausbrechen wird?

Darüber besteht kein Zweifel! Um Deutschland zu veranlassen, ein auf Gleichberechtigung und auf alle Paragraphen des Dreibundvertrages gegründetes Bündnis mit uns zu schließen, mit uns, einem seit Jahrhunderten als schwach und in Verfall befindlich angesehenen Staate, mußte es durch die gegnerischen Vorbereitungen erschreckt sein und die Notwendigkeit fühlen, sich auf alle nur erdenkliche Weise zu verstärken. Denn andernfalls könnte man es nicht begreifen, daß ein vernunftgemäß handelnder Staat sich eine Last wie die Türkei aufladen würde, nur um der schönen Augen der Türken willen und aus Zuvorkommenheit gegen den ottomanischen Herrscher.

Der Ausbruch des allgemeinen Krieges in sehr naher Zukunft mußte von uns als ein Unglück betrachtet werden.

Wenn man jedoch das Für und das Wider erwägt, und die Wagschale sich auf die Seite des Gewinnes zu neigen scheint, würde es in der Tat nützlicher für das Land sein, nicht auf ein derartiges Unternehmen zu verzichten. Wäre ich an der Stelle meiner Freunde gewesen, so hätte ich auch in dieser Weise gefolgert und wie sie gehandelt, das heißt, dieses Bündnis eiligst angenommen. Immerhin aber würde ich das Meine dazu getan haben, um einige Kautelen in den Vertrag aufzunehmen. So hätte ich zum Beispiel gern dem Grundsatz zur Annahme verholfen, daß, wenn der europäische Krieg vor Ablauf von zwei Jahren vom Tage der Unterzeichnung und des Austausches des Vertrages ausbräche, die Türkei dem Dreibunde gegenüber eine wohlwollende Neutralität beobachten und sich verpflichtet fühlen würde, ihn moralisch durch Mobilisierung der Armee und durch Sperrung der Meerengen für Kriegs- und Handelsschiffe zu unterstützen. Wenn der Krieg länger als zwei Jahre dauerte, würde die Türkei am Kampfe gegen die Entente teilnehmen. Falls der allgemeine Krieg erst zwei Jahre nach Unterzeichnung des Vertrages erklärt werden würde, würde die Türkei sich sofort zur Einhaltung der Bündnisbestimmungen verpflichtet sehen.

Ich kann natürlich nicht entscheiden, ob Deutschland auf diese Bedingungen eingegangen wäre oder nicht.

Nachdem ich mir alles genau überlegt hatte, wiederholte ich in meinem Inneren die zuvor dem Großwesir gegenüber geäußerten Worte: „Möge Gott dieses Bündnis zum Vorteil für uns ausschlagen lassen!“ Und ich billigte am Ende vollkommen die neugeschaffene Lage.

Da meine Darlegungen unzweideutig zeigen, zu welchem Zeitpunkte und auf welche Weise der Vertrag zwischen der ottomanischen Regierung und Deutschland geschlossen wurde, wird man begreifen, wie falsch die amerikanischen, von dem Botschafter Morgenthau und dem ersten Dragoman der russischen Botschaft, Mandelstam, verbreiteten Versionen sind, und wie sie lediglich auf Straßengeschwätz beruhen.

Nach dem Ausbruch des Weltkrieges

Erklärung des Europäischen Krieges und Mobilisierung der ottomanischen Armeen

Als Österreich nach Empfang der serbischen Note, die es als ungenügend ansah, einen Teil seiner Streitkräfte mobilisierte, und als Rußland allgemein mit der Mobilisierung antwortete, worauf auch Deutschland und Frankreich zur Mobilisierung schritten, bestand kein Zweifel mehr darüber, daß auch wir in den allgemeinen europäischen Krieg verwickelt werden würden.

Als nach der Kriegserklärung Deutschlands an Rußland der Krieg am 1. August 1914 begann, sahen wir uns verpflichtet, auf Grund des Vertrages, dessen Tinte noch nicht getrocknet war, sofort in den Konflikt einzugreifen. Das Abkommen machte unsere Teilnahme nicht von den Kriegsursachen abhängig. Wir mußten mit all unseren Kräften an einem Kriege teilnehmen, zu dem Deutschland und Österreich das Höchstmaß ihrer Kräfte aufboten. Trotzdem wünschte ich dringend, unsern Eintritt in den Krieg nach Möglichkeit hinauszuschieben. In dem Ministerrat, der damals fast allabendlich im Yali des Prinzen Said Halim Pascha in Jeniköj stattfand (Enver Pascha, Talaat, Halil, Dschawid Bey und ich versammelten uns unter dem Präsidium des Prinzen), legte ich meinen Standpunkt dar. Es würde nicht nur keinen Vorteil für Deutschland bedeuten, wenn wir am Kriege teilnähmen, ohne daß unsere Mobilisierung beendet sei, sondern ganz einfach einen Selbstmord unsererseits. Wenn die Engländer, die Franzosen und die Russen, welche wohl wissen, daß wir weder an den Dardanellen noch in Konstantinopel, noch an der russischen Grenze einen einzigen Mann stehen haben, einen plötzlichen Angriff auf die Dardanellen und auf die Bosporusstraße unternehmen und gleichzeitig gegen Erzerum vorgehen, und wenn sie, nachdem sie von der einen Seite Konstantinopel besetzt haben, auf der anderen Seite nach Erzerum vormarschieren und sich durch Siwas dem Mittelpunkte Anatoliens nähern, wird die Armee bis zum Ende des Krieges ihre Mobilisierung nicht beenden können, und es würde schon in den ersten Tagen der Untergang des ottomanischen Reiches beschlossen sein.

Meine Kollegen sahen die Richtigkeit meiner Schlußfolgerungen ein und setzten durch, daß auch der deutsche Botschafter zu derselben Überzeugung kam. So beschlossen wir nach Erörterung im Ministerrat, die Neutralität der Türkei zu erklären und sofort die allgemeine Mobilisierung durchzuführen, um diese Neutralität beiden Parteien gegenüber sicherzustellen. Wir setzten diesen Beschluß sogleich in die Tat um. Selbst diejenigen unserer Ministerkollegen, die nicht von unserem Bündnis mit Deutschland und den Verpflichtungen, die es mit sich brachte, unterrichtet waren, billigten die allgemeine Mobilisierung der Armee als eine nützliche Vorsichtsmaßregel.

Zwei oder drei Tage nach dem Mobilisierungsbefehl übernahm ich unter gleichzeitiger Beibehaltung des Marineministeriums das Kommando der zweiten ottomanischen Armee.

Am 1. oder 2. August, eine halbe Stunde nachdem die Türkei die letzte Zahlung für den „Sultan Osman" geleistet hatte, verhinderte der englische Marineminister, daß die türkische Flagge auf dem Schiffe gehißt werde und legte Beschlag sowohl auf den „Sultan Osman" wie auf den „Reschadieh". Nie im Leben werde ich den Schmerz und Kummer vergessen, den ich empfand, als ich diese schreckliche Nachricht erhielt. Ich erkannte an jenem Tage deutlich, daß die anscheinend freundschaftlichen Ratschläge des Admirals Robeck, Kommandanten der englischen Mittelmeerflotte, bei seinem Konstantinopler Besuche, die tausend von Armstrong erfundenen Schwierigkeiten, um die Fertigstellung des Schiffes zu verzögern, nichts als Vorwände für die langgehegte Absicht gewesen waren, sich der Fahrzeuge zu bemächtigen.

Wenn auch die englische Regierung das Recht hatte, im Kriegszustande die in ihren Arsenalen im Bau befindlichen Schiffe zu beschlagnahmen, so befand sie sich doch damals, als sie unsere Schiffe beschlagnahmte, noch nicht im Kriegszustand, ja sie hatte noch nicht einmal die Mobilisierung ihrer Armee und Flotte vorgenommen. Die Polemik über diese Frage hat damals sehr lange gedauert, und da das Unrecht Englands selbst von seinen eigenen Diplomaten anerkannt wurde, sehe ich keinen Grund, hier auf diese Frage zurückzukommen.

Dieser Vorfall rechtfertigte die Mobilisierung unserer Armee und lieferte uns auf diese Weise leicht einen Grund, den Ententebot-

schaftern, die diese allgemeine Mobilisierung unnötig fanden, eine entsprechende Antwort zu erteilen; auch setzte sie die ottomanische Regierung ins Recht, als sie, wie ich gleich berichten werde, der „Goeben“ und der „Breslau“ die Einfahrt ins Marmarameer gestattete.

Die Fahrt der „Goeben“ und der „Breslau“ durch die Dardanellen und ihre Ankunft in Konstantinopel

Mehrere deutsche Offiziere, insbesondere die Adjutanten des Marschalls Liman von Sanders, die mehr oder weniger über das deutsch-türkische Bündnis Bescheid wußten, die Gründe jedoch nicht kannten, aus denen die Türkei für den Augenblick ihre Neutralität erklärt hatte, kamen hie und da sehr zur Unzeit mit recht unvernünftigen Vorschlägen heraus und hegten eine tiefe Abneigung und Feindschaft gegen mich, da sie mich für denjenigen hielten, der ganz allein die Regierung davon zurückhalte, sich sogleich am Kriege zu beteiligen. Da sie es indes natürlich nicht wagten, den Respekt zu verweigern, stellte ich mich, als bemerke ich ihre feindselige Haltung nicht.

Eines Tages befanden wir uns auf dem Quai beim Yali des Prinzen Said Halim Pascha. Ein von Rußland kommender Dampfer voll mobilisierter Mannschaften durchquerte die Schwarze Meer-Straße und richtete den Kurs auf das Marmarameer zu. Deutsche Offiziere und Angehörige der deutschen Botschaft, die gleichfalls auf dem Quai anwesend waren, unterhielten sich über die Fahrt dieses Dampfers. Einer der Adjutanten Liman von Sanders' sagte mit ziemlich vernehmlicher Stimme, so daß ich es verstehen mußte: „Wenn Seine Exzellenz der ottomanische Marineminister diesem Schiffe die Durchfahrt durch die Dardanellen verwehrte, hätten es unsere Kameraden an der Westfront mit mindestens viertausend französischen Soldaten weniger zu tun. Diese sehr nützliche Initiative liegt einzig und allein in den Händen des Herrn Marineministers!“ — Natürlich tat ich, als hätte ich nichts gehört, und das Schiff setzte seine Fahrt fort.

Am 8. August 1914 kam Kapitän Humann, Marineattaché der deutschen Botschaft, ins Marineministerium. Er teilte mir mit, das deutsche Mittelmeergeschwader ziehe sich, von den Eng-

ländern verfolgt, in der Richtung gegen die Dardanellen zurück, und da seinen Informationen gemäß die „Goeben“ so gut wie keine Kohlen mehr führe, sei es nötig, sie von Konstantinopel aus zu versorgen. Da es aber keine englische Kohle am Platze gebe, bäte er mich, ihnen fünf- bis sechstausend Tonnen leihweise aus den Marinedepots abzutreten. Ich telephonierte sofort an den Großwesir, an Enver Pascha und an Talaat Bey, um ihre Meinung hierüber zu hören.

Sie antworteten mir, ich solle zusagen. Ich befahl, daß die genannte Kohlenmenge durch die Derindji-Depots geliefert werde und entsandte auch eine Abteilung Marinearbeiter dorthin, damit sie beim Laden des Fahrzeuges hülfen. Das innerhalb weniger Stunden geladene Schiff nahm darauf den Kurs nach dem Ägäischen Meere.

Wie gewöhnlich fand die Nacht vom 11. August uns nach Tische im Yali des Prinzen zur Beratung vereinigt. Talaat, Dschawid, Halil Bey und ich waren zuerst gekommen. Enver Pascha, der später anlangte, sagte, indem er mit der ihm eigentümlichen ruhigen Miene lächelte: „Ein Sohn ist uns geboren!“ Natürlich begriffen wir nicht, was er damit meinte. So fuhr er fort, um unsere Ungeduld nicht auf die Folter zu spannen: „Die ‚Goeben‘ und die ‚Breslau‘ haben sich heute morgen vor den Dardanellen gezeigt, und da sie von der englischen Flotte verfolgt wurden, haben sie gebeten, ihnen die Durchfahrt durch die Dardanellen zu erlauben. Ich gab die Erlaubnis, um die Schiffe eines verbündeten Staates vor sicherem Verderben zu bewahren, und jetzt befinden sich die Dampfer diesseits der Dardanellen unter dem Schutze der Forts der Meerenge. Das Ende vom Lied ist jedoch, daß wir uns einer politischen Frage gegenübersehen. Wir müssen hierüber heute abend einen Beschluß fassen!“

Die Frage war in der Tat sehr heikel. Zwei Schiffe eines der Kriegführenden hatten sich in die türkischen Gewässer geflüchtet.

Nach den Vorschriften der Neutralität waren wir verpflichtet, sie innerhalb vierundzwanzig Stunden entweder zum Verlassen unserer Gewässer aufzufordern oder sie zu entwaffnen und in einem unserer Häfen zu internieren.

Als Bundesgenossen Deutschlands konnten wir den erstgenannten Fall indes nicht einmal in Erwägung ziehen, da er einer Auslieferung der Schiffe gleichgekommen wäre. Im übrigen

widersprach dies auch durchaus unserem Interesse wie unserer Pflicht.

Was den zweiten Fall anlangt, so war es gewiß, daß die Deutschen nie und nimmer darein willigen würden. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, konnten die Alliierten unser Verhalten als einen Casus belli ansehen und uns den Krieg erklären. Freilich würde dieses Ereignis früher oder später doch einmal eintreten und wir würden uns am Kriege beteiligen müssen. Doch die Verfassung unserer Armee legte uns die Pflicht auf, diese Mitwirkung so lange wie möglich hinauszuschieben.

Da erschienen der französische und der englische Botschafter sehr erregt bei dem Großwesir, um gegen die Einfahrt der deutschen Kriegsschiffe in die Dardanellenstraße zu protestieren und gegen die Kühnheit, darin bestehend, daß sie eine Untersuchung an Bord eines der maritimen Nachrichtendampfer vornahmen, der, eine Anzahl Franzosen als Passagiere mitführend, Konstantinopel am Vorabend verlassen hatte. Sie sprachen sich dahin aus, daß dies gegen die von der Kaiserlich ottomanischen Regierung verkündete Neutralität verstoße.

Nach gründlicher Erörterung entschlossen wir uns, die deutsche Regierung zu bitten, sie möchte einwilligen, daß die beiden Schiffe vorläufig zum Schein entwaffnet würden. Talaat und Halil Bey begaben sich nach der deutschen Botschaft nach Therapia, um dem Botschafter von Wangenheim unseren Beschluß mitzuteilen. Eine Stunde darauf kamen sie wieder zurück mit der Nachricht, der Botschafter habe erklärt, unter keinen Umständen hierauf eingehen zu wollen; er habe zwar zugestimmt, daß unter der Form der Neutralität die ottomanische Regierung gegenwärtig nicht am Kriege teilnehme, sei aber überzeugt, daß die Ankunft der deutschen, zum Rückzug in die türkischen Gewässer genötigten Schiffe die Situation vollkommen geändert habe. Falls dieser Anlaß einen Bruch der Beziehungen oder sogar die Kriegserklärung zwischen den Ententeregierungen und der ottomanischen Regierung nach sich ziehe, müßten wir dies als die natürliche Folge der Ereignisse hinnehmen.

Enver Pascha teilte die Anschauung des Botschafters, ich aber bestand darauf, wir müßten auf jeden Fall einen Ausweg finden, um bei unserem jetzigen Zustand unseren Eintritt in den Krieg nach Möglichkeit hinauszuschieben.

Der Großwesir wie auch Dschawid Bey waren meiner Ansicht. Schließlich schlug einer von uns die folgende Formel vor: „Könnten die Deutschen uns diese Einheiten nicht schon vorher verkauft gehabt haben? Kann deren Eintreffen in den Dardanellen nicht als Ablieferung betrachtet werden?"

Alle stießen einen Seufzer der Erleichterung aus. Es war der Boden für eine freundschaftliche Beilegung der Angelegenheit gefunden! Kurz darauf beschlossen wir, Wangenheim nach dem Yali des Prinzen zu bitten, um ihm unsere Vereinbarung zu unterbreiten. Einer der Adjudanten Enver Paschas wurde nach der Botschaft geschickt, und eine Viertelstunde nachher, es war nach Mitternacht, langte der Botschafter im Yali an.

Nach einer Stunde lebhafter Diskussion zwischen dem Großwesir, Talaat Bey und dem Botschafter versprach dieser, sich noch diese Nacht mit Berlin in Verbindung zu setzen, um bis zum Morgen in den Besitz einer bejahenden Antwort zu gelangen. Wir entschieden uns dahin, das Eintreffen dieser Antwort beim Großwesir abzuwarten. Endlich, um vier Uhr morgens, kam die Antwort. Sie ermächtigte uns unter der Bedingung der Aufnahme des Admiral Souchon in den ottomanischen Dienst zu der Erklärung, die Schiffe seien an die Türkei verkauft worden. Es war dies kein effektiver, sondern ein fiktiver Kauf. Man teilte uns mit, da der Kaiser kein zur Kriegsflotte gehöriges Schiff ohne Reichstagsbeschluß verkaufen dürfe, könne der effektive Verkauf erst nach Kriegsschluß bewirkt werden, wenn der Reichstag seine Zustimmung gebe. Da somit ein Ausweg zur Wahrung des Scheines gegeben war, trennten sich die Minister gegen fünf Uhr. Die Regelung der Einzelfragen sollte verabredungsgemäß dem Marineministerium überlassen bleiben. Am frühen Morgen ließ ich den Tageszeitungen ein offizielles Communiqué über den Kauf der „Goeben" und der „Breslau" seitens der Regierung und die Ankunft der beiden Schiffe in den Dardanellen zukommen. Ich ersuchte die Presse, in warmem Ton gehaltene Artikel über den Umstand zu veröffentlichen, daß wir diese beiden Schiffe in unseren Besitz gebracht hatten als Ersatz für den „Sultan Osman" und den „Reschadieh", deren uns die Engländer beraubt hatten.

Der delikateste Punkt der Angelegenheit war jedoch, ohne Aufsehen zu erregen, den obersten Flottenkommandanten, Admiral

Limpus, sowie alle englischen Offiziere aus der Flotte zu ziehen. Am folgenden Tage erhielt ich einen Bericht des Admirals. Er sprach der ottomanischen Regierung seinen Glückwunsch aus, daß sie sich in den Besitz zweier solcher Fahrzeuge gesetzt habe und versicherte, er werde, da die Schiffe unmittelbar unter sein Kommando fielen, spätestens nach Ablauf eines Monats die Offiziere und Mannschaften soweit bringen, daß sie mit diesen Einheiten modernsten Systems manövrieren können. Ich lud den Admiral ein, mich zu besuchen, und begann die Frage mit ihm zu erörtern. Ich bat ihn, in Anbetracht des Umstandes, daß der deutsche Admiral wie auch die Besatzung sehr erschöpft und infolgedessen das Datum, an dem sie die Schiffe verlassen könnten, noch unbestimmt sei, sich einstweilen mit der Aufstellung der Liste der Offiziere und Mannschaften zu beschäftigen, die auf ihnen verwendet werden sollten. Ein glücklicher Zufall wollte, daß ich vier oder fünf Tage nachher einen kurzen Brief des Admirals erhielt, worin er mir sagte, er übersende mir die Abschrift eines Berichtes in englischer Sprache, den er dem Großwesir direkt unterbreitet habe. Ich ließ den Bericht übersetzen. In Anbetracht des Zustandes unserer Flotte und unserer Armee empfahl er der ottomanischen Regierung die Wahrung strenger Neutralität und sprach sich dahin aus, daß die türkischen Offiziere und Mannschaften einer mindestens vier- bis fünfjährigen Schulung und Instruktion bedürften, um die Fähigkeit zu erlangen, mit den neuerworbenen Einheiten zu manövrieren. Sofort antwortete ich dem Admiral, daß er, da er lediglich der Reorganisator der Flotte sei, dem Marineministerium direkt unterstehe und folglich seine Berichte auch lediglich dem Marineministerium zuzustellen habe. Da diese Berichte einzig und allein den Fragen der Reorganisation gewidmet zu sein hätten, sei er nicht autorisiert, bei Besprechung der Lage der Marine der ottomanischen Regierung politische Verhaltungsmaßregeln vorzuschreiben!

Am folgenden Tage erhielt ich eine sehr kurze Entgegnung des Admirals: „Ihr Brief erhellt mir die wahre Lage. Ich werde mich künftighin strengstens hüten, den Weg zu überschreiten, den Sie mir für mein Verhalten zu bezeichnen beliebt haben. Jedenfalls wäre ich Ihnen, da ich mich sehr abgespannt fühle, verbunden, wenn Sie mir gestatten wollten, eine Zeitlang bei meiner Tochter zu verbringen, die auf dem Lande in Therapia wohnt!“

Ich teilte ihm mit, daß ich seinem Wunsche entspreche, machte ihn jedoch darauf aufmerksam, daß sich innerhalb der Flotte während seiner Abwesenheit vielleicht mancherlei Mißverständnisse zwischen den diensttuenden englischen Offizieren, Mechanikern usw. und den türkischen Besatzungen ergeben könnten, und ersuchte ihn, um diesem zu begegnen, die vorgenannten Offiziere ins Ministerium zu schicken, damit sie den verschiedenen Abteilungen des Arsenals zugeteilt werden könnten.

Nach Ausführung dieser Anordnung befand sich den Tag darauf kein einziger englischer Offizier mehr bei unserer Flotte. Es wurde daraufhin ein Kaiserliches Irade bekanntgegeben, worin Admiral Souchon mit dem Titel eines Ersten Kommandanten der Kaiserlichen Flotte in den Dienst der ottomanischen Regierung berufen wurde. Noch einen Tag später hißten die „Goeben" und die „Breslau", die nunmehr die Namen „Yawus" und „Midilli" trugen, die türkische Flagge und fuhren in den Stambuler Hafen ein, um in der Breite von Moda vor Anker zu gehen.

Nach einigen Tagen ließ Seine Majestät der Sultan, der sich an Bord der Jacht „Erthogrul" begeben hatte, anläßlich der bei den Prinzeninseln stattfindenden Regatten die türkische Flotte, zu der jetzt die „Yawus" und die „Midilli" endgültig gezählt wurden, Revue passieren. Es ist in der Tat unmöglich, die Begeisterung und Freude zu schildern, von der die Konstantinopler Bevölkerung in diesen Tagen ergriffen war. Jeder hatte Vertrauen zu den militärischen Vorbereitungen der Regierung, und man begegnete keinem Muselman, der nicht den Sieg der Deutschen und Österreicher gewünscht hätte. Diese Empfindungsweise der Bevölkerung freute die Deutschen und Österreicher aufrichtig, während sie anderseits mehr und mehr den Zorn der Engländer, Franzosen und Russen heraufbeschwor.

Verschiedene Sondergespräche mit dem englischen, dem französischen und dem russischen Botschafter

Nach der Einfahrt der „Goeben" und der „Breslau" ins Marmarameer hatten wir die Meerengen selbstverständlich gesperrt. Eben deswegen und weil die deutsche Besatzung sich noch immer an Bord der beiden deutschen Kriegsschiffe befand, stellten der

englische und der französische Botschafter eine der Neutralität widersprechende Lage fest und unternahmen fortgesetzt offizielle wie persönliche Schritte dieserhalb. Die Ententebotschafter, die keine Kenntnis des Bündnisses hatten, behaupteten, daß die Deutschen durch die Anwesenheit dieser Schiffe und zahlreicher deutscher Offiziere es schließlich auf jeden Fall dahin bringen würden, uns in einen Krieg hineinzureißen, und daß das einzige Mittel, unsere Neutralität zu wahren, darin bestehe, diese Schiffe ihrer deutschen Mannschaften zu entledigen und sie zugleich mit den Offizieren der Militärmission nach Deutschland zurückzusenden. Wären wir in der Tat neutral gewesen, so hätten wir natürlich nichts anderes zu tun gehabt. Wir hatten uns aber doch lediglich aus dem Grunde neutral erklärt, um Zeit zu gewinnen, und warteten, was unsere Kriegsteilnahme betraf, nur die Beendigung der Mobilisierung unserer Armee ab.

Inzwischen beschlossen die Minister in den regelmäßigen Zusammenkünften beim Großwesir, daß ich mich mit dem englischen Botschafter Sir Louis Mallet und Dschawid Bey mit dem französischen Botschafter in engen Kontakt setzen solle, und daß wir daraufhinzuarbeiten hätten, ihnen jedweden Argwohn zu benehmen, den sie in bezug auf unsere Bundesgenossenschaft hegen könnten.

Eines Abends, als ich mich mit Mallet in seinem Palais zu Therapia unterhielt, sagte er zu mir: „Djemal Pascha! Welche Vorteile würde die ottomanische Regierung verlangen, um tatsächlich und bis zum Ende strenge Neutralität zu beobachten?"

Ich gab zurück, daß an der Neutralität der ottomanischen Regierung kein Zweifel bestehen könne, daß ich mich aber nichtsdestoweniger veranlaßt sehe, seine Frage zur Kenntnis des Großwesirs zu bringen.

Hierauf redigierten wir im Einvernehmen mit dem Großwesir die hauptsächlichsten Bedingungen eines eventuellen Beitritts zur Entente. Diese Bedingungen waren: Völlige Aufhebung der Kapitulationen; Wiederabtretung der uns von den Griechen geraubten Inseln; Lösung der ägyptischen Frage; die Zusicherung, daß Rußland sich künftighin nicht mehr in unsere inneren Angelegenheiten einmischen werde; der wirksame Schutz Frankreichs und Englands im Falle eines russischen Angriffes und einige andere Punkte. Nach unserem Eintritt in den Krieg ersah ich aus ein paar im

englischen Blaubuch veröffentlichen Depeschen, daß diese Bedingungen durch Sir Louis Mallet nach London weitergegeben worden waren.

Nach drei oder vier Tagen beantwortete Sir Louis Mallet eine jede dieser Bedingungen: Es könne für den Augenblick keine Rede von der Aufhebung der juridischen Kapitulationen sein, England könne mit Zustimmung seiner Verbündeten allerhöchstens auf die sofortige Abschaffung einiger finanzieller Kapitulationen eingehen; es würde klüger sein, unsere Streitigkeit mit den Griechen der Inselfrage wegen auf später zu vertagen; es würde richtiger sein, die ägyptische Frage bis nach dem Kriege ruhen zu lassen, da sie augenblicklich nicht gelöst werden könne, ohne Gefahren heraufzubeschwören; die Russen hätten zurzeit keinerlei Gedanken an einen Angriff auf die Türkei, und im übrigen gehörte Frankreich und England doch zu den Signatarmächten des die Integrität des ottomanischen Reiches garantierenden Vertrages, so daß wir in dieser Hinsicht durchaus beruhigt sein könnten, und zwar in dem Maße, daß sie, falls wir es wünschten, bereit wären, uns vermittels eines diplomatischen Aktes eine erneute Garantie zu geben. Als Gegenleistung für all diese Vorteile waren wir jedoch gehalten, unter keinem Vorwand die Meerengen für die russischen Schiffe zu sperren und sollten uns verpflichten, den Russen die erforderlichen Zusicherungen hinsichtlich dieses wichtigen Punktes zu geben. Sie wünschten nicht, uns auf seiten der Entente am Kriege teilnehmen zu sehen, denn das würde ihrer Ansicht nach ihren Interessen zuwiderlaufen; was sie von uns wünschten, sei unsere strikte Neutralität, die Zurücksendung der deutschen Besatzungen und der Militärmission nach Deutschland, sofortige Freigabe der Dardanellen für die Schiffahrt und die Zusicherung, daß wir sie in Zukunft nicht wieder sperren würden. Dafür würden Frankreich, England und Rußland der Hohen Pforte ein diplomatisches Dokument zustellen, das unsere territoriale Integrität gewährleisten und einige Modifikationen in Sachen der finanziellen Kapitulationen bewilligen würde.

Meines Erachtens war die Antwort sehr klar. Die Ententemächte wollten nicht, daß wir auf ihrer Seite am Kriege teilnähmen. Aber was konnte der Grund hierfür sein?

Wenn wir auf der Seite der Entente am Kriege teilnähmen, würde Rußland die Möglichkeit entschwinden sehen, Hand auf

Konstantinopel, das Ziel seiner Zukunftshoffnungen, zu legen. Dazu konnte Rußland sich nicht verstehen, und infolgedessen England und Frankreich ebenfalls nicht.

Ihr Ziel war offensichtlich dieses: Verhindern wir für den Moment die Türkei, irgend etwas zu unseren Ungunsten zu unternehmen. Indem wir während des Krieges den Zusammenhang mit Rußland aufrechterhalten, werden wir ihn siegreich zu Ende führen. Dann können wir Rußland, seinen Wünschen entsprechend, Konstantinopel geben, während man unter dem Vorwand von Reformen den arabischen Provinzen Autonomie zugestehen kann, auf welche Weise sie unschwer unter unsere Protektion und Kontrolle fallen.

Hiernach ist es leicht zu begreifen, daß mein zweiter, den Engländern gemachter Vorschlag auf dieselbe Weise und aus denselben Gründen abgelehnt wurde wie mein erstes, in Paris gemachtes Bündnisanerbieten.

Ich frage diejenigen, die uns der Dummheit oder vielmehr eines Verbrechens zeihen, weil wir nicht eine anglo-französische Politik verfolgten: Wie hätten wir ein Bündnis mit Regierungen ins Werk setzen sollen, die nichts mit uns zu tun haben wollten?

Man sagt, es wäre besser für uns gewesen, wenn wir unsere Neutralität gewahrt hätten! Unter der Bedingung, nicht wahr, die Schiffahrt in den Meerengen nicht zu unterbinden? Dann aber wäre Rußland aus dem Weltkriege derart mächtig hervorgegangen, daß es sicherlich dessen Ende nicht abgewartet hätte, um Konstantinopel und die Ostprovinzen Kleinasiens zu besetzen. Man konnte sagen: Schließen wir die Meerengen und wahren wir unsere Neutralität! Die Verträge erlaubten uns das nicht, und die Russen und Engländer hätten es uns ebensowenig erlaubt. Es würde sich sofort ein vielfacher Druck mit Anschlägen dieser Art geltend gemacht haben: Laßt uns Konstantinopel und die Meerengen bis zum Ende des Krieges besetzen, wir geben es euch hernach zurück! Und sie würden nicht gezaudert haben, derartiges in die Tat umzusetzen! Kurzum, es gab zu unserem Heile nur zweierlei: Entweder, mit den Engländern und Franzosen verbündet, den Zentralmächten den Krieg zu erklären und uns auf diese Art gegen jedweden weiteren Angriff seitens Rußlands zu sichern, oder sich mit den Zentralmächten zu verbünden und bei der Vernichtung Rußlands mitzuwirken. Frankreich und England forderten uns, nachdem sie unsere Bundesgenossenschaft abgelehnt,

auf, neutral zu bleiben und die Meerengen zugunsten unseres grimmigsten Feindes offen zu halten. Die Zentralmächte hingegen ließen uns an ihrem Bündnis teilnehmen, obwohl sie sich mächtig genug fühlten, Rußland zu vernichten, indem sie uns verpflichteten, ihm in allem einen Stein in den Weg zu legen, was ihm förderlich sein könnte. Dank dieser Bereitwilligkeit konnten wir hoffen, unseren Feind vernichtet zu sehen. Es bestand aber freilich die Möglichkeit, daß die Zentralmächte besiegt würden, und dann war uns ein schlimmes Ende gewiß. Es ist jedoch eine unleugbare Tatsache, daß, falls wir bei Freigabe der Meerengen neutral verblieben wären, der unzweifelhafte Sieg unseres Feindes ebenfalls unser Ende besiegelt hätte.

Folglich möge man sagen, was immer man wolle: Nach meiner Ansicht war es, anstatt elend unter das Joch der Russen, Engländer und Franzosen zu fallen, nachdem die Russen gesiegt hätten, immer besser, sich bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen, um sich für alle Zeiten zu befreien, wie es allein tapferer, tüchtiger Nationen würdig ist, oder aber sich das Recht zu verdienen, sagen zu können: „Tout est perdu hors l'honneur!" (Alles verloren, nur nicht die Ehre!) und so eine Nationalgeschichte ruhmreich zu beschließen, die sich auf Ehre und Tapferkeit gründet und an Ruhm und Glanz reich ist.

Nicht nur ich allein, sondern die große Mehrheit des türkischen Volkes hegt die Ansicht, daß die vier Jahre unserer Kriegführung wunderbare Episoden herbeigeführt haben, welche die ruhmreichsten Seiten in der Geschichte der größten Nationen zieren würden; so die Verteidigung der Dardanellen, die von Selman Pak, die Belagerung Kut-el-Amaras, die Schlachten von Gaza, die Verteidigung von Medina.

Natürlich beziehen sich meine Betrachtungen nur auf diejenigen, die bereit sind, ihr Leben hinzugeben, um ihre Ehre zu wahren. Die elenden Wichte, die alles mögliche zu erdulden bereit sind, nur um ihr klägliches Dasein um einige Tage zu verlängern, können diese Worte gewiß nicht würdigen. Indem sie heute die traurige Lage zum Vorwand nehmen, in die das Geschick uns versetzt hat, wollen sie sich den Anschein der Weisheit geben, wenn sie sagen: Seht ihr, wenn wir unsere Neutralität gewahrt hätten, würden wir weder soviele Menschen verloren haben, noch uns jetzt in einer so bedauernswerten Lage befinden.

Solchen können wir nur antworten: Es ist uns unmöglich, uns mit Menschen zu verständigen, die nicht imstande sind zu verstehen, daß es etwas anderes ist unterzugehen, indem man sich verteidigt, als unterzugehen, indem man sich ergibt.

Unsere privaten Beziehungen zu den Botschaftern von Frankreich und England gaben zuweilen Veranlassung zu recht amüsanten Gesprächen. Als ich eines Tages mit Sir Louis Mallet plauderte, sagte er mir, er sei völlig davon überzeugt, daß Enver Pascha von den Deutschen bestochen sei, die vielleicht zusammen mit den deutschen Offizieren, speziell mit denen von der „Goeben" und der „Breslau", einen Vorfall herbeiführen wollten, der die Kriegserklärung notwendig machen würde. Ich antwortete ihm ungefähr, daß im Kabinett die Neutralitätsidee vorherrsche, und daß folglich keine Gefahr bestehe.

„Nein, Djemal Pascha!" unterbrach er mich, „Sie irren sich! Ich bin sicher, daß die Deutschen selbst vor einem Staatsstreich nicht zurückschrecken werden, um ihren Zweck zu erreichen. Sie können Sie zum Beispiel gefangen setzen und wer weiß was sonst noch tun!"

Um auf diese naiven Worte etwas weniger naiv zu antworten, sagte ich lachend: „Ich habe mir schon lange überlegt, was ich tun würde, wenn ich etwas Derartiges argwöhnte. Ich würde dann in meiner Eigenschaft als Marineminister die Dardanellen der englischen Flotte öffnen und ihr die Sorge überlassen, die Flottenrevolte zu unterdrücken!"

Es ist in der Tat erstaunlich, daß dieser sehr feine englische Diplomat meinen Worten wirklich Glauben schenkte und zwar in solchem Maße, daß er, wie ich im Blaubuche las, dem Minister des Äußern diesen sinnlosen Vorschlag berichtete.

Im Dokument Nr. 40 des russischen Rotbuches heißt es, ich hätte Herrn von Giers „mein Ehrenwort" gegeben, daß ich vierzehn Tage nach diesem Zeitpunkte die deutschen Besatzungen der „Goeben" und der „Breslau" ausgeschifft haben würde. Ich will annehmen, daß, wenn Herr von Giers die Wahrheit nicht geradezu hat fälschen wollen, er doch, um sich seinem Vorgesetzten angenehm zu machen, diese Wendung gebraucht hat, denn ich hatte keinen Anlaß, ihm irgendeine ehrenwörtliche Versicherung zu geben, und es ist nicht meine Gewohnheit zu sprechen, wenn nichts mich dazu verpflichtet.

Neben allen diesen Kundgebungen nahm eine Reihe sehr ernsthafter Bemühungen ihren Fortgang. Der jeden Abend zusammentretende Ministerrat traf verschiedene Ergänzungsbeschlüsse zum deutsch-türkischen Bündnis und verlangte deren Anerkennung von den Deutschen.

Was wir am meisten wünschten, war, uns der Teilnahme der Bulgaren am Weltkriege zu versichern. Durch unseren Berliner Botschafter Exzellenz Mahmud Muhtar Pascha wurde uns folgendes mitgeteilt: „Als der deutsch-türkische Bündnisvertrag, mit der Unterschrift Seiner Majestät des Sultans versehen, dem deutschen Kaiser vorgelegt wurde, sagte dieser, nachdem er die Vorteile hervorgehoben, die er sich für beide Nationen davon erhoffte, mit freudiger Miene: ‚Lassen Sie mich Ihnen jetzt eine andere gute Neuigkeit berichten. Ich habe seit heute morgen einen Brief des Königs von Bulgarien in der Tasche, in dem er mir mitteilt, er wolle sich mit mir verbünden.“

Diese Nachricht war für uns wirklich Anlaß großer Freude. Denn die Bulgaren ließen kein Wort mehr über Bündnisverhandlungen verlauten, wie das ihrerseits vor fünf oder sechs Monaten geschehen war, und wir waren uns ganz klar darüber, daß ihre Teilnahme am Weltkriege auf seiten der Ententemächte für uns zum größten Unheil hätte ausschlagen können. Da jedoch ein oder zwei Monate seit Kriegsausbruch verstrichen waren, ohne daß seitens der Bulgaren irgend etwas geschehen wäre, dachten wir, daß sie die Deutschen hinters Licht geführt hätten, wie sie es uns selbst gegenüber getan hatten.

Der bulgarische Gesandte Toscheff, mit dem wir sehr rege Beziehungen unterhielten, verteidigte den Standpunkt, daß es nicht vorsichtig von Bulgarien sei, sich am Kriege zu beteiligen, bevor es nicht in bezug auf dessen Ausgang klar zu sehen vermöge. Einer anderen Auffassung war er nicht zugänglich.

Die Deutschen waren, wie gesagt, darauf eingegangen, daß wir unsere Neutralität so lange wahren, bis die Mobilisierung unserer Armee ganz beendigt sein würde, und daß wir so spät wie möglich in den Krieg einträten. Nun aber, da sie nach der Marne-Niederlage ihre Truppen etwas zurückziehen und von der Offensive zur Defensive übergehen mußten, während ander-

seits die russischen Armeen in Ostpreußen erfolgreich und zerstörend vorwärts drangen und auch Galizien überfluteten, ihre Lage somit vollkommen verändert war, begannen sie darauf zu dringen, daß wir uns sofort am Kriege beteiligten, um einen wesentlichen Teil der russischen Truppen im Kaukasus und einen anderen beträchtlichen Teil der englischen Truppen in Ägypten zu binden.

Die Vorstellungen des Botschafters, der sich, sowohl dem Großwesir wie uns anderen gegenüber, auf die Paragraphen des Bündnisses stützte, wurden immer dringlicher. Im übrigen war zu diesem Zeitpunkt unsere Mobilisierung beendet, und unsere sämtlichen Armeekorps waren vollständig bereit, sich beim ersten Befehl des Armeekommandanten in Marsch zu setzen. Die Einheiten wurden fortwährend gedrillt und exerziert, und fast täglich fanden Divisions- und Armeekorpsmanöver in der Umgebung von Konstantinopel und Skutari statt.

Es zeigte sich deutlich, wie glücklich die von Enver Pascha getroffene Maßregel gewesen war, die Reorganisation der Armee mit der Auffrischung der Kaders zu beginnen, und man sah die erzielten Ergebnisse in der Beweglichkeit der großen Einheiten, die den Händen junger, in bezug auf Strategie und Taktik gut durchgebildeter Kommandeure anvertraut waren. Als die Deutschen diese Resultate sahen, meinten sie, wir könnten, da wir im Besitz einer so gut organisierten Wehrkraft seien, nicht Zuschauer des Mißgeschicks der Österreicher und Deutschen bleiben.

Man erlaube mir hier eine kleine Abschweifung. Um jene Zeit lief in Konstantinopel das Gerücht um, Enver Pascha bestehe darauf, sich mit den Deutschen zu verbünden und Rußland den Krieg zu erklären, während ich meinerseits auf keinen Fall zugeben wolle, daß wir aus unserer Neutralität herausträten. Die Diskussion hätte sich derart zugespitzt, daß Enver mich vor versammeltem Ministerrat mit dem Revolver bedroht hätte, wobei ich ihm jedoch zuvorgekommen sei und ihn am Fuß verletzt habe. Das Sonderbarste ist, daß diese Legende in den Memoiren des Herrn Morgenthau Aufnahme gefunden hat. Ich möchte wissen, ob der wackere Botschafter, der seine persönlichen Betrachtungen auf so dummes Geschwätz gründet, nicht errötet, wenn er sich die Mühe nimmt, seine Memoiren noch einmal durch-

zulesen, nachdem er von dem oben Mitgeteilten Kenntnis genommen hat?

Ich schulde es mir, ihn davon in Kenntnis zu setzen, daß weder zu der Zeit, da wir als Revolutionäre daran arbeiteten, die despotische Herrschaft des Sultans Hamid zu stürzen, noch während unseres gemeinsamen Wirkens als Minister Enver Pascha, Talaat Bey und alle unsere Kollegen es sich in den Sinn kommen ließen, auch nur ein verletzendes Wort gegeneinander zu gebrauchen, geschweige denn zu den Waffen zu greifen. Wir sind nicht, wie Herr Morgenthau glaubt und vor allen Dingen andere glauben machen möchte, aus dunklen, niederen Schichten hervorgegangen, sondern einige unter uns haben ihre Studien in Militärakademien abgeschlossen, mehrere auf türkischen und europäischen Universitäten, und Talaat Bey, der niemals Briefträger gewesen ist, wie der Herr Botschafter behauptet, hat nach Beendigung seiner Studien juristische Kollegien in Saloniki gehört. Es geht somit nicht an, uns der Apachensitten zu beschuldigen.

In der Tat konnten wir, um unsere Teilnahme am Krieg zu verschieben, nicht länger den Vorwand geltend machen, unsere Armee habe ihre Mobilisierung nicht beendet. Damals wurde nun die Geldfrage aufgerollt. Davon daß die Kapitulationen durch ein provisorisches Gesetz aufgehoben worden waren, hatten wir keinerlei unmittelbaren Vorteil, da die Zolleinkünfte fast auf ein Viertel dessen zusammengeschmolzen waren, was sie in normalen Zeiten gewesen, und die Erträge der Zehnten ganz und gar von der Armee beansprucht wurden. Die erste Rate der in Frankreich aufgenommenen Anleihe deckte mit Mühe und Not die laufenden Staatsausgaben bis Ende des Jahres. Daher wurde den Deutschen vorgeschlagen, auch das Finanzproblem zu lösen.

Am 11. Oktober erhielt ich von Wangenheim eine Einladung zu einem intimen Frühstück in der Botschaft zu Therapia. Als ich dort anlangte, fand ich den Großwesir mit Talaat und Halil Bey, sowie Enver Pascha vor. Auch von Kühlmann, der neuernannte Botschaftsrat, war anwesend. Nach dem Frühstück versammelten wir uns im Arbeitszimmer des Botschafters. Wangenheim eröffnete uns mit betrübtem Gesicht, daß Deutschland auch alle unsere finanziellen Bedingungen angenommen habe. Dabei sah

er mich mit einer Miene an, als wolle er sagen: Nicht wahr, nun werdet ihr keine neuen Einwände mehr ersinnen!

Der Glaube, daß wir an diesem Tage in der Botschaft einen Bündnisvertrag usw. unterzeichnet hätten, ist gänzlich falsch. Wie ich schon vorher geschildert habe, wurde der Bündnisvertrag im Augenblicke des Kriegsausbruchs unterzeichnet, und so war an diesem Tage kein Anlaß mehr, darauf zurückzukommen.

Bei der Sitzung des engeren Ministerrates (Endjumen Wükela), die am folgenden Tage stattfand, wurde die allgemeine Lage lange geprüft und erörtert. Von Anbeginn an stand das Endjumen zwei Vorschlägen gegenüber:

1. Sofortigem Eintritt in den Weltkrieg;

2. Entsendung Halil Beys unter Begleitung Hakki Beys, des Souschefs des Generalstabes, ins deutsche Große Hauptquartier, um die Deutschen von der Notwendigkeit der Verlängerung unserer Neutralität um weitere sechs Monate zu überzeugen.

Dieser letztere Vorschlag wurde von Dschawid Bey befürwortet, während die anderen Minister sich an den ersten hielten. Zum erstenmal trug der Großwesir eine unentschlossene Miene zur Schau.

In diesem Augenblick machte Enver Pascha die Mitteilung, daß er auf Grund der zahlreichen, aber sehr gerechtfertigten Vorstellungen, die der Admiral vom militärischen Gesichtspunkte aus erhebe, sich nicht länger mehr der Ausfahrt der „Goeben“ und der „Breslau“ ins Schwarze Meer widersetzen könne. Doch würde die Ausfahrt der beiden Kriegsschiffe zusammen mit den anderen ottomanischen Fahrzeugen unbedingt unseren Eintritt in den Krieg nach sich ziehen. Erstens betrachteten die Ententeregierungen die „Goeben“ und „Breslau“ nicht als türkische Schiffe und hatten uns formell erklärt, wenn sie die Meerengen durchfahren würden, selbst ohne Flagge und mit türkischer Besatzung, würden sie als Feinde behandelt werden. Es war demnach sogar gewiß, daß die russische Flotte sofort die „Goeben“ und die „Breslau“ angreifen würde, falls sie sie in ungünstiger Lage antreffen sollte. Und selbst wenn die russische Flotte aus der oder jener Erwägung davon abstünde, die „Goeben“ und die „Breslau“ anzugreifen, konnte Admiral Souchon, der brennend unsere Beteiligung an den Feindseligkeiten wünschte, uns in den Krieg hineinreißen, indem er aus eigener Initiative die russische Flotte oder russische Häfen angriff.

Nach einiger Überlegung wurde beschlossen, schnellstens Halil und Hafiz Hakki Bey nach Berlin zu schicken, die Angelegenheiten der Flotte unter die Verantwortung des Vizegeneralissimus zu stellen, jedoch alles zu vermeiden, was den Krieg zur Folge haben konnte.

Infolge eines von Admiral Souchon gelieferten Berichtes waren wir genötigt, als Tatsache anzuerkennen, wie ein wohlüberlegter Angriff der russischen Flotte ihn zu einer maritimen Aktion gegen letztere gezwungen habe, worauf Rußland und infolgedessen auch Frankreich der ottomanischen Regierung den Krieg erklärten.

Als in Konstantinopel die Nachricht eintraf, daß die von der russischen Flotte im Schwarzen Meer angegriffene ottomanische Flotte ihrerseits Odessa, Sebastopol, Theodosia und einige andere Küstenstriche angegriffen habe, wurden wir Zeugen einer außerordentlich merkwürdigen Gemütsverfassung beim Großwesir Said Halim Pascha. Dieser wollte, da er unserer Teilnahme am Kriege ganz entgegen war, in keiner Weise die Verantwortung für einen Krieg mittragen, in den der Angriff unseres Geschwaders auf die russische Flotte und die russischen Häfen den Staat sicher hineinreißen mußte. Da diese Ereignisse mit dem Beiramfeste zusammenfielen, versammelten wir uns in jenen Tagen beim Großwesir. Said Halim Pascha erklärte, daß er unbedingt zurücktreten werde, wenn dieser Angriff den Krieg nach sich zöge. Man stellte ihm ruhig vor, er könne, da er selbst das Bündnis mit Deutschland unterzeichnet und zudem vor ein paar Tagen sich mit allen für die Türkei sich ergebenden Verpflichtungen einverstanden erklärt habe, nicht plötzlich ein Ereignis als Vorwand zum Rücktritt nehmen, das nichts weiter sei, als die natürliche Folge der gemeinsam gefaßten Beschlüsse. Angesichts der unwiderleglichen Logik dieser Worte, auf die er keine annehmbare Entgegnung finden konnte, nahm der Großwesir die Tatsache als gegeben hin und verzichtete darauf abzudanken.

An dem Tage, wo Rußland, Frankreich und England der ottomanischen Regierung die Eröffnung der Feindseligkeiten ankündigten, trat der Ministerrat zu einer außerordentlichen Sitzung in der Hohen Pforte zusammen.

Said Halim Pascha setzte an Hand des Berichts Admirals Souchon nochmals auseinander, wie infolge des Angriffs der russischen Flotte gegen unsere Kriegsschiffe im Schwarzen Meer diese die Verfolgung aufgenommen und gegen die russischen Kriegs- und Handelsschiffe in Odessa, Sebastopol und anderen Häfen das Feuer erwidert hatten. Daraufhin erklärten zuerst Rußland, dann Frankreich und England der ottomanischen Regierung den Krieg. England hatte, um die Beziehungen aufrechtzuerhalten und die Feindseligkeiten zu vermeiden, vorgeschlagen, es möge durch eine gemischte Untersuchungskommission festgestellt werden, welche Flotte zuerst angegriffen habe, und es solle der schuldtragende Flottenkommandant persönlich zur Verantwortung gezogen werden; aber die russische Regierung hatte diesen Vorschlag abgelehnt. Auf diese Ablehnung hin sah die türkische Regierung sich genötigt, sich als im Kriegszustande mit der russischen, französischen und englischen Regierung zu betrachten und beschloß demgemäß, das Protokoll darüber zur Kenntnis Seiner Kaiserlichen Majestät zu bringen. Der Großwesir setzte hinzu, er bitte die Minister, ihm ihre Meinungen rückhaltlos zu bekennen.

Als erster bat Oskan Effendi, der Minister der Posten und Telegraphen, um das Wort und sagte, er könne als grundsätzlicher Kriegsgegner nicht einen Beschluß unterzeichnen, der die Teilnahme der ottomanischen Regierung am Kriege billige und müsse daher zurücktreten. Wenn indes das Ministerium der Posten und Telegraphen allenfalls in eine Generaldirektion umgewandelt würde, wolle er fortfahren, seine Obliegenheiten als Generaldirektor zu erfüllen.

Nun ergriff der Landwirtschafts- und Handelsminister Suleyman Effendi El Bustani das Wort, um auszuführen, daß er als Mitglied der „Internationalen Friedensgesellschaft" naturgemäß Gegner des Krieges im allgemeinen sei und sich daher leider gezwungen sehe zurückzutreten.

Auch Tschuruk Sulon Mahmud Pascha bat nach einigen Bemerkungen, die er über das ihm innerhalb des Kabinetts entgegengebrachte Mißtrauen fallen ließ, ihn zu den Demissionierenden zu zählen.

Dschawid Bey wohnte an jenem Tage dem Ministerrat nicht bei, doch Talaat Bey teilte uns mit, daß er entschlossen sei zurückzutreten.

Die demissionierenden Minister verließen den Beratungssaal. Die anderen, das waren Großwesir Said Halim Pascha, Scheik ul Islam Hairi Effendi, Kriegsminister Enver Pascha, Minister des Inneren Talaat Bey, Justizminister Ibrahim Bey, Staatsratspräsident Halil Bey, Unterrichtsminister Schükri Bey und ich, setzten das Protokoll über die Notwendigkeit unserer Beteiligung am Kriege auf und unterbreiteten es dem Kaiserlichen Throne.

Indem Kammer und Senat dem Kriegszustand mit ungeheurer Mehrheit zustimmten und dem Kabinett ihr Vertrauen bezeugten, wurde es ersichtlich, daß das gesamte Volk die auswärtige Politik der Regierung billige.

An dem Tage, an dem wir das Protokoll redigierten, demzufolge der Kriegszustand mit den Ententemächten angenommen wurde, hielt ich in der Gegend von Skutari zwischen Idjadieh, Tschamlidja und Eren Köj ein Korpsmanöver ab. Es war dort die 3. Division unter dem Befehl des deutschen Obersten Nicolai Bey, das V. Korps unter Oberst Mahmud Kiamil Bey. Allezeit werde ich das Schauspiel der vaterländischen Kundgebung und der kriegerischen Begeisterung vor Augen haben, das alle Offiziere der vier Divisionen gaben, als ich ihnen die Nachricht vom Kriegszustande überbrachte. In meiner Eigenschaft als Korpskommandant hatte ich sie auf dem Gipfel des Tschamlidja zur Kritik dieses Manövers zusammenberufen, das einen Tag und eine Nacht gedauert und bei Tagesanbruch mit dem Angriff auf den von der 3. Division verteidigten Tschamlidjahügel geendet hatte.

Die Offiziere und Mannschaften dieser vier Divisionen gehörten auch zur ottomanischen Nation. Diejenigen, die damals die Freude und gute Stimmung nicht gesehen haben und jetzt den Mut haben zu behaupten, das türkische Volk habe nicht am Kriege teilnehmen wollen, tun dies wenn nicht aus Niedrigkeit, so doch sicherlich aus Feigheit oder Beschränktheit.

Die einzige Änderung der Zusammensetzung des Kabinetts bestand darin, daß Prinz Abbas Halim Pascha das Portefeuille der öffentlichen Arbeiten übernahm, Achmed Nessimi Bey das der Landwirtschaft. Talaat Bey, der ja schon Mitglied des Kabinetts war, übernahm interimistisch das Finanzministerium und Schükri Bey das Ministerium der Posten und Telegraphen.

Etwa zehn Tage nach unserem Eintritt in den Krieg lud mich Enver Pascha nach seinem Konak ein. Er litt damals an einem Abszeß am Fuße und mußte das Bett hüten. Nach ein paar Worten über die allgemeine Lage sagte er zu mir:

„Mein lieber Djemal Pascha! Ich möchte, durch eine Offensivbewegung gegen den Suezkanal die Engländer in Ägypten beschäftigen und sie dadurch zwingen, nicht nur eine Anzahl von indischen Divisionen dort unten zu belassen, die sie im Begriffe stehen, an die Westfront zu schicken, sondern sie gleichzeitig auch verhindern, ein Landungskorps gegen die Dardanellen zusammenzustellen.

Zu diesem Ende habe ich seit einem oder zwei Monaten Schritte in Syrien getan. Ich habe das VIII. Armeekorps unter Befehl von Mersinli Djemal Bey dazu bestimmt. Da die Deutschen der Ausführung dieser Operation die größte Bedeutung beilegen, habe ich Oberstleutnant im Generalstab von Kreß Bey zum Generalstabschef ernannt und als Attaché der deutschen Militärmission nach Damaskus geschickt. Vor allem habe ich ihn beauftragt, sich mit den Vorbereitungen für die Expedition gegen den Kanal zu beschäftigen. Anderseits habe ich mit dem Befehl, ein Beduinen-Hilfskorps zu bilden, meinen Adjudanten, Major der Kavallerie Mumtas Bey, nach Syrien geschickt, ferner Senator Abdul Rahman Bey, Scheik Essad Schukaïr, sowie verschiedene andere arabische Persönlichkeiten. Der erste Divisionär Zekki Pascha, Kommandeur der IV. Armee, hat die Aufgabe, sich nur mit der Verteidigung Syriens und Palästinas zu befassen, während Djemal Bey als Kommandant des VIII. Korps die Mobilisierung seines Armeekorps zu Ende führen und die Unternehmung gegen den Kanal vorbereiten soll. Doch Seine Exzellenz Zekki Pascha will nicht nur diese Expedition nicht unternehmen, er verlangt auch noch die Zuweisung anderer Streitkräfte, um Syrien vor einer Landung des Feindes zu bewahren. Die aus Syrien erhaltenen Nachrichten deuten auf eine Gärung im Lande und rege Tätigkeit bei den revolutionären Arabern hin. Infolgedessen habe ich mich gefragt, ob Eure Exzellenz nicht einen neuen Beweis für Ihre Vaterlandsliebe geben und das Kommando der IV. Armee übernehmen würden? Sie würden gleichzeitig die Unternehmung

gegen den Kanal vorzubereiten und ins Werk zu setzen und in Syrien die Ruhe und innere Sicherheit zu wahren haben. Ich weiß nicht, ob ich es wagen darf, Ihnen diesen Vorschlag zu machen?"

Ich antwortete augenblicklich: „Dorthin zu gehen, wo Sie glauben, daß meine exekutiven Fähigkeiten für das Land am nützlichsten sein werden, erachte ich als eine heilige Pflicht. Ich nehme daher mit Vergnügen das Kommando der IV. Armee an, das Sie mir übertragen wollen und werde mich in einem oder zwei Tagen an Ort und Stelle begeben."

Enver Pascha freute sich außerordentlich über meine Antwort. In Fortsetzung der Unterredung erlangte ich die ganze Handlungsfreiheit, die das Gesetz den Armeekommandanten gewährt. Ich blieb wie bislang Inhaber des Titels eines Marineministers. Enver Pascha übernahm mein Portefeuille mit der Bedingung, betreffs aller im Ressort dieses Ministeriums einzuführenden Reformen und Verbesserungen meinen Rat und meine Einwilligung einzuholen.

Ich begab mich sofort nach der Militärschule, dem Sitze des Generalquartiers der II. Armee, und bestimmte auf Befehl des Vizegeneralissimus den Generalstabschef sowie die Leiter der ersten, zweiten und dritten Abteilung und einige andere Offiziere. Ich teilte ihnen meine Übernahme des Kommandos der IV. Armee mit und erteilte dem Generalstabschef Obersten von Frankenberg den Befehl, alle Vorbereitungen zum Aufbruch so rasch wie möglich zu betreiben. Als diese nach vier oder fünf Tagen beendet waren, fuhr ich am 21. November vom Bahnhofe Haidar Pascha nach Syrien ab.

Eine der Persönlichkeiten, die zum Abschied an die Bahn gekommen waren, hielt eine sehr eindrucksvolle Rede, worin er sagte, die Nation erwarte große Dienste und baldige Siegesnachrichten von mir. Natürlich mußte man auf diese Rede antworten. Ich sagte, ich sei mir der Größe, aber auch der ungeheuren Schwierigkeit meiner Aufgabe voll bewußt. Falls unser Vorhaben mißglücke, falls meine Leiche und die der Tapferen, die mit mir gingen, am Kanal zurückblieben, müßten die Vaterlandsfreunde, die dann unsere Mission übernähmen, über uns hinwegschreiten, um Ägypten, das rechtmäßige Eigentum des Islam, aus den Händen der englischen Usurpatoren zu befreien.

Inzwischen habe ich in Erfahrung gebracht, daß eine Reihe meiner Gegner, indem sie sich auf meine damaligen Worte be-

rufen, folgendes Sophisma gegen mich ins Feld führen: „Wie hat Djemal Pascha es nur wagen können, aus Ägypten zurückzukehren? Mußte er nicht die Engländer vertreiben oder sterben? Warum ist er nicht gestorben?“

Aus meiner weiteren Schilderung werden sie leicht ersehen können, daß es bei dieser Expedition nicht an mir lag, wenn ich am Leben geblieben bin. Aber niemand kann einen Menschen töten, dessen Tod Gott nicht beschlossen hat. Wer weiß, ob ich nicht dazu berufen bin, leben zu bleiben, um noch mehr Leiden und Verleumdungen bei den Kämpfen zu erdulden, die ich auch weiterhin zum Heil des Vaterlandes unternehmen werde!

Was aber wollen denn diese Leute? Sollte ich damals mich an die Menge wenden und sagen: „Meine Herren! Ich begebe mich nach Syrien mit dem Auftrag, die Engländer aus Ägypten zu vertreiben. Aber die Hilfsmittel, über die wir verfügen, sind nicht hinreichend, um uns die Ausführung dieser Aufgabe zu erlauben. Infolgedessen werde ich traurig und niedergeschmettert nach Konstantinopel zurückkehren, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Auch Sie vergießen hier Tränen in Erwartung dieser traurigen Tage. Was wollen Sie — das ist nun einmal Schicksalsbestimmung!“

Nein! Wenn es mir auch vielleicht nicht gelungen wäre, die Engländer wirklich aus Ägypten zu vertreiben, — wäre nicht der heimtückische Verrat des Scherifs Hussein gewesen, der gegen die muselmanische Welt dadurch ein unverzeihliches Verbrechen beging, so würde ich, wie ich weiterhin noch aufzeigen werde, die Usurpatoren doch daran gehindert haben, einen Schritt nach Palästina und Syrien zu tun, wobei ich außerdem noch die Hunderttausende von Soldaten der englischen Armee in Ägypten bewegungsunfähig gemacht hätte.

Der Abfall des Scherifs Hussein hat uns diesen glücklichen Ausgang unmöglich gemacht. Indem er die beiden muselmanischen Brudervölker, Araber und Türken, entzweite, brachte er das erstere unter die Knechtschaft der Engländer und der Franzosen und zwang das zweite, einen hoffnungslosen Kampf gegen die grausamsten Feinde zu führen.

Ich werde den Wahrheitsbeweis dieses Ausspruches auf Grund aller Dokumente antreten.

Sechsunddreißig Stunden nach meiner Abfahrt von Konstantinopel kam ich in Konia an, wo der Generalgouverneur Azmi Bey samt der Bevölkerung mir einen warmen Empfang bereiteten. Ich nahm die Gelegenheit wahr, um das heilige Grab Merlana Djelal-ed-dine Rumis zu besuchen und schloß hierbei Bekanntschaft mit Seiner Exzellenz Weled Tschelebi Effendi. Als wir uns voneinander verabschiedeten, fragte ich ihn, ob er sich nicht mit einem Freiwilligenkorps an der ägyptischen Expedition beteiligen wolle. Und wirklich kam Weled Tschelebi einige Zeit nach meiner Abreise mit einer bewaffneten Macht nach Syrien, die er unter dem Namen eines „Bataillons der freiwilligen Mewlewis“ zusammengebracht hatte. Seine Opferwilligkeit kann nicht genug gerühmt werden. Obwohl er selbst gesundheitlich sehr zu klagen hatte und damals gerade den großen Schmerz erleiden mußte, die Lebensgefährtin zu verlieren, mit der er viele Jahre lang gelebt hatte, besann er sich nicht, zu mir zu stoßen, und die jungen Leute, die sein Bataillon bildeten, leisteten der Armee vorzügliche Dienste.

Achmed Rassim Bey, den ich für einen der ehrenwertesten türkischen Journalisten halte, verließ Konstantinopel mit mir zusammen und kam zur Zeit der Kanalexpedition mit der zweiten Staffel des Hauptquartiers nach Bir-Seba. Dann blieb er im Hauptquartier zu Jerusalem, wo er ausgezeichnete Artikel unter dem Titel „Die Politik der Armee“ über die Politik verfaßte, die ich in Syrien verfolgte. Ich kann nicht umhin, den Namen dieses Mannes zu erwähnen, dessen Gesellschaft stets gewinnbringend für mich war.

Fuad Selim Bey Effendi, der nach dem Balkankriege mit vorbildlichem Eifer und Patriotismus das Amt eines Generalkonsuls in Saloniki bekleidete, sowie Dr. Fuad Bey, ebenfalls ein Ägypter und Beamter des Ministeriums des Inneren, kamen als Freiwillige ins Hauptquartier.

Fuad Selim Bey erfüllte seine Pflicht in der Sektion der ägyptischen Angelegenheiten als Nachrichtenoffizier mit großem Pflichtgefühl und voller Hingebung, und die Armee hatte den größten Nutzen von seiner Anwesenheit. Ich bedauerte aufrichtig, daß wichtige Familienangelegenheiten ihn abriefen, und er das Hauptquartier verlassen mußte.

Immer werde ich mit einem Gefühl der Dankbarkeit Fuad Selim Bey's gedenken, der späterhin berufen wurde, das ottomanische Reich in der Schweiz zu vertreten, was er auf das beste tat, sowie auch Dr. Fuads, welcher der Armee außerordentliche Dienste leistete.

Nachdem wir Konia verlassen hatten, kamen wir nach Bozanti, von wo aus wir, ohne Aufenthalt, im Automobil nach Tarsus weiterfuhren, um von dort unsere Reise mit der Eisenbahn nach Adana fortzusetzen. Die Bevölkerung dieser Wilajethauptstadt, wo ich vier oder fünf Jahre zuvor Generalgouverneur gewesen war, bereitete mir einen begeisterten Empfang. Wir brachten die Nacht daselbst zu. Die Regengüsse, die seit einer Woche nicht ausgesetzt hatten, hatten die Ebene von Adana in ein Kotmeer verwandelt.

Zu jener Zeit war die Eisenbahnlinie Adana-Aleppo erst bis zu der Station Taprak Kaleh gediehen. Auf der Strecke Taprak Kaleh—Alexandrette waren, obwohl ihr Bau beendet war, infolge der Regengüsse verschiedentlich Dammrutsche in der Nähe von Dört Yol vorgekommen, und die Verbindung mit Alexandrette war unterbrochen. Ich beschloß daher mit der Bahn bis zur Station Taprak Kaleh zu fahren oder auch nach Mustafa Bey, und meine Reise von dort aus wenn möglich im Auto oder zu Pferde nach Alexandrette und Aleppo fortzusetzen. So brach ich sehr zeitig am nächsten Morgen von Adana auf. Nachdem ich festgestellt hatte, daß die Straße Bozanti—Tarsus, der einzige Weg, der eine sichere Verbindung der Armee mit Anatolien versprach, sich an verschiedenen Stellen in sehr üblem Zustande befand, bat ich den Generalgouverneur des Wilajets, Ismail Hakky Bey, so rasch wie möglich die nötigen Herstellungsarbeiten zu veranlassen und mehrere gar zu schroffe Abhänge ausbessern zu lassen.

Eine oder zwei Stunden nach unserer Abfahrt von Adana kamen wir in Mustafa Bey an, wo die Pferde und Automobile ausgeladen wurden. Kaum waren wir in unsern Wagen ein paar Meter weit gefahren, als sie im Kot versanken. Da wir einsahen, daß wir so nicht weiterkommen würden, stiegen wir in den Sattel, und ich begab mich auf den Weg, nachdem ich meinem Adjutanten, dem

Hauptmann Selaheddin Effendi, aufgetragen hatte, die Autos durch Büffel aus dem Schlamm und nach Alexandrette ziehen zu lassen, wohin er uns folgen sollte.

Drei oder vier Stunden danach kamen wir in Dört Yol an. Dört Yol ist ein großes, bedeutendes Dorf am Ufer des Golfs von Alexandrette und liegt etwa gleich weit entfernt von fünf oder sechs anderen Dörfern, die fast nur von Armeniern bewohnt werden und ihrer Orangenbäume wegen berühmt sind.

Zu der Zeit, als ich noch Generalgouverneur von Adana war, hatte ich von deutschen Ingenieuren den Plan einer weiteren Ansiedelung entwerfen lassen, die auf dem ausgedehnten, in der Mitte zwischen Dört Yol und den fünf andern Dörfern belegenen Platze erbaut werden sollte. Da ich jedoch das Wilajet verlassen mußte, kam dieser Plan wie so viele andere nicht zur Ausführung.

Ich war in den Jahren 1910 und 1911 schon häufig nach Dört Yol gekommen, und die Bevölkerung des Ortes, die ich oft unterstützt hatte, kam dieses Mal in Scharen herbei, um mich zu begrüßen.

Nachdem ich erfahren hatte, daß ich vom Bahnhofe von Dört Yol aus mit einer gewöhnlichen Draisine in zwei Stunden nach Alexandrette gelangen könnte, während ich zu Pferde sechs Stunden brauchen würde, zog ich es vor, mich dieses Beförderungsmittels zu bedienen und brach mit meinem Generalstabschef auf.

Niemals werde ich diese Reise auf der Draisine auf einer abschüssigen Straße vergessen. Mehr als einmal gerieten wir in Todesgefahr, während wir bei strömendem Regen an der von den feindlichen Schiffen bewachten Meeresküste entlangfuhren. Nach heftigem Sturme kam der Mond zwischen Wolken hervor und verschwand wieder, beleuchtete das Meer auf seltsame Weise, und in der Ferne gewahrte man auf der Wasserfläche die feindlichen Schiffe, welcher Anblick die Bitterkeit meines Herzens noch verstärkte.

Ich verkannte nicht, wie stark und hartnäckig unsere Gegner waren. Da wir aber keine andere Lebensmöglichkeit hatten und wohl oder übel gezwungen waren, uns zu schlagen, hatte ich geschworen, kein Mittel unversucht zu lassen, um die Macht unserer Feinde zu brechen.

Ich gedachte meines Eides, und indem ich die Schwierigkeiten, die meinen Schritt hemmten, vor Augen sah, wurde mir das erdrückende Gewicht der Last klar, die auf mir ruhte.

Nachdem wir eine Reise hinter uns hatten, auf der die Draisine auf Schienen fuhr, die manchmal fünfzehn bis zwanzig Meter über dem leeren Raume schwebten, dann wieder im Wasser versanken, kamen wir endlich in Alexandrette an. Die anderen Generalstabsoffiziere konnten erst etwa vier oder fünf Stunden nach uns eintreffen. Diese Nacht verbrachten wir in Alexandrette.

Die Auskünfte, die wir uns verschaffen konnten, besagten, daß die Landstraße zwischen Alexandrette und Aleppo für Automobile nicht befahrbar sei. Da man sie derart hatte verkommen lassen, daß sie für den Autoverkehr nicht mehr zu gebrauchen war, war die einzige Straße, die Aleppo und seine Nebenorte, oder genauer genommen, den ganzen Norden Syriens einschließlich der Gegend von Urfa, Diarbekir und Mossul mit einem so bedeutenden Stapelplatze des Mittelmeeres wie Alexandrette verbindet, ein wahrer Spott. Als ich seinerzeit von Bagdad zurückkehrte und diese Straße zu Wagen passierte, hatte ich festgestellt, daß man an den verschiedensten Stellen mit Herstellungsarbeiten begonnen hatte. Sie waren von der Allgemeinen Straßenbau-Gesellschaft in Angriff genommen worden, und es wäre seit August 1912, das heißt seit zwei Jahren, unbedingt möglich gewesen, sie zu Ende zu führen. Die Herstellung der Straße war infolge der tausend Schwierigkeiten, die die Straßendepartements, unfähig, etwas aus sich selbst heraus zu tun, erfunden hatten, unterblieben. Solange wir uns nicht entschließen werden, unsere Verwaltung vom Bürokratismus zu befreien, wird uns weder eine konstitutionelle Regierung noch Gottes Hilfe dazu kommen lassen, ein Unternehmen glücklich zu Ende zu führen. Das sonderbarste ist, daß man unter dem Vorwand der Wiederherstellung auch die Wegstrecken, die sich früher in gutem Zustande befanden, ganz elend zugerichtet hatte; man hatte alle Steine von der Chaussee entfernt, und sie bildeten mit den vorbereiteten Schottersteinen zwei zu beiden Seiten aufgestapelte lange Reihen. Die Löcher zwischen diesen beiden Haufen hatten sich mit Regenwasser gefüllt, und so boten sie vollkommen das Bild eines Kanals. Dies war im November 1914 der Zustand der Straße Alexandrette—Aleppo. Notgedrungen mußten wir eine Nacht in Bilan zubringen. Am folgenden Morgen setzten wir unseren Weg zu Pferde fort, nachdem wir angeordnet hatten, man solle von Aleppo aus drei starke Wagen nach dem nächsten Dorfe schicken.

Von hier aus gelangten wir im Wagen nach dem Bahnhof von Katma. Dieser Bahnhof ist von Aleppo aus der zweite der Bagdadbahn. Da er auch zugleich den Kreuzungspunkt der Straße Aleppo—Alexandrette mit der Bagdadbahn bildet, hatte man einen Etappenpunkt dort eingerichtet.

Man wird sich unschwer den Eifer und die Geschäftigkeit der Beteiligten vorstellen, wenn ich erwähne, daß es uns, als wir etwa fünfzig Meter von dem Bahnhofe entfernt waren, nicht mehr möglich war, im Wagen weiterzufahren, sondern uns, um in stockfinsterer Nacht die Station zu erreichen, diese fünfzig Meter lange Strecke von Soldaten tragen lassen mußten.

In diesem Augenblicke schwebten mir die Straßen von Kirk Kilisse nach Adrianopel und von Kirk Kilisse nach Bunarhissar—Wiza—Serai während des Balkankrieges vor. Zu beiden Seiten auch dieser Straßen zogen sich bändergleich die Steinhaufen hin, und die Regenwässer füllten die Mitte der Straße aus, wodurch sie das Aussehen eines Grabens gewann.

Was für eine traurige Aussicht bot sich mir für den Anmarsch der Armee, die zu befehligen ich berufen war. Das seit zwei Jahren unvergessene Bild des Elends wurde mir wieder vor Augen geführt, das damals unsere Batterien, Munitionswagen und Fuhrwerke darboten, welche auf den Landstraßen nicht vorwärtskamen und querfeldein ihren Weg nehmen mußten, um endlich doch im Kot stecken zu bleiben. Das ist nun, dachte ich, die einzige Straße, die meine Armee mit dem Mutterlande verbindet! Da wird es wohl genug zu tun geben. Hier mit gewöhnlichen Verkehrsmitteln vorwärtszukommen, ist unmöglich. Da darfst du dein mitfühlendes Herz nicht sprechen lassen und nicht davor zurückscheuen, aufs rücksichtsloseste gegen alle diejenigen vorzugehen — wie hoch ihre Stellung auch sein möge —, welche sich der Trägheit und Nachlässigkeit schuldig machen. Zum Beweis dessen, daß ich dergleichen nicht dulden würde, und als warnendes Beispiel für mein Verfahren gegen Saumselige, die mir in meinem Armeebereiche begegnen würden, erteilte ich den verantwortlichen Männern unter den mir Entgegengekommenen scharfe Rügen. Nach einer Stunde Eisenbahnfahrt kamen wir in Aleppo an.

Aleppo war der Versammlungsort des XIII. Armeekorps, das seine Mobilisierung in Mossul und dessen Nebenorten beendet hatte. Das Kommando hatte Generalstabsoberst Fahri Bey; die

meisten Soldaten dieses Korps bestanden aus Kurden, den Rest bildeten Araber. Eine der Divisionen stand in Aleppo, die andere befand sich in Hama. Ich blieb zwei oder drei Tage in Aleppo und inspizierte die Truppen. Trotz der von Fahri Bey entfalteten, wirklich außerordentlichen Anstrengungen waren die Division sowie die vom Armeekorps unabhängigen Formationen in keinem sehr befriedigenden Zustande. Das für ein mobilisiertes Armeekorps notwendige Material war nicht ergänzt worden, und man hoffte auch gar nicht mehr, es ergänzen zu können, denn es bestand keine Möglichkeit, in Mossul und den Nachbarorten, welche die Mobilisationszone dieses Armeekorps bildeten, die nötigen Ausrüstungsgegenstände zu beschaffen.

Ich bat den Wali von Aleppo, gleichzeitig mit der Wiederherstellung der Landstraße Aleppo—Alexandrette den Bau einer neuen Straße von Islahie über Radjo nach dem Bahnhofe von Katma in Angriff zu nehmen, und begab mich nach Hama, um die dort in Garnison liegende Division zu inspizieren. Sie unterschied sich in nichts von derjenigen in Aleppo.

Es war meine Absicht, ehe ich nach Damaskus ging, erst den nördlichen Teil Syriens zu bereisen, um mir ein Bild von dieser Zone zu machen.

Zuerst begab ich mich über Homs nach Tripolis in Syrien und kehrte am gleichen Tage nach Homs zurück, wo ich die Nacht über blieb. Am nächsten Morgen fuhr ich weiter, und zwar über Rayak nach Damaskus. In allen Städten, durch die ich kam, bekundete die Bevölkerung die vaterländischsten Gefühle und die größte Anhänglichkeit an die ottomanische Sache. Ich sah und fühlte recht gut, daß die Mehrheit der Araber nicht zaudern würde, in diesem Befreiungskriege für das muselmanische Kalifat die größten Opfer zu bringen. Es war mir Pflicht, diese Gemütsverfassung auszunutzen, und diese wie Pulver entzündliche Gegend vor den Versuchungen von Verrätern zu bewahren, welche sich dem Feinde verkauft hatten.

Um leichter die verschiedenen Ereignisse verfolgen zu können, die einander im Laufe der drei Jahre (Dezember 1914 bis Dezember 1917), die ich in Syrien zubrachte ablösten, und die sich auf die Armee, die Verwaltung, die innere Politik Syriens und Arabiens überhaupt, die Niederschlagung der Aufstände, die Verproviantierung und die verschiedenen auf den materiellen Fort-

schritt des Landes und alle sonst von mir behandeten Fragen verteilen, habe ich es für zweckmäßiger gehalten, jeder dieser verschiedenen Fragen ein besonderes Kapitel zu widmen anstatt in der Form eines chronologisch geführten Tagebuches von den Ereignissen dieser drei Jahre zu reden.

Vorbereitungen zur ersten Kanalexpedition

Da es nicht meine Absicht ist, eine Kriegsgeschichte zu schreiben, werde ich es vermeiden, mich auf unnötige Einzelheiten über die Bewegungen und Operationen der Armee einzulassen und nur in großen Umrissen das Wesentliche davon berichten. Künftig einmal werde ich Oberst Ali Fuad Bey, meinen sehr geschätzten Generalstabschef, bitten, eine spezielle Geschichte darüber zu verfassen und zwar unter Bezugnahme auf das dem Großen Generalstab übergebene „Kriegstagebuch der IV. Armee", auf dessen Gediegenheit und Redaktion das Hauptquartier die größte Sorgfalt verwandte.

Am Tage meiner Ankunft in Damaskus kam mir Mersinli Djemal Pascha, der Kommandeur des VIII. Korps, bis Rajak entgegen und übergab mir einen Stoß Akten; diese enthielten den Detailplan für die Operationen seines Armeekorps, das für die Unternehmung gegen den Suezkanal vorgesehen war, sowie eine Abschrift der Befehle, Tabellen und Karten, die sich auf die bis dahin unternommenen und die noch zu unternehmenden Schritte bezogen. Sein Generalstabschef, von Kreß, überreichte Herrn von Frankenberg, meinem Generalstabschef, ein deutsches Exemplar der gleichen Dokumente. Das erste, was ich in Damaskus tat, wo ich mein Hauptquartier im Hotel „Damaskus Palace" aufgeschlagen hatte, war, diesen Akt aufs genaueste zu studieren.

Kurzgefaßt lautete der vom VIII. Armeekorps vorgeschlagene Operationsplan wie folgt: „Für die Unternehmung gegen den Kanal soll die 25. Division eingesetzt werden, samt einem Regiment, das aus ausgewählten Offizieren und Mannschaften der anderen beiden, den Bestand des Armeekorps bildenden Divisionen zusammenzustellen wäre.

Der Rest des VIII. Korps ist den Etappenlinien, dem Schutz und der Bewachung des Libanon und des Küstenstrichs von Beirut zuzuteilen.

Die 8. und die 10. Division, die eigens für den ägyptischen Feldzug von Konstantinopel in Marsch zu setzen wären, werden in einer vom Armeekommandanten zu bestimmenden Form teils für die Suezkanalexpedition, teils für die Bewachung des Hinterlandes verwendet.

Auf alle Fälle sind keine großen Streitkräfte für diese Unternehmung einzusetzen.“

Bei der Beschaffenheit der Wüste Sinai, wo die Unternehmung stattfinden sollte, war diese Grundidee ausgezeichnet.

Die allgemeine Lage war bei meinem Eintreffen in Syrien die folgende:

Die Abteilung kriegsfreiwilliger Beduinen hatte sich unter dem Befehl des Majors Mumtaz Bey des Ortes El-Arisch bemächtigt und sich daselbst festgesetzt.

Eine Abteilung Freiwilliger, die zu dem „Teschkilat Mahsussa“ (Sonderorganisation) unter Befehl von Ismirli Eschref Bey gehörte, hatte das im Mittelpunkte der Wüste Sinai gelegene Kalaat-ul-Nahl besetzt.

Eine Infanterieabteilung unter Oberstleutnant Mussa Kiasim Bey befand sich in Akaba, während ein in Bir-Seba einquartiertes Regiment der 27. Division allen Streitkräften der Wüste als Stütze diente.

Die ganze 25. Division unter dem Befehl des Oberstleutnants im Generalstab Ali Fuad Bey — gegenwärtig Ali Fuad Pascha, des Sohnes Ismail Fasil Paschas, der wegen seiner großen Verdienste als Divisions- und Korpskommandeur während des Weltkrieges zum Brigadegeneral ernannt wurde — lag in Damaskus und übte fleißig.

Das VIII. Korps hatte angesichts der Lage der Wüste Sinai sehr richtig erkannt, daß es notwendig sei, eine sich von hinten nach vorn schiebende Etappenorganisation zu bilden, ehe der Armee oder genauer gesagt: den Expeditionsstreitkräften Marschbefehl gegen den Kanal erteilt wurde; Behdjet Bey, Oberstleutnant im Generalstab und Kommandeur der 23. Division, übernahm die Leitung der unter dem Namen „Etappeninspektion der Wüste“ gegründeten Inspektion.

Ich werde mich stets mit Achtung Behdjet Beys erinnern, der sowohl während des ersten Suezfeldzuges wie auch bei den Vorbereitungen zum zweiten in der ganzen Wüste die schätzenswerteste Tätigkeit entfaltete.

Dieser Inspektor sollte auf einer Linie, die Bir-Seba mit Ismaïla am Kanal verband, die 25 bis höchstens 30 Kilometer voneinander entfernten Etappenpunkte bezeichnen; er sollte diese Etappenpunkte mit Wasser versorgen; je nach den an ihn ergehenden Befehlen Vorräte hinschicken, die vorläufig in Ber-Saba aufgespeichert werden sollten; in jeder Etappe ein Lazarett errichten, kurzum, sich alles dessen annehmen, was die Schaffung einer Etappenorganisation auf dieser Hauptlinie an Vorbereitungen verlangte. Im übrigen sollten Kalaat-ul-Nahl und El-Arisch als zwei Hauptpunkte des Etappenkommandos gelten. Von hier aus war für Verpflegung und alle sonstigen Bedürfnisse der Streitkräfte in der Flanke vorzusorgen, die sich an diesen Punkten sammeln und gegen den Kanal vorstoßen sollten.

Das VIII. Korps schlug vor, in Bir-Seba die Hauptmasse des Expeditionskorps zu versammeln und sie nach Ismaila vorzuschieben und zwar unter Einhaltung der Hauptrichtung Wadi-El-Arisch—Ibin—Djefdjafe, das heißt, so weit wie möglich von der Küste entfernt zu marschieren und die Flanken durch schwächere Streitkräfte aus El-Arisch und Kalat-ul-Nahl zu decken.

Dieser Vorschlag war sehr zweckmäßig. Unsere Hauptetappenlinie mußte weit genug vom Meere liegen, damit die Engländer sie nicht durch ihre Schiffsgeschütze zerstören konnten und damit es ihnen nicht gelänge, sie vollkommen zu vernichten durch an und für sich bedeutungslose Landungen, zu denen sie sich vielleicht zufällig veranlaßt sehen könnten.

Auf dieser Basis bestimmte von Kreß, nachdem er persönlich die betreffenden Orte ausgewählt hatte, als Etappenpunkte Bir-Seba, El Halassa, El-Hafir, Wadi-el-Arisch, Ibin, Birindji-el-Hubra, Djefdjafe, Ikindji—El-Hubra; er ließ daselbst artesische Brunnen bohren, Dämme gegen die im Dezember und Januar zu erwartenden Regenwasser anlegen, mit einem Wort, an sämtlichen Stellen die für eine Etappenlinie notwendigen Vorkehrungen treffen.

Das VIII. Armeekorps meldete: Da die Beförderung des Proviants für Offiziere und Mannschaften quer durch die Wüste und bis zum Kanal hin nicht möglich sei, müßten wir unter der Bezeichnung „Wüstenration“ eine neue Lebensweise annehmen. Sie gründete sich auf eine Lebensmittelliste, nach der das Gewicht der Verpflegung für Offiziere und Mannschaften ein Kilo nicht über-

schreiten durfte, und die sich aus Biskuits, Datteln und Oliven zusammensetzte. An Wasser dürfte jeder einzelne nicht mehr als den Inhalt einer Kürbisflasche erhalten.

Auf Grund dieser Angaben kamen wir nach genauen Berechnungen zu dem Ergebnis, daß, wenn man die 10. und die 25. Division sowie einige Freiwilligenabteilungen nach dem Kanal schicken wollte, 11 000 Kamele nötig wären, um Wasser und Lebensmittel zu transportieren, ganz abgesehen von dem kleinen und großen Train der verschiedenen Truppen. Aber selbst mit all diesen Hilfsmitteln versehen, müßte das Expeditionskorps bei Überschreitung des Kanals spätestens vier Tage nach seiner Ankunft entweder es fertig bringen, die auf dem anderen Ufer befindlichen englischen Streitkräfte zu verjagen und sich dort fest zu verschanzen oder den Rückzug antreten. Denn das in dem 50 Kilometer vom Kanal entfernten Ikindji el Hubra angesammelte Süßwasser würde kaum zehn Tage lang ausreichen, und nachdem es verbraucht wäre, würde das Expeditionskorps einem Untergang in einem Elend geweiht sein, das größer wäre als das der Kinder Israels.

Es bestand auch nicht die Möglichkeit, das ganze Expeditionskorps in Bir-Seba zu sammeln und es geschlossen nach dem Kanal zu befördern, denn es war auf keine Weise tunlich, mittels der die Etappenkolonnen bildenden Kamele Wasser und Proviant für soviele Leute auf einmal zu transportieren.

So mußten Bataillone und Batterien in Zwischenräumen von je einem Tage durch die Wüste marschieren, und das Korps mußte sich schließlich an einem 20 oder 30 Kilometer vom Kanal entfernten Orte versammeln, um von da aus den Angriff der ins Auge gefaßten Punkte zu unternehmen.

Nach dem Vorschlag des VIII. Armeekorps sollte das Expeditionskorps sich aus den folgenden, in zwei Staffeln geteilten Streitkräften zusammensetzen.

Erster Staffel: Die 25. Infanteriedivision; ein Regiment bestehend aus Mannschaften der 23. und 27. Division; fünf Feldkanonenbatterien; zwei Gebirgskanonenbatterien; eine 15 cm-Feldhaubitzbatterie; ein Kavallerieregiment; vier Schwadronen Kamelreiter; ein Kontingent von fünfzehntausend berittenen arabischen Freiwilligen; soviele Pontons, daß gleichzeitig drei Bataillone übergesetzt werden können; sechs Geniekompagnien; eine

Telegraphenabteilung; Feldlazarette, Sanitätskompagnien usw.; insgesamt: zwölftausendsechshundertzweiundvierzig Mann, neunhundertachtundsechzig Pferde, zwölftausend Kamele, dreihundertachtundzwanzig Büffel.

Zweiter Staffel: Die 10. Infanteriedivision mit ihrer Artillerie, ihrer Kavallerieschwadron und ihren übrigen Hilfsformationen.

Nach meiner Ankunft in Damaskus empfing ich vom stellvertretenden Oberstkommandierenden eine Depesche, worin er dem Kommandanten der IV. Armee die Hedjasdivision zur Verfügung stellte, die ich nach Gutdünken an der Kanalexpedition teilnehmen lassen oder an Ort und Stelle verwenden konnte. Ich schrieb also an Oberst Wehib Bey, Militärkommandanten und Wali des Hedjas, er möge in Begleitung von Abteilungen von Regulären und Freiwilligen nach Maan kommen. Diese Truppe Wehib Beys sollte dann dem zweiten Staffel angegliedert werden.

Da die obenerwähnten elftausend Kamele ausschließlich für die 25. und die 10. Division und für die verschiedenen Formationen der eingesetzten Streitkräfte bestimmt waren, mußten die Kamele für die zu dem Expeditionskorps stoßende Hedjasdivision von dieser selbst vom Hedjas mitgeführt werden.

Obwohl die Engländer in ihren offiziellen Berichten unsere an der ersten Kanalexpedition teilnehmenden Streitkräfte auf vierzigtausend Mann geschätzt haben, zählten diese Truppen einschließlich der aus dem Hedjas dazugekommenen Kontingente sowie der 10. Division niemals mehr als fünfundzwanzigtausend Mann.

Der erste Staffel des Expeditionskorps sollte unter dem Befehle Djemal Paschas stehen, des Kommandeurs des VIII. Korps, der zweite Staffel war dem Armeekommando angegliedert.

Dies war bei meiner Ankunft in Damaskus die Lage der Armee in der Wüste, in Palästina und im Inneren Syriens, und soweit waren die Vorbereitungen des Kommandanten des VIII. Korps für die Expedition gegen den Kanal gediehen. Bei den Schwierigkeiten, welche die in Damaskus organisierte Generaletappeninspektion hatte, eine so lange Linie von Stützpunkten zu verwalten, machte das VIII. Korps neben zahlreichen anderen Vorschlägen auch den, in Jerusalem eine Unabhängige Etappeninspektion zu errichten, mit der Aufgabe, vor allem in Palästina Proviant anzusammeln und ihn der Armee zuzuführen.

Ich nahm alle diese Vorschläge mit ganz geringfügigen Abänderungen an.

Nur setzte das Kommando der VIII. Armee bekümmert hinzu, daß es ihm bis jetzt nicht gelungen sei, sich die für die Unternehmung notwendigen Kamele zu verschaffen, und daß es auch keine Möglichkeit hierzu sehe, und lenkte die ganz besondere Aufmerksamkeit des Armeekommandanten auf diesen Punkt.

Da sich das Armeekorps von allen Seiten unzähligen Schwierigkeiten ausgesetzt sah, hatte es sich in drei Monaten von den elftausend erforderlichen Kamelen nur zweitausend verschaffen können. Es wird sicherlich viele sehr in Erstaunen setzen, daß man sich in einem Lande wie Syrien oder Hedjas nicht zehn- bis fünfzehntausend Kamele sollte verschaffen können, da es dort doch gewiß Hunderttausende, ja Millionen gibt. Aber nicht alle Kamele können eben Lasten tragen.

Ich will mich nicht weiter als unbedingt nötig über eine Frage verbreiten, die in aller Ausführlichkeit behandelt werden wird, wenn einmal die Kriegsgeschichte der IV. Armee geschrieben wird. Ich will bloß sagen, daß nur ich allein die Größe der Schwierigkeiten kenne, die ich zu überwinden hatte, um innerhalb eines Monats vierzehntausend Kamele einschließlich der Reserven zu beschaffen. Nichtsdestoweniger gelang es mir, und die Zahl der im Expeditionsplan des VIII. Armeekorps vorgesehenen Kamele war zum festgesetzten Termin erreicht.

Wenn ich sage, daß Ibn Sunud zu diesem Zeitpunkt mir Kamele aus dem tiefsten Nedjed zuführte, wird man wohl die mir entgegengetretenen Schwierigkeiten verstehen.

Die Hauptsache, auf die bei dieser schwierigen militärischen Operation in der Wüste Sinai alles ankam, war die Wasserfrage.

In einer anderen als der Regenzeit wäre es nicht nur unmöglich gewesen, die Durchquerung dieser Wüste mit einem Expeditionskorps von annähernd fünfundzwanzigtausend Mann zu unternehmen, sondern man hätte noch nicht einmal eine Truppe von zehntausend Soldaten hindurchbringen können. Da die Regenperiode in der Wüste nur die Monate Dezember und Januar umfaßt, war es notwendig, die Unternehmung in diesen zwei Monaten zu beendigen oder sie bis zum gleichen Zeitraum des nächsten Jahres aufzuschieben.

Das Große Hauptquartier bestand energisch darauf, die Expedition durchaus in diesem Jahre zu unternehmen. Infolgedessen beschloß ich, nachdem ich die Vorschläge des Kommandeurs des VIII. Korps und des Generalstabschefs wörtlich angenommen, die Mittel zu deren Ausführung vorzubereiten und zu dieser selbst überzugehen; und Ende Dezember begann ich, in der Umgegend von Bir-Seba den ersten Staffel des Expeditionskorps zu versammeln.

Nachdem ich die 10. Division, die sich inzwischen in der Stadt Zahle am Libanon vollständig versammelt hatte, an Ort und Stelle besichtigt und ihrem direkt unter dem Hauptquartier der Armee stehenden Kommandeur die für seinen Vormarsch nach Jerusalem und Bir-Seba notwendigen Instruktionen erteilt hatte, verlegte ich das Hauptquartier der Armee nach Jerusalem.

Damals hatte ich angefangen, mit dem Scherif von Mekka, Emir Hussein Pascha, zu korrespondieren, und so bat ich ihn, dem Kommandeur der Hedjasdivision eine Hilfstruppe unter dem Befehl eines seiner Söhne zu schicken oder das Kommando selbst zu übernehmen und zur Armee zu stoßen.

Der Scherif antwortete sehr höflich auf meine erste Depesche und teilte mir mit, daß er seinen Sohn Ali Bey den Wali von Hedjas, Wehib Bey, begleiten lassen würde. In der Tat verließ auch Ali Bey Mekka mit den Truppen Wehib Beys, aber in Medina angekommen, erklärte er, gemäß einem Befehl seines Vaters könne er Wehib Bey nicht weiter begleiten und blieb in Medina, wo er sich alsbald in die Angelegenheiten des Platzkommandanten Basri Pascha hineinmischte.

Gemäß dem Operationsplan setzte sich der erste Staffel des Expeditionskorps am 14. Januar nach dem Kanal zu in Marsch. Das Hauptquartier der Armee verließ am 15. Januar Bir-Seba und rückte, der Hauptmasse der Streitkräfte folgend, vor.

Gegen Ende des zwanzigsten Tages, nachdem die Vorhut Bir-Seba verlassen hatte, befand sich die mittlere Kolonne des ersten Staffels vollzählig an einem elf Kilometer vom Kanal entfernt liegenden Punkte, während die den rechten Flügel bildende Kolonne, die von El-Arisch ab sich in der Richtung nach Katia vorwärtsbewegte, vor Kantara ankam, und die den linken Flügel bildende Kolonne, die von Akaba nach Kalat-ul-Nahl gekommen war, vor Suez stand.

Die ersten Truppen der 10. Division, die den zweiten Staffel bildete, erreichten die Etappe Ikindji-el Hubra, und das Hedjasexpeditionskorps unter Befehl von Wehib Bey war in Kalat-ul-Nahl angekommen, nachdem es von Mekka nach Medina marschiert und von dort aus mit der Bahn nach Maan gefahren war.

Die Leistungen und der Heldenmut der ottomanischen Truppen, die an der ersten Kanalexpedition teilnahmen, der Offiziere sowohl als auch der Mannschaften, sind über alles Lob erhaben. Es ist mir heiligste Pflicht, mit größter Achtung dieser Helden zu gedenken, die unter tausend Entbehrungen vormarschierten, indem sie ihre Kanonen und vor allen Dingen die Pontons, ihr einziges Hilfsmittel zur Überquerung des Kanales, durch ein Meer von Sand hinter sich herzogen. In dieser aus arabischen und türkischen Volksstämmen zusammengesetzten Armee herrschte das herzlichste Gefühl der Brüderlichkeit, und nicht ein Mann zögerte, sich für seine Kameraden aufzuopfern. Dieser erste Feldzug gegen den Kanal bietet ein erhabenes Beispiel dafür, wie innig und aufrichtig der größte Teil der Araber an dem Kalifat hängt.

Die Araber, welche die ganze 25. Division und die gesamte Etappenorganisation bildeten, erfüllten ihre Pflicht wirklich mit Eifer und Hingabe. Nichts wird darum die Gefühle der Erbitterung und Empörung beschwichtigen können, die ich gegen Scherif Hussein hege, der späterhin Zwietracht in diese Einmütigkeit der Ideen und Gefühle brachte. Während dieses Feldzuges, bei dem der Vormarsch nur bei Nacht und Mondschein vor sich ging, wurde mein Herz mit einer tiefen Melancholie, der sich die Hoffnung auf Erfolg beimischte, durch die Melodie des Liedes „Es wehe die rote Fahne über Kairo!" erfüllt, die sich aus den vorwärtsschreitenden Bataillonen über die unendliche, von den blassen Strahlen des zunehmenden Mondes schwach erleuchtete Wüste fortpflanzte. Man darf mir glauben, daß diese Armee, in der vom Oberbefehlshaber bis zum letzten Soldaten niemand mehr als 650 Gramm Biskuits sowie einige Datteln und einige Oliven verzehrte und jeder seinen Wasserbedarf auf das äußerste einschränkte, beim Vormarsch von den größten Hoffnungen erfüllt war. Ein jeder hatte die feste Überzeugung, daß der Kanal bestimmt überquert werden, daß man sich auf dem gegenüberliegenden Ufer festsetzen würde und daß sodann die ägyptischen Patrioten sich erheben und den Engländern in den Rücken fallen würden.

Obwohl ich selbst nicht so ganz von dem endgültigen Erfolg dieses Feldzuges überzeugt war, da ich die Vollkommenheit der englischen Verteidigungsmittel am Kanal kannte, sprach ich jede Nacht mit den Truppen von dem bevorstehenden Siege und der Erhabenheit dieses Sieges, um die heilige Flamme in dem ganzen Expeditionskorps zu unterhalten.

Nachdem das Expeditionskorps mit seinen Hauptstreitkräften und den rechten und linken Flügel bildenden Detachements sich in der oben beschriebenen Zone bis auf den letzten Mann versammelt hatte, beschloß ich in der Nacht vom 20. auf den 21. Januar (2. zum 3. Februar) mit der mittleren Kolonne zu einem überraschenden Angriff auf Ismaila vorzustoßen; gleichzeitig sollte die rechte Kolonne einen Demonstrationsvorstoß auf Kantara machen, während die linke Kolonne in gleicher Weise auf Suez zu marschieren sollte.

Kaum war die Nacht angebrochen, als die Angriffstruppen sich den Punkten zu nähern begannen, von denen aus sie über den Kanal setzen sollten, und kurz nach Sonnenaufgang fing der Übergang an. Ich setzte alle Hoffnung darauf, die Engländer überraschen und auf den ersten Anhieb mit fünf- oder sechstausend Mann den südlich von Ismaila gelegenen Teil des Kanales besetzen zu können, worauf ich die zehnte Division herüberkommen lassen und mich auf dem entgegengesetzten Ufer mit einer Streitkraft von zwölftausend Gewehren festsetzen wollte. Dann sollte womöglich Ismaila genommen und vier oder fünf Tage lang die Stadt in Verteidigungsstellungen gegen Westen, Norden und Süden gehalten werden.

Während dieser Zeit war der Marsch der achten Division zu beschleunigen und binnen zehn Tagen die Zahl der in Ismaila liegenden Mannschaften auf zwanzigtausend zu erhöhen.

Inzwischen würden, so hoffte ich, die ägyptischen Patrioten, durch die Einnahme von Ismaila seitens der türkischen Armee ermutigt, sich in Massen erheben, und Ägypten würde in unerhofft kurzer Zeit mit sehr geringen Streitkräften und den allereinfachsten Hilfsmitteln befreit werden.

Nach den Nachrichten des Hauptquartiers der Armee besaß der Feind eine Streitmacht von ungefähr fünfunddreißigtausend Mann längs des Kanales und hatte sonst noch über hundertfünfzigtausend Mann in ganz Ägypten stehen, aber da die Engländer

nicht über alle diese Truppen an sämtlichen Punkten des mehr als zweihundert Kilometer langen Kanales verfügen konnten, war es wahrscheinlich, einen Erfolg zu erzielen, sofern die Möglichkeit bestand, den Kanal überraschender Weise an einem Punkte zu überschreiten, wo der Gegner nicht darauf gefaßt war. Auf alle Fälle unternahm ich diesen Vorstoß ausschließlich in demonstrativer Absicht, um den Engländern verstehen zu geben, daß wir sie nicht in Ruhe am Kanal sitzen lassen würden, und folglich zu dem Zweck, größere Streitkräfte in Ägypten zu binden. Sonst hätte ich mir niemals ernsthaft eingebildet, daß wir mit Hilfsmitteln, die uns nicht erlaubten, länger als vier Tage am Kanal zu bleiben, mit vierzehntausend Gewehren, einigen Gebirgsbatterien und einer einzigen Haubitzbatterie, ferner ohne eine andere Möglichkeit über den Kanal zu kommen als etwa zehn Pontons, daß wir auf diese Weise die wenigstens hundert Meter breite Wasserstraße hätten überschreiten können, die noch dazu von einer so rührigen und tapferen Armee wie der englischen verteidigt wurde, einer Armee, die über alle nur erdenklichen Verteidigungsmittel von den größten Kriegsschiffen an bis zu Panzerzügen verfügte. Trotzalledem brachte ich es fertig, meinem Quartier und den Truppen ein solches Vertrauen einzuflößen, daß niemand wußte, daß diese erste Unternehmung gegen den Kanal ausschließlich in einer Demonstration bestand, und daß kein einziger einen Augenblick zögerte, die größten Opfer zu bringen.

Wenn durch einen unerwarteten Zufall diese Unternehmung, die wie gesagt für mich nur eine kräftige Demonstration bedeutete, ein gutes Ergebnis geliefert hätte, so hätten wir dies natürlich als eine glückliche Vorbedeutung für die unbestreitbare Befreiung des Islams und des ottomanischen Reiches angesehen. Unglücklicher Weise verzögerte sich der Vormarsch der Angriffstruppen gegen den Kanal ein wenig; als die Pontons ins Wasser gelassen wurden und die Durchquerung des Kanals begann, brach der Morgen an, und unsere Operation spielte sich unter den Augen der Engländer ab. Die von ihnen an den Übergangsstellen unverzüglich in die Wege geleiteten Verteidigungsmaßnahmen zerstörten unsere sämtlichen Pontons bis auf drei. Da es unmöglich war, den sechshundert Helden, die wir gleich anfangs nach dem gegenüberliegenden Ufer hatten bringen können, Verstärkungen zu

schicken, wurden diese von den Engländern gefangen genommen. Nun entspann sich ein lebhafter Kampf zwischen den englischen Panzerschiffen, den Hilfskreuzern, den Panzerzügen und der leichten Artillerie des Expeditionskorps. Gegen Mittag hatten wir durch das Feuer unserer Haubitzbatterie einen englischen Hilfskreuzer zerstört. Unterdessen war die zehnte Division mit ihren beiden Regimentern auf dem Schlachtfelde angekommen, und ich stellte sie, um sie in dem Kampfe zu verwerten, unter den Befehl des Kommandanten des achten Korps.

Schließlich war die Lage für mich endgültig festgelegt; das Expeditionskorps hatte mit Erfolg den Demonstrationszweck erfüllt, und ich hatte mich überzeugt, daß es keine Möglichkeit gab, den Kanal zu überqueren und sich Ismailas zu bemächtigen. Das Hauptquartier befand sich auf einem Landhügel drei und einen halben Kilometer östlich vom Kanal, und die ganze Schlacht spielte sich unter seinen Augen ab. Der Feind, dem es mittels seiner Flugzeuge gelungen war, das Hauptquartier ausfindig zu machen, erfreute dieses durch eine Anzahl von 24 cm-Geschossen aus seinen Kriegsschiffen.

Endlich gegen drei Uhr nachmittags ließ ich Djemal Pascha, den Kommandanten des achten Korps und seinen Generalstabschef von Kreß Bey zu mir bitten, die sich sieben- oder achthundert Meter von der Schützenlinie, das heißt dem östlichen Kanalufer, befanden. Mein Generalstabschef und der Chef der Operationsabteilung des Hauptquartiers, Major Ali Fuad Bey, waren bei mir. Kurz zuvor hatte ich vom Kommandanten des achten Korps einen Bericht erhalten, worin er mich wissen ließ, daß im Falle er bis zum Abend mit unserem Artilleriefeuer die Oberhand gewinnen sollte, er versuchen würde, am folgenden Morgen bei Sonnenaufgang den Übergang über den Kanal zu erzwingen.

Indem ich mich auf diesen Bericht stützte, fragte ich von Kreß Bey in seiner Eigenschaft als Generalstabschef des Armeekorps nach seiner Meinung über die Lage.

Nachdem er mir die allgemeine Situation erklärt hatte, wiederholte er seinen Vorschlag, der in dem vom Kommandanten des Armeekorps erhaltenen Bericht erwähnt worden war. Djemal Pascha war der gleichen Ansicht. Ich sagte zu ihnen:

„Der Versuch, noch einmal den Übergang über den Kanal durchsetzen zu wollen, ist von den Mitteln abhängig, über die wir

verfügen; und nach den verschiedenen Berichten, die Sie mir bis jetzt zugestellt haben, bleiben uns kaum noch drei Pontons. Der Versuch, den Kanal schwimmend zu durchqueren, ist aussichtslos. Wie wollen Sie denn also Ihren Vorschlag ausführen?"

Sowohl Djemal Pascha wie von Kreß stimmten der Richtigkeit meiner Folgerung zu; sie hatten aber nicht den Mut, mir zu raten, das Expeditionskorps den Rückzug antreten zu lassen. Man konnte gut sehen, daß von Kreß, der während $2^1/_2$ Monaten unaufhörlicher Arbeit zur Vorbereitung der Expedition nicht einmal daran gedacht hatte, sich einen Ruhetag zu gönnen, und der in diesem Feldzug einen Lebenszweck sah, angesichts des momentanen Mißerfolges von großer Verzweiflung und Niedergeschlagenheit ergriffen wurde und das einzige Heil im Tode erblickte.

„Exzellenz!" antwortete er mir, „ich glaube, daß es jetzt die Pflicht des Expeditionskorps ist, bis auf den letzten Mann vor dem Kanal zu sterben!"

Darauf erwiderte ich in größter Ruhe: „Erstens habe ich Sie nicht hierher rufen lassen, um einen Kriegsrat abzuhalten und die Verantwortung für die von mir zu treffenden Entscheidungen mit Ihnen zu teilen. Ich werde niemandem als mir selbst erlauben, die Verantwortung für alle von mir in meiner Eigenschaft als Armeekommandant befohlenen Maßnahmen zu tragen!

Mein Zweck, als ich Sie hierher berief, war, mir Rechenschaft von dem allgemeinen Zustande der Truppen in der vordersten Linie und von der Tauglichkeit der vorhandenen Hilfsmittel zu geben. Ich entnehme aus den mir von Ihnen gewordenen Erklärungen, daß hier nichts mehr zu machen ist. Noch einen Tag vor dem Kanal zu bleiben, würde die vollkommene Vernichtung des Expeditionskorps bedeuten. Dieses Korps stellt das Maximum der Streitkräfte dar, die der ottomanischen Regierung im Notfalle zur Verteidigung Syriens und Palästinas zur Verfügung stehen. Meine höchste Pflicht ist es, dieses Korps vor jedweder Gefahr zu bewahren und bis zum Ende des Krieges die größten Vorteile aus dieser Streitkraft zu ziehen.

Folglich glaube ich, daß es vorzuziehen ist, unsere Stellungen bis zum Abend zu halten, indem wir den Artilleriekampf mit dem Feinde fortsetzen und dann uns die Dunkelheit zunutze machen, um die Truppen bis zu den Stellungen zurückzuziehen, die sie gestern Abend verlassen haben, worauf der langsame Rückmarsch

auf Bir-Seba vorzunehmen ist. Von Frankenberg Bey (setzte ich hinzu), verfassen Sie, bitte, nach diesen Angaben den Tagesbefehl für die Armee!"

Djemal Pascha, von Kreß und von Frankenberg waren vollkommen überzeugt von der Logik meines Entschlusses, der in Übereinstimmung mit den Forderungen der Lage getroffen war. Gerade in diesem Augenblick, als ob der Feind geahnt hätte, daß wir in einer wichtigen Besprechung begriffen waren, begann er einen wahren Geschoßregen vor, hinter, rechts und links unserer kleinen Gruppe niederfallen zu lassen, wodurch er uns zwang, unsere Stellung zu wechseln. Schließlich unterschrieb ich den von Ali Fuad Bey verfaßten Tagesbefehl; Djemal Pascha und von Kreß kehrten in die erste Linie zurück, und wir blieben bis zum Abend im Hauptquartier.

Es war nötig, gewisse Maßregeln zu ergreifen, um zu verhindern, daß dieser Mißerfolg einen schlechten Einfluß auf die Truppen ausübe. Daher ließ ich einen Tagesbefehl an die Armee veröffentlichen, in dem ich erklärte, daß alle Truppen ihre Pflicht ehrenvoll und in patriotischer Gesinnung erfüllt hätten. Der Zweck unserer Unternehmung sei gewesen, einen offensiven Erkundungsvorstoß gegen den Kanal zu machen, um uns über die Hilfsmittel zu unterrichten, über die der Feind verfügte, und uns ebenso über die Hilfsmittel Rechenschaft zu geben, die nötig sein würden, um uns des Kanales tatsächlich bemächtigen zu können. Da dieses Ziel vollkommen erreicht sei, sei es nunmehr vorzuziehen, ins Land zurückzukehren, um bessere Hilfsmittel anzuschaffen, anstatt sich unnötigen Verlusten auszusetzen. Die Ehre verlange es, beim Rückzug den gleichen Geist des Opfermutes und der Hingabe zu betätigen wie beim Hinmarsch, damit uns nicht der geringste Materialverlust entstünde.

Das Hauptquartier der Armee, das Bir Seba am 15. Januar 1915 verlassen hatte, befand sich genau einen Monat darauf, also am 15. Februar 1915, von neuem dort.

Da die Telegraphenlinie nicht über die jenseits von Ibin (halbwegs zwischen dem Kanal und Bir Seba) gelegenen Etappenpunkten verlängert werden konnte, hatte das Große Hauptquartier seit einer Woche keinerlei Nachricht von mir erhalten und befand sich in größter Unruhe. Ich erfuhr später, daß unglücklicherweise auf das Wort eines Unbesonnenen hin, der die

Lügennachricht von der Einnahme Ismailas an den mit der Herstellung der Linien in der Wüste beschäftigten Telegraphendirektor der Armee weitergegeben hatte, dieser letztere sich mit der Arbeit besonders beeilte und die Nachricht bis nach Konstantinopel weiter verbreitete. Als dann die gegenteilige Nachricht eintraf, tat sie die schlechteste Wirkung. Immerhin aber vermochten es die vom Hauptquartier überallhin verbreiteten Erklärungen des Inhalts, der Hauptzweck sei nur ein Offensiverkundungsvorstoß gewesen, diesen Eindruck wieder zum großen Teile zu verwischen.

Um die Wahrheit zu sagen, so wußte, als wir diese erste Expedition vornahmen, kein Mensch, auf welche Weise der Kanal überschreitbar sei. Es war wirklich nötig, einen solchen offensiven Erkundungsvorstoß zu machen. Welcher Mittel bedurfte es wohl, um den Kanal zu überschreiten, der auf jede Weise vor einem Angriffe gesichert war? War es möglich, den Übergang unter Bewachung der Kriegsschiffe des Feindes vorzunehmen? War es nicht möglich, den Kanal zu zerstören? Und selbst wenn der Übergang über den Kanal mißlang und es unmöglich war, sich des Kanals zu bemächtigen, konnte man sich vielleicht fest auf dem östlichen Ufer niederlassen und durch weittragende Geschütze die Durchfahrt von Kriegs- und Handelsschiffen verhindern? Wäre das nicht der vorteilhafteste Plan für uns? Lauter Fragen, deren Beantwortung die Unternehmung eines offensiven Erkundungsvorstoßes nötig machte. Dank ihm gab man sich genaue Rechenschaft über die Lage, und in der Erwartung der Ergebnisse dieses Versuches verschoben die Engländer ihren Dardanellenangriff und fanden sich in die Notwendigkeit versetzt, nicht weniger als zweihundertfünfzigtausend Mann ständig in Ägypten zu belassen. Aus diesen Beobachtungen geht klar hervor, daß die Anstrengungen, die die erste Expedition gegen den Kanal gekostet hatte, nicht umsonst gewesen waren, weil das gesteckte Ziel erreicht wurde.

Während unseres Rückzuges vom Kanal gab ich dem Major Ali Fuad Bey für sein Referat als Richtschnur die Anzahl der nötigen Streitkräfte und die Art des Artillerie- und sonstigen Materials, dessen wir bedürfen würden, um eine erfolgbringende Expedition gegen den Kanal zu unternehmen und befahl ihm, auf dieser Grundlage einen genauen Bericht zu verfassen.

Während der vier oder fünf Tage, die ich in der Etappe Ibin zubrachte, um den Vorbeimarsch aller Truppen zu erwarten, schloß Ali Fuad Bey seinen Bericht ab und übergab ihn mir, nachdem er ihn mit dem Generalstabschef durchgesehen und dessen Zustimmung erhalten hatte. Ich bedauere, diesen Bericht, den ich nach Einfügung einiger leichter Änderungen billigte, nicht zur Hand zu haben, um ihn veröffentlichen zu können. Könnte ich dies tun, so würde der englische Generalstab sehen, welche nützlichen Lehren uns dieser Offensiv-Erkundungsvorstoß verschafft hat. Vielleicht würde er so etwas wie Scham darüber empfinden, daß man unsere in englische Gefangenschaft geratenen Helden durch die Straßen von Kairo schleppte, und daß in den englischen Tagesberichten unsere Armee in sehr wenig taktvoller Weise erwähnt worden ist.

Aber wenn ich, so Gott will, nach Konstantinopel zurückkehre, werde ich es mir angelegen sein lassen, diese Lücken meiner Arbeit auszufüllen.

Nachstehend die Liste unserer Verluste während der ersten Kanalexpedition:

Offiziere: 14 Tote, 15 Verwundete, 15 Vermißte.
Soldaten: 178 Tote, 366 Verwundete, 712 Vermißte.

In ihren offiziellen Berichten gaben die Engländer unsere Verluste wie folgt an:

1000 Tote, 2000 Verwundete, 650 Gefangene.

Wenn man unsere wirklichen Verluste mit den falschen Angaben der Engländer vergleicht, wird man die Übertreibung der englischen Berichte erkennen.

Wüstenkommando

Bei meiner Rückkehr vom Kanal hatte ich alles genau bestimmt, was von nun an in der Wüste zu geschehen hätte, und ich hatte auch darüber nachgedacht, auf welche Weise es ins Werk zu setzen sei. Die Arbeiten, die für einen entscheidenden Feldzug gegen den Kanal vorzunehmen waren, bestanden ausschließlich in der Organisation der Etappen. Wie trefflich auch immer eine Etappenorganisation angelegt sein möge, so lange ihre Punkte nicht durch einen sicheren Weg miteinander verbunden sind,

wird es keine Möglichkeit geben, sie lange aufrechtzuerhalten, noch ein bedeutendes Heer an den Kanal heranzubringen. Eine der ersten Fragen, die ich in Betracht zog, war der Bau einer Straße, welche die Etappenpunkte von Bir Seba in der Richtung nach Ismaila untereinander verbinden und dadurch den Transport aller Arten von Wagen und Automobilen gestatten würde, sowie die Anlegung einer Eisenbahnlinie, die dieser Straße parallel laufen sollte.

Außerdem war es nötig, an jedem Etappenpunkt Brunnen zu graben und alle Arten von notwendigen Etappenbauten, wie Lazarette, Magazine usw. zu errichten. Um alle diese Bauten vornehmen zu können, war es unumgänglich, vierzig- bis fünfzigtausend Arbeiter in der Wüste zu beschäftigen. Wenn man aber diese Arbeiterposten unverteidigt ließe, würden sie zweifellos die ganze Zeit über von den kühnen mobilen Kavallerie- oder Kamelreitertruppen der Engländer belästigt werden, und es war darum nötig, die Wüste in sehr wirksamer Weise zu befestigen. So beschloß ich denn, die Schaffung eines Wüstenkommandos, das dem Hauptquartier der Armee direkt unterstellt sein und unter dessen Befehl alle Truppen stehen sollten, die die verschiedenen Punkte der Wüste besetzt halten, und schlug diesen Posten von Kreß Bey vor.

Von Kreß, der seinerseits die Kanalexpedition als sein Ideal betrachtete und den Kampf mit den Schwierigkeiten der Wüste als einen Gegenstand des Trostes, nahm meinen Vorschlag ohne zu zögern an. Auf diese Weise wurden in der Wüste zwei von einander unabhängige Organisationen geschaffen, deren eine, die ,,Inspektion der Wüstenetappen“, die Errichtung der Etappen und der Verbindungslinien zur Aufgabe hatte, während die andere, das ,,Wüstenkommando“, diese Arbeiten vor den Angriffen des Feindes schützen und sich über die Tätigkeit des Gegners auf dem Laufenden halten sollte, indem es von Zeit zu Zeit Erkundungstruppen bis zum Kanal schickte.

Der Sitz des ,,Wüstenkommandos“ sollte zunächst Ibin und die Hauptdetachements sollten in Ibin, El-Arisch und Kalaat-ul-Nahl sein. Als Standort der Wüstenetappeninspektion wurde Bir Seba bestimmt. Nachdem ich die nötigen Befehle hinsichtlich dieser Organisation erteilt hatte, kehrte ich nach Bir Seba und von da nach Jerusalem zurück.

Zwei oder drei Tage nachher, als die fünfundzwanzigste und die zehnte Division in Bir Seba versammelt waren, lud ich eine Anzahl von Notabeln aus Jerusalem, u. a. auch die Konsuln der neutralen und verbündeten Mächte ein, um ihnen zu zeigen, daß meine Truppen es vermocht hatten, ohne den mindesten Unfall die Wüste zu durchqueren und den Kanal zu erreichen, dort eine Schlacht zu liefern und in gutem Zustande nach Bir Seba zurückzukehren, wo ich sie Revue passieren ließ.

Da zu diesem Zeitpunkt Italien noch nicht zu den Kriegsteilnehmern gehörte, befand sich der italienische Konsul unter den Geladenen.

Ich kann mit Stolz sagen, daß die von der ersten, im ganzen zwei Monate dauernden Kanalunternehmung zurückkehrenden Truppen nicht einen einzigen Nachzügler in der Wüste zurückgelassen hatten. Nicht ein Soldat blieb zurück, außer denen, die in der Schlacht vor dem Kanal fielen, und den auf dem gegenüberliegenden Ufer in die Hände der Engländer Geratenen, und man sah es keinem einzigen Mann an, daß er unter Hunger oder Durst gelitten hatte. Die Etappenkolonnen erfüllten ihre Pflicht mit solchem Ernst, daß niemals eine Kolonne an den bezeichneten Punkten zu einer anderen als der festgesetzten Zeit angekommen war. Aber das Wichtigste von allem war, daß unter diesen arabischen Mannschaften aus Syrien und Palästina, aus denen die Etappenkolonnen sich ausschließlich zusammensetzten, nicht ein einziger Fall von Desertion oder Verrat festgestellt worden ist.

Nachdem ich so das Wüstenkommando und die Wüstenetappen organisiert hatte, verteilte ich die Kommandostellen innerhalb des sehr ausgedehnten Armeebereichs wie folgt:

Palästina, den Sandschak Jerusalem und Sandschak Akka umfassend, nannte ich „Kommando des Bereichs von Jerusalem" und übergab dieses Kommando Djemal Pascha, dem Kommandanten des achten Armeekorps. Die Kazas (Bezirke) von Bir Seba und Gazza gehörten nicht zu diesem Bereich und sollten der Inspektion der Wüstenetappen unterstellt sein.

Fahri Pascha, dem Kommandanten des XIII. Korps, übergab ich mit dem Titel „Interimistischer Kommandant der IV. Armee", das Kommando der Abteilungen in der durch den mittleren

und nördlichen Teil des Wilajets Beirut, sowie die Wilajets Syrien, Aleppo und Adana gebildeten Zone. Dann schlug ich mein Hauptquartier in Jerusalem auf und beschloß, mich ausschließlich mit den Vorbereitungen zum zweiten Feldzug gegen den Kanal zu beschäftigen.

Die VIII. und X. Division wurden der Armee direkt angegliedert. Dies war Ende Februar 1915 die allgemeine Lage der IV. Armee.

Von Frankenberg, dem Generalstabschef der Armee, händigte ich einen genauen Plan ein, den ich über die Haupt- und Reservetruppen sowie über das Material, die Mengen und Arten der für die zweite Kanalexpedition benötigten Munition aufgestellt hatte und schickte ihn auch nach Konstantinopel. Das Türkische Große Hauptquartier nahm meinen Plan uneingeschränkt an; als ich jedoch für diesen wichtigen Versuch eine Anzahl von Artillerietruppen und von deutschen Spezialtruppen verlangte, schickte es ihn durch Vermittlung Frankenbergs an das Deutsche Hauptouartier, um auch dessen Genehmigung zu erhalten. Das damalige Deutsche Hauptquartier legte dieser Sache nicht die nötige Wichtigkeit bei und zog sie unnötigerweise in die Länge.

Nachdem ich mein Hauptquartier in Jerusalem aufgeschlagen hatte, ließ ich es mir besonders angelegen sein, die arabischen Führer, wie Scherif Hussein Pascha, den Emir von Mekka, Ibn-el-Reschid und Ibn-el-Sunud zu wirksamer Hilfeleistung bei den Armeen des Kalifen zu veranlassen. Ich setzte mich mit jedem von ihnen in Verbindung. Wenn ich die Antworten veröffentlichen werde, die ich im Laufe dieses Briefwechsels von Scherif Hussein erhielt, wird die ganze islamische Welt deutlich sehen, welche zweideutige Rolle diese Persönlichkeit gespielt hat.

Der Emir Ibn-el-Sunud konnte uns keinerlei direkte Hilfe gewähren, da er sich ganz in der Nähe der Engländer befand und diese ihm den größten Schaden zufügen konnten. Aber er nützte uns sehr, indem er der Armee Kamele schickte und die Einfuhr von Waren aus seinem Gebiete nach Syrien erlaubte. Was den Emir Ibn-el-Reschid betrifft, so hat er bis zum Ende des Krieges bewiesen, daß er ein ehrenhafter und dem Kalifat tief ergebener Mohammedaner ist. Die Machenschaften des Scherifs Hussein werde ich später erwähnen.

Damals ließ ich Nuri Bey, den Bruder Enver Paschas, der von Konstantinopel gekommen war, auf einer Schmugglerbarke von Beirut nach Tripolis übersetzen.

Ich will hier auch anfügen, daß die Streitkräfte, die ich unter dem Kommando Wehib Beys von Mekka hatte kommen lassen, sich bis in die nächste Nähe von Suez vorgeschoben hatten. Als ich mich zum Rückzug entschloß, zog ich diese Truppen neuerdings bis Maan zurück, und da in diesem Augenblick Wehib Bey gerade zum Kommandanten der II. Armee ernannt worden und nach Konstantinopel abgereist war, schickte ich seine Truppen unter Befehl von Nedjib Bey nach Mekka zurück.

Wenn ich diese Einzelheiten niederschreibe, so will ich damit nur manchen Toren antworten, die den Aufstand des Scherifs Hussein dem Umstande zuschreiben wollten, daß ich Mekka unnötigerweise von den dort befindlichen Truppen entblößt hatte.

Zu dieser Zeit war die alliierte Flotte, die versucht hatte, die Dardanellen zu forcieren, unter Verlusten zurückgeschlagen worden. Ich schickte damals Enver Pascha eine Depesche, in der ich ihm die Gründe auseinandersetzte, aus denen es nach meiner Überzeugung der feindlichen Flotte unmöglich sei, die Meerenge zu passieren. Ich glaube, daß ich auch Talaat Bey diese meine Überzeugung mitgeteilt habe. Der Grund, warum ich meinen Freunden diese Mitteilungen machte, war, sie in ihrer eigenen Überzeugung zu bestärken und ihre moralische Kraft zu heben. Ich bin sicher, daß damals jedermann in Konstantinopel darauf gefaßt war, eines schönen Morgens die feindliche Flotte an der Landzunge des Serails erscheinen zu sehen. Diese Geistesverfassung konnte möglicherweise auch den Glauben und die Überzeugung meiner Kollegen beeinflussen; und da der Nachteil, der daraus entstehen konnte, außerhalb jeder Berechnung lag, hatte ich ihnen meinen eigenen Glauben mitgeteilt, als ein Mitarbeiter der von weitem die allgemeine Lage sieht und beurteilt, und Enver Pascha sagte mir später, daß diese Nachricht, die mit seiner eigenen Überzeugung übereinstimmte, eine große moralische Wirkung hervorgebracht hätte.

Da nach jenem Flottenangriff die Möglichkeit gegeben war, daß der Feind sich in einen heftigen Landangriff einlassen würde, indem er Truppen an den Dardanellen ausschiffte, bat mich Enver Pascha, der die Notwendigkeit einsah, genügend starke Infanterie-

truppen in der Umgebung von Konstantinopel zusammenzuziehen, die VIII. und X. Division dorthin zu schicken.

Ich entsprach sogleich diesem Wunsche. Nachdem der Feind auf der Halbinsel Galipoli gelandet war, verlangte Enver Pascha auch die Rücksendung der 25. Division nach Konstantinopel. Ich schickte auch diese. Er bat mich, auch eine der Divisionen des XIII. Korps nach Bagdad und die andere nach Biblis schicken zu wollen. Dieser Bitte kam ich gleichfalls nach, und ebenso führte ich den Befehl aus, sämtliche Schnellfeuerbatterien und sämtliche Maschinengewehre aus dem Armeebereich nach den Dardanellen zu schicken. Schließlich befand ich mich in einer solchen Lage, daß die Truppen im Umkreise der Armee mit den Wilajets Adana, Aleppo, Syrien, Libanon und Palästina einschließlich der in der Wüste befindlichen auf zwölf Bataillone reduziert waren und in dem ganzen Armeebereiche weder eine einzige Schnellfeuerbatterie, noch eine einzige Maschinengewehrkompagnie zurückblieb. Diese zwölf Bataillone bestanden ausschließlich aus Arabern von Syrien und Palästina; an türkischen Truppen gab es nichts als die freiwilligen Derwischbataillone und eine Infanteriekompagnie, die ich aus Freiwilligen aus der Dobrudscha für das Hauptquartier der Armee gebildet hatte. Dies ist der beste Beweis, wie fest ich davon überzeugt war, daß die Araber sich nicht empören und zu Verrätern werden würden.

Das wichtigste militärische Ereignis, das hiernach bis zum Ende des Jahres 1915 stattfand, war der Aufstandsversuch der Armenier von Zeitun und Urfa, der durch Entsendung regulärer militärischer Streitkräfte unterdrückt wurde. Man konnte das Jahr 1915 im allgemeinen mit Recht als das Jahr der Arbeiten und Befestigungen bezeichnen.

Wie ich später noch berichten werde, wurden zahlreiche Straßen- und Eisenbahnlinien sowohl in der Wüste wie im Innern des Landes gebaut und die mit allen möglichen Einrichtungen versehenen Etappenpunkte errichtet.

Abgesehen hiervon wurden für alle Fälle noch Befestigungen in Mersina, Taprakkale, Dört Yol und an der Küste von Alexandrette aufgeführt, und ebenso vier oder fünf Verteidigungslinien geschaffen gegen eine Landung des Feindes in Syrisch-Tripolis, Beirut, Haiffa, Jaffa, im Innern des Libanon, am Berge Karmel und im Hinterland, sowie im Innern von ganz Palästina. Natür-

lich wurden zum Ersatz der nach Konstantinopel beförderten Divisionen im Innern Syriens, Palästinas, Aleppos und Adanas neue Divisionen aufgestellt. Ihre Ausbildung bildete eine der Hauptaufgaben der Armee.

Im August 1915 bat mich Enver Pascha angesichts der ungünstigen Wendung, die die militärische Expedition im Irak für uns nahm, ich möchte mich doch der zivilen und militärischen Verwaltung dieses Landstriches annehmen.

Ich antwortete, daß gerade in dem Augenblicke, wo die geheimen Machenschaften der arabischen Revolutionäre in Syrien und Palästina an den Tag gebracht hatten, daß die Lage in diesen Provinzen außerordentlich schwierig geworden war, meine Abwesenheit höchstwahrscheinlich noch viel schlimmere Wirkungen zur Folge haben dürfte; aber wenn er meinen Gesichtspunkt nicht teile, sei ich bereit, nach Bagdad abzureisen. Enver Pascha, der meinen Standpunkt billigte, schlug für das Generalkommando des Irak den Marschall von der Goltz vor und schickte diesen, nachdem er angenommen, hin.

Wie schon erwähnt, verstrich das Jahr 1915 in Vorbereitungen zur zweiten Unternehmung gegen den Kanal. Da ich aber den Eindruck hatte, daß das Deutsche Hauptquartier den Vorbereitungen für diese Expedition nicht die gebührende Wichtigkeit beilegte, reiste ich im November nach Konstantinopel, um die Aufmerksamkeit Enver Paschas ernstlich auf diesen Punkt zu lenken. Nachdem ich zwei Wochen dort gewesen war, kehrte ich nach Damaskus zurück, ohne jedoch viel erreicht zu haben.

Da die Engländer und Franzosen sich nach Räumung der Dardanellen zurückgezogen hatten, lud ich Enver Pascha ein, nach Syrien zu kommen, um die Vorbereitungen, die ich in der Wüste getroffen hatte, aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Er kam im Laufe des Februar 1916, und nachdem wir eine lange Inspektionsreise durch Syrien, Palästina und die Wüste Sinai gemacht hatten, besuchten wir zusammen Medina.

Der damals im Hauptquartier befindliche Scherif Faisal begleitete uns auf dieser Reise.

Enver Pascha war mit der Organisation der Wüstenetappen außerordentlich zufrieden. Wir kamen gemeinsam zu der Ansicht, daß es zwar unmöglich sei, den Kanal zu überschreiten und die Engländer aus Ägypten zu vertreiben, daß es aber sehr wohl an-

gehen würde, uns fest auf dem östlichen Ufer zu verschanzen und mittels schwerer Geschützbatterien den Verkehr der Handelsdampfer zu verhindern.

Mein größter Wunsch war damals, dahin zu arbeiten, daß die beim Scherif Hussein klar zu Tage getretenen revolutionären Neigungen nicht weiter ausarteten, und ihn zu überreden, unter dem Befehl eines seiner Söhne eine Hilfstruppe nach Palästina zu entsenden. Unter diesem Gesichtspunkte besprach ich mich andauernd mit Scherif Faisal und unterhielt einen sehr verbindlichen Briefwechsel mit Scherif Hussein. Wie man später in dem dem arabischen Aufstand gewidmeten Kapitel sehen wird, konnte ich trotz aller Anstrengungen zu keinem Ergebnis gelangen, und endlich, am 2. Januar 1916, stand ich vor der Tatsache der Empörung des Scherifs Hussein. Dieser Aufstand versetzte der Unternehmung gegen den Kanal einen schweren Stoß.

Schon kurz nach der ersten Expedition im Laufe des Mai 1915 hatte ich einen Artikel im „Manchester Guardian" gelesen. Dieser Artikel lautete:

„Der Oberbefehlshaber der Streitkräfte im östlichen Mittelmeer ist im Begriff, in Ägypten einen großen strategischen Fehler zu begehen, nämlich, den Kanal als einen mit Wasser gefüllten Graben zu betrachten, hinter dem sich die englischen Verteidigungskräfte befinden. Was wir zu verteidigen haben, ist nicht Ägypten, sondern vielmehr der Suezkanal. Ägypten ist für uns nur deshalb von Bedeutung, weil es eine riesige Landfläche darstellt, die den Kanal gegen einen von Westen kommenden Angriff deckt. Wenn man die Lage Ägyptens mit Hinsicht auf den Kanal so betrachtet, ist es offensichtlich, daß wir, um diesen letzteren vor einem Angriff zu schützen, der Halbinsel Sinai und sogar Palästinas für die Verteidigung benötigen. Unsere Befehlshaber sowie unsere hohen Regierungsbeamten haben bis jetzt die Türken als sehr schwach und unfähig angesehen, einen Angriff gegen Ägypten ins Werk zu setzen. Aber im vorigen Januar sind wir darüber belehrt worden, wie falsch diese Anschauung ist, und zwar durch die Durchquerung der 350 km langen Wüste Sinai seitens einer fünfzehn- bis zwanzigtausend Mann starken Streitkraft, die in vollkommener Ordnung vor dem Kanal ankam, und von der sechshundert Mann mit ganz einfachen Hilfsmitteln auf das andere Ufer gelangten.

Die fieberhaften Vorbereitungen, die, wie uns berichtet wird, die Türken augenblicklich machen, können in einem oder zwei Jahren sehr bedeutende Ergebnisse hervorbringen und wenn es den Türken gelingt, anstatt wie heute sechshundert, dann zehn- oder selbst zwanzigtausend Mann auf das östliche Ufer zu werfen und sich dort gewaltsam festzusetzen, wie wird es dann mit unseren Verbindungen aussehen?

Und selbst wenn die Türken nicht auf das östliche Kanalufer vorzudringen vermögen, können sie, indem sie sich auf dem westlichen Ufer befestigen, weittragende Kanonen dort aufstellen, die die Verbindungen unterbrechen werden. Warum wollen nun unsere Kommandanten nicht die ungeheuren Nachteile erkennen, die aus einem solchen Sachverhalt hervorgehen müssen? Wir halten es also für sehr nachteilig, in Ägypten zu bleiben, um den Kanal gegen Westen zu verteidigen, und wir finden es durchaus notwendig, die Verteidigung auf die Halbinsel Sinai zu tragen."

Dieser Artikel, der meine größte Aufmerksamkeit erregt hatte, war die Veranlassung, daß ich während des ganzen Jahres 1915 daran arbeitete, die für eine Landung, mit der Absicht, das Innere Palästinas anzugreifen, günstigsten Punkte in Verteidigungszustand zu versetzen.

Ich rechnete darauf, daß die Engländer, wenn sie einen Landangriff gegen Palästina versuchen wollten, genötigt sein würden, eine Etappenlinie zwischen dem Kanal und Palästina zu errichten, wie wir es umgekehrt getan hatten, um den Kanal durch eine Eisenbahnlinie mit Palästina zu verbinden. Während des ganzen Jahres 1915 betrat keine einzige englische Abteilung das westliche Kanalufer. Von Zeit zu Zeit stießen einige Kamelreiterpatrouillen bis zu Punkten vor, die 50 oder 60 km vom Kanal entfernt lagen und kehrten dann einige Tage später wieder auf das gegenüberliegende Ufer zurück.

Die ersten Verteidigungsarbeiten der Engländer, die sich gegen Ende Januar 1916 feststellen ließen, waren die Befestigungen der Brückenköpfe gegenüber von Kantara und Ismaila auf dem östlichen Ufer des Kanals. Das Datum dieser Arbeiten fällt mit dem der letzten Briefe des Scherifs Hussein an die Engländer zusammen, worin er sie seines Abfalls versichert. Daraus läßt sich sehr wohl schließen, daß die Engländer, solange sie in dieser Hinsicht nicht

vollkommen sicher waren, sich nicht hatten entschließen können, auf das östliche Ufer des Kanals überzugehen und, genauer gesagt, eine Offensivbewegung gegen Palästina zu unternehmen. Sie wußten sehr gut, daß der Aufstand des Scherifs Hussein uns zwingen würde, verschiedene Abwehrmaßregeln in der Hedjas-Region zu treffen, und daß wir eben deshalb Teile der für Syrien und Palästina bestimmten Streitkräfte von da abziehen mußten. Abgesehen davon waren sie sicher, daß die Beduinen, an die sie durch Vermittlung des Scherifs Hussein Geld verteilen ließen, sich gegen uns erheben würden und daß ein Beduinenaufstand uns vollends schwächen müsse.

Am 1. April 1916 kam die deutsche Flugzeugkompagnie Nr. 300 in Bir-Saba an, die erste tatkräftige Hilfe. Dann trafen am 12. und am 15. April zwei österreichisch-ungarische 15 cm-Feldhaubitzbatterien ein.

Die Flugzeugabteilung war uns von großem Nutzen zur Erkundung aller Einzelheiten der Brückenkopfbefestigungen und Eisenbahn sowie der sonstigen Arbeiten, die die Engländer östlich vom Kanal vornahmen.

Bei dem Aufstand des Scherifs Hussein ernannte ich Fahri Pascha zum Befehlshaber von Medina, und ich mußte dort eine aus fünfzehn oder sechszehn Infanteriebataillonen und nicht weniger Gebirgsbatterien zusammengesetzte Truppe bilden.

Ich hege in der Tiefe meiner Seele eine hohe Achtung und unbegrenzte Bewunderung für Fahri Pascha, der, von allen Seiten durch feindliche Elemente und Einflüsse bedrängt, es verstanden hat, mit dieser Streitmacht Wunder zu vollbringen und vom Januar 1916 bis Dezember 1918, also während fast 3 Jahren, das Heilige Grab gegen die Truppen des Renegaten Scherif Hussein und die aufständischen Beduinen zu verteidigen, die durch englische und französische Artillerie und alle Arten von Hilfskorps verstärkt waren. Und selbst als diese kleine Garnison, die ungefähr Oktober oder November 1917 bereits auf fünf oder sechs Bataillone zusammengeschmolzen war, infolge der Einnahme von Maan im Januar 1918 durch den Scherif Faisal vollkommen vom Hinterland abgeschnitten wurde, leistete sie noch Widerstand und vermochte es, Medina bis drei Monate nach dem Waffenstillstand zu halten.

Über alles Lob erhaben war die Tapferkeit und Zähigkeit der aus vier oder fünf türkischen Bataillonen bestehenden Truppe,

die, mit dem Schutze der Eisenbahn von Medina nach Maan betraut, die Verbindung zwischen Medina und der Armee sicherte. Die Persönlichkeiten, die ich als die Seele der Verteidigung dieser über tausend Kilometer langen Eisenbahnlinie zwischen Medina und Maan betrachte, sind nächst Fahri Pascha tapfere Männer, wie der Platzkommandant von Medina, Basri Pascha, Brigadegeneral Djemal Pascha, der sich in der Verteidigung der albanischen Festung Skutari ausgezeichnet hatte (und den die Araber „Djemal Pascha Salis", d. h. „der dritte Djemal Pascha", nannten), Oberst Nedjib Bey und später Oberstleutnant Kemal Bey sowie einige andere.

Diese Handvoll Soldaten vereitelte durch ihre Tapferkeit und Unerschrockenheit alle Versuche der Söhne des Scherifs Hussein und schlug sie mit blutigen Verlusten zurück. Der Beweis dafür ist, daß trotz des sich von Medina bis nach Maan ausbreitenden Beduinenaufstands, und trotzdem die Küste von Truppen des Scherifs besetzt war, die durch englische und französische Truppen Verstärkung hatten, die Verbindungen zwischen Medina und Syrien vom Juni 1916 bis zum Dezember 1917 nicht unterbrochen wurden, und daß die Züge mehr oder weniger regelmäßig verkehrten. Aber die Opfer, die gebracht werden mußten, um einerseits die Verpflegung der Truppen von Medina und anderseits die Versorgung der zwischen Medina und Maan gestaffelten Truppen mit Lebensmitteln und Munition zu gewährleisten, zwangen uns, die Opfer, die für Palästina und Sinai vorgesehen waren, auf die Hälfte zu vermindern und verhinderten uns, unsere Sinaifront nach Wunsch zu verstärken.

Am 23. April 1916 gelang von Kreß Bey an der Spitze zweier Infanteriebataillone, einer Gebirgsbatterie und eines freiwilligen Kamelreiterregiments ein überraschender Angriff und die Gefangennahme eines englischen Kavallerieregiments mit seinen Kommandanten und allen Offizieren. Dieses Ereignis hob die Zuversicht unserer Truppen sehr. Ungefähr zu diesem Zeitpunkt waren die 3. Infanteriedivision sowie einige deutsche Maschinengewehrabteilungen und zwei österreichisch-ungarische Gebirgshaubitzbatterien von Konstantinopel aus zur Sinaifront gestoßen.

Während dieser Zeit hatten die Engländer ihre Brückenkopfbefestigungen gegenüber Kantara beträchtlich verstärkt und, indem sie sich mit ihrem linken Flügel an das Meer stützten, schoben

sie ihre aus drei Waffengattungen bestehenden Truppen bis nach Katia und den Brunnen von Romani vor. Auch hier begannen die Engländer alsbald feste Verteidigungsstellungen zu bauen.

Von Kreß, der von neuem den Befehl über das Expeditionskorps übernommen hatte, berichtete, daß die Truppen des langen Wartens müde seien und schlug eine Offensivbewegung gegen Romani vor. Ich ließ ihn daraufhin wissen, daß ich meine Einwilligung zu einer derartigen Operation nur unter der Bedingung gäbe, daß die Existenz des Expeditionskorps, als der einzigen Streitmacht, auf die wir uns zur Verteidigung Palästinas stützen mußten, nicht gefährdet würde.

Nachstehend gebe ich eine Aufstellung der Streitkräfte, aus denen die zweite Kanalexpedition zusammengesetzt war:

Die 3. Infanteriedivision (drei Regimenter zu drei Bataillonen, eine Kavallerieschwadron, zwei Gebirgsbatterien, ein Geniebataillon),
ein Maschinengewehrbataillon (acht Kompagnien),
zwei österreichisch-ungarische Gebirgshaubitzbatterien,
eine deutsche 10 cm-Batterie,
eine deutsche 15 cm-Batterie,
zwei Abteilungen Flugzeugabwehrgeschütze.
Im ganzen zehntausend Mann.

Diese Unternehmung, die anfangs Juli 1916 begann, schloß mit dem Mißerfolg des Expeditionskorps vor Katia und Romani ab. Hierauf zwangen die Engländer das Expeditionskorps, das sie Schritt für Schritt mit großen Kavallerie- und Kamelreiterkräften verfolgten, sich bis nach El-Arisch zurückzuziehen. Endlich räumte das Expeditionskorps auch El-Arisch am 16. Dezember und mußte auf die Linie Han Yonus-El-Hafir (an der alten Grenze Palästina-Sinai) zurückgehen.

Die Engländer bauten ihre Eisenbahnen mit unglaublicher Schnelligkeit und legten fast täglich zwei Kilometer Gleise. Endlich entschlossen wir uns Mitte Februar nach Beratungen mit Enver Pascha, der zur Besichtigung der Palästinafront eingetroffen war, und von Kreß, unsere Verteidigungsstellung auf die Linie Gazza—Tell-el-Scheria—Bir-Seba zu verlegen und betrauten von Kreß Bey mit der Aufgabe, diese Linien mit den vorhandenen Truppen zu verteidigen.

Die schwierige Lage, einerseits geschaffen durch den Hedjasaufstand, anderseits durch die Notwendigkeit, fortwährend die Drusen und die verschiedenen Beduinen im Auge zu behalten, zwang mich, das Hauptquartier der Armee in Damaskus zu belassen.

Erste Schlacht von Gazza

Die türkischen Truppen, die sich nach dem 15. März 1917 auf die Linie Gazza Tell-el-Scheria—Bir-Seba zurückgezogen hatten, bestanden aus folgenden Streitkräften.

In Gazza:

Das 79. Infanterieregiment der 27. Division und das 125. Regiment der 16. Division,

zwei österreichisch-ungarische Gebirgshaubitzbatterien,

zwei türkische Feldkanonenbatterien,

eine deutsche 10 cm-Feldkanonenbatterie,

eine türkische 15 cm-Haubitzbatterie,

zwei deutsche Maschinengewehrkompagnien und fünf oder sechs türkische Maschinengewehrkompagnien.

Insgesamt dreitausendfünfhundert Gewehre.

In Djemmaméh:

Die 3. Infanteriedivision (neun Bataillone, sechs Feldkanonenbatterien, vier Maschinengewehrkompagnien, eine 15 cm-Feldhaubitzbatterie.

Insgesamt fünftausend Gewehre.

In Tell-el-Scheria:

Das Hauptquartier des XXII. Korps mit zwei Infanterieregimentern der 16. Division und der Divisionsartillerie.

Insgesamt fünftausend Gewehre.

In Bir-Seba:

Die 3. Kavalleriedivision mit drei Regimentern.

Insgesamt eintausendfünfhundert Säbel.

Außer diesen Streitkräften waren in Ramleh zwei Regimenter der 53. Division angekommen, von denen nur eines nach Gazza unterwegs war.

In seinem im November 1917 veröffentlichten offiziellen Bericht gibt General Murray die in der ersten Schlacht eingesetzten ottomanischen Streitkräfte wie folgt an:

In Gazza:
Die 3. Division und das 2. Infanterieregiment,
vierundzwanzig Maschinengewehre,
zwei schwere deutsche 150 mm-Batterien,
drei österreichisch-ungarische 105 mm-Feldhaubitzbatterien,
fünf Feldkanonenbatterien.
Insgesamt zehntausend Gewehre.

In Tell-el-Scheria:
Die 16. Infanteriedivision (insgesamt sechstausend Gewehre, sechzehn Maschinengewehre, vier Feldbatterien),
die 3. Kavalleriedivision (vier leichte Geschütze, vier Haubitzen und vier Maschinengewehre).

In Ramleh:
Die 53. Infanteriedivision.

In Jerusalem:
Die 54. und 67. Infanteriedivision.
In Haiffa:
Die 27. Infanteriedivision.

Ich kann in kategorischer Weise versichern, daß die Engländer diese Streitkräfte nur in ihrer Phantasie gesehen haben. Wenn alle Angaben des englischen Generals in bezug auf die türkischen Streitkräfte von solcher Art sind, so hat ihn sein Nachrichtendienst zweifellos schlecht bedient. Wie ich weiter oben erwähnt habe, bestanden die türkischen Truppen, die sehr erfolgreich den ersten Angriff der Engländer auf Gazza zurückschlugen, insgesamt also aus höchstens achtzehntausend Mann. Die englische Armee setzte sich, nach dem Bericht des Generals Murray, aus den folgenden Truppen zusammen:

In der ersten Linie (unter dem Befehl des Generals Sir Philip Chetwoode):
Die Anzac-Gebirgsdivision,
die kaiserliche Gebirgsdivision, die hauptsächlich aus Yeomanry bestand,
die 53. Infanteriedivision, mehrere Automaschinengewehrgeschwader.

Die Truppen der zweiten Linie umfaßten:
Die Kamelreiterdivision (Meharistendivision),
die 52. und 54. Infanteriedivision,

schwere Artillerie- und Maschinengewehrkompagnien mit Gruppen von Automaschinengewehren.

Nach diesen Zahlen besaßen die Engländer in dieser ersten Schlacht von Gazza:

drei Infanteriedivisionen,
drei Kavalleriedivisionen,
eine Kamelreiterdivision und die am Kampfe teilnehmende Flotte.

Mit diesen, unter dem Befehl des Generals Sir Charles Dobell stehenden Truppen beschloß General Murray, der Oberbefehlshaber der englischen Mittelmeertruppen, die Linie Bir-Seba-Gazza anzugreifen.

Die 53. Division, die zwölftausend Gewehre zählte, sollte Gazza von vorn überfallen, während die Anzac-Kavalleriedivision und die Yeomanry mit einer weiteren Kavalleriedivision Gazza von Osten umzingeln, zwischen Gazza und Djemameh vordringen und es am Ende durch Einschließung von Norden her vollkommen isolieren sollte.

Die Truppen, die in erster Linie angreifen sollten, setzten sich in der Nacht vom 25. auf den 26. März in Bewegung. Am 25. März um acht Uhr morgens zernierte die Kavallerie Gazza vollständig, und die Verbindungen in die Stadt wurden von allen Seiten unterbrochen. Um zehn Uhr morgens wurde noch eine Brigade der 54. Division mit einigen Regimentern der 53. Division gegen Gazza nachgeschickt; auf diese Weise wurde ein und eine halbe Division mit mehr als zwei Kavalleriedivisionen der kleinen, in Gazza befindlichen türkischen Truppe von dreitausendfünfhundert Gewehren entgegengestellt. Dank dem Heldenmut seiner türkischen und arabischen Verteidiger leistete Gazza den Angriffen des Feindes vierundzwanzig Stunden lang Widerstand. Schritt für Schritt machten diese Helden jeden Daumenbreit des Bodens von Gazza dem Feinde streitig, und jeder Hügel wurde zwei- oder dreimal verloren und wieder genommen.

Am selben Tage rückte nachmittags die 3. Division von Djemmameh gegen die englische Nachhut vor, und am nächsten Tage, sobald die Wirkung dieser Bewegung sich fühlbar zu machen begann, mußten sich die Engländer in großer Unordnung zurückziehen. Die 16. Division, die von Tell-el-Scheria kam, und die 3. Kavalleriedivision aus Bir-Seba vermehrten die Unordnung.

Ich will hier nicht in überflüssige Einzelheiten eingehen; aber ich möchte sagen, daß trotz der gegenteiligen Behauptungen des englischen Generals in seinem öffentlichen Bericht, wonach in der Nacht vom 26. auf den 27. März Verstärkungen angekommen sein sollen, nicht ein einziger Mann in die Stadt gekommen ist bis zu dem Morgen des 27., an dem die Engländer sich zurückzuziehen begannen.

Die erste Schlacht von Gazza wird einen hervorragenden Platz in den militärischen Annalen der türkischen Geschichte behalten. Dank dem Widerstand, den an diesem Tage eine Handvoll Helden leistete, wurden die Engländer gezwungen, vom 27. März bis zum Oktober 1917, also acht Monate lang, vor dieser Linie halt zu machen und neun Infanteriedivisionen, eine Menge Kavalleriedivisionen und zwei Kamelreiterdivisionen an diese Front zu schicken.

Der Tapferste unter den Verteidigern der Gruppe von Gazza war sicherlich Major Hairi Effendi, der Kommandant des 125. Infanterieregiments. Dieser ausgezeichnete Offizier, der bei seiner außerordentlichen Bescheidenheit, ohne irgendwie Aufhebens davon zu machen, unter den schwierigsten Umständen seine Ruhe und Kaltblütigkeit wahrte und sich nacheinander an die Spitze jedes der Bataillone seines Regiments stellte, entriß den Händen der Engländer zweimal die seither als „Ali Mumtar" berühmte Anhöhe und behauptete sie beim dritten Male. Im Laufe dieser Angriffe bewies der deutsche Leutnant Cordier, Führer einer Maschinengewehrkompagnie, die größte Tapferkeit und fand gleich dem Hauptmann Ritter von Truschkowski, dem österreich-ungarischen Batteriekommandanten, den Tod in der eines Helden wahrhaft würdigen Weise bei den Geschützen.

In seinem offiziellen Bericht schätzte der englische General Murray unsere Verluste auf achttausend Tote und Verwundete. Einschließlich der Köche, Krankenwärter usw., die nicht zu den Kämpfenden zählen, erreichte die Gesamtsumme unserer Streitkräfte in Gazza nicht einmal diese Zahl, und es ist mir unerfindlich, wie General Murray zu dieser Ziffer gelangen konnte. In Wirklichkeit betrugen unsere Verluste

an Offizieren:

10 Tote, 12 Verwundete, 14 Vermißte,

an Soldaten:

276 Tote, 744 Verwundete, 571 Vermißte.

Da die Verluste der Engländer nach ihrem eigenen Eingeständnis viertausend Mann betrugen, läßt sich darnach sagen, daß jeder Verteidiger von Gazza einen englischen Soldaten getötet hat.

Ich verließ Damaskus am Abend des 27. März und kam am 28. morgens in Tell-el-Scheria und dann in Gazza an. Nachdem ich die Offiziere und Mannschaften ausgezeichnet hatte, kehrte ich nach Jerusalem zurück. Zwei Stunden später kamen einige Bestandteile der 16. Division an der Front an. Von Kreß, der den ungeordneten Rückzug der Engländer der Demoralisation ihrer Truppen zuschrieb, schlug eine Offensive gegen die Flanke der Engländer mit einigen Truppen der 3. und der 16. Division vor. Ein Gelingen dieses Vorstoßes hätte uns wohl große Vorteile verschafft, aber im Falle des Mißlingens wäre uns nicht die mindeste Streitmacht geblieben, um Palästina und Syrien weiterhin zu verteidigen, und die ganze Frage wäre damit erledigt gewesen. Da an den anderen Fronten infolge ebenso kühner Versuche sehr üble Erfahrungen gemacht worden waren, legte ich für mein Teil keinen Wert darauf, an meiner Front dasselbe zu erleben. Mein Ziel war bis dahin gewesen, das Expeditionskorps in der Wüste keiner Gefahr auszusetzen; aber nachdem ich mich auf die Front Gazza—Bir-Seba zurückgezogen hatte, die die Demarkationslinie zwischen der Wüste und dem bebauten Land bildete, beschloß ich, diese Front nicht mehr zu verlassen und, indem ich alle türkischen Streitkräfte dort versammelte, um jeden Preis die Engländer zu verhindern, hier durchzubrechen.

Der größte Vorteil dieser Linie war, daß sie nicht eingebogen werden konnte, da der rechte Flügel am Meer, der linke in der Wüste seinen Stützpunkt hatte.

Abgesehen davon mußten die Engländer, so lange diese Linie in unserer Hand war, stets in der Wüste bleiben, während wir unserseits in einem Lande waren, das man als kultiviert bezeichnen konnte. Kurzum, so lange wir die Linie Gazza—Bir-Seba behaupteten, konnte sich die englische Front mit der arabischen nicht vereinigen.

Folglich war es die beste Taktik, jede Bewegung zu vermeiden, die diese Front gefährden konnte, und im Hinblick auf diese Erwägungen lehnte ich die Offensivvorschläge, die von Kreß gemacht hatte, ab.

Es bestand kein Zweifel, daß die Engländer in vierzehn Tagen bis drei Wochen Gazza wiederum angreifen würden; es war daher für uns notwendig, unsere Front aus dem Hinterland zu verstärken, um diesen zweiten Angriff mit Erfolg zurückschlagen zu können. Mit den Truppen, die in der letzten Zeit zu uns gestoßen waren, hatten wir mit Ausnahme einiger kleinerer unbedeutender Lücken eine fortlaufende Befestigungslinie von Gazza bis Tell-el-Scheria errichtet.

Die Engländer wollten den zweiten Angriff auf Gazza durch eine Kriegslist einleiten. Am 14. April fing unsere Telefunkenstation in Tell-el-Scheria eine englische Depesche auf, die durch unseren Telegraphenoffizier Leutnant Stiller dechiffriert wurde. Diese Depesche enthielt Instruktionen des Kommandanten der englischen Ostarmeen an den Kommandanten der Palästinaarmee und teilte diesem mit, daß Gazza am 17. April anzugreifen sei; während aber der Hauptangriff zu Lande stattfinden sollte, habe in Wirklichkeit erst in der Nacht vom 17. auf den 18. April eine gegen Morgen in Askalon gelandete Infanteriedivision Gazza vom Rücken her anzufallen und damit den Stirnangriff zu unterstützen.

Wir zogen in Betracht, daß diese Nachricht, deren Richtigkeit wir zunächst nicht anzweifeln wollten, möglicherweise nur zu dem Zwecke verfaßt worden war, uns zu einer Umgruppierung unserer allgemeinen Reserven zu bestimmen. Daher begnügte ich mich, ohne irgend eine Änderung der allgemeinen Frontlage herbeizuführen, mit der Vorsichtsmaßregel, eine kleine Truppe, die ich hinter Jaffa gelassen hatte, in der Richtung nach Askalon vormarschieren zu lassen.

In den vierundzwanzig Tagen, die während der ersten und der zweiten Schlacht von Gazza vergingen, verstärkten wir unsere Streitkräfte mit zwei Regimentern der 53. Division mit knapp zweitausend Gewehren.

Was die Engländer betrifft, so verstärkten sie sich, nachdem sie die Divisionen, welche an der ersten Schlacht von Gazza teilgenommen hatten, wieder aufgefüllt hatten, ebenfalls auf dieser Front durch die 74. Infanteriedivision, wodurch sie also eine ansehnliche Streitmacht von vier Infanterie- und vier Kavalleriedivisionen zusammenzogen.

Der heftige englische Angriff, der am Morgen des 17. April begann, richtete sich neuerdings gegen Gazza und die 53. Division, die den linken Flügel bildete.

Die Engländer verwandten acht Tanks bei den Angriffen, die sie mit einer Truppenmacht vornahmen, welche der von uns an dieser Stelle eingesetzten sechs- bis sieben Mal überlegen war; ihre an der Schlacht sich beteiligende Flotte überflutete Gazza mit einem Regen von Eisen und Feuer.

Mit äußerster Heftigkeit tobte die Schlacht während der Tage des 17., 18. und 19. April, und die Engländer setzten alles daran, unsere Front zu durchbrechen.

Aber auch dieses Mal zeigte es sich, daß der Mut des türkischen Soldaten dem Willen der Engländer überlegen war, und diese sahen sich in der Nacht vom 19. April gezwungen, ihre alten Schützengräben wieder aufzusuchen, unter Zurücklassung einer Zahl von Toten und Verwundeten (mehr als siebentausend), die der Gesamtzahl der in diesem Abschnitt kämpfenden türkischen Truppen fast gleichkam.

Drei von den acht englischen Tanks, die an dem Angriff teilnahmen, blieben vor unseren Linien, ja sogar in unseren Schützengräben zurück. Es ist unmöglich, hier in wenigen Zeilen die Geschichte dieser drei Tage erhabener Verteidigung zu beschreiben, die der ottomanischen Tapferkeit zum höchsten Ruhme gereicht. Ich verschiebe die Einzelheiten dieses Kapitels auf eine andere Gelegenheit und will hier nur von den Folgen dieser zweiten Schlacht von Gazza sprechen.

Der heftige Schlag, auf den sie nicht im mindesten vorbereitet waren, hatte die Engländer sozusagen ganz aus der Fassung gebracht.

Sie, die sich etwas darauf zugute taten, immer ganz genaue Kriegsberichte herauszugeben, sahen sich gezwungen, sich dieses Mal auf ein sehr kurzes und unklares Kommuniqué zu beschränken, das durchaus nicht der Wirklichkeit entsprach.

Da aber die Engländer sich mit Recht sagten, daß ein Mißerfolg in Palästina neben dem an den Dardanellen das englische Ansehen im Osten völlig vernichten würde, beschlossen sie, den Frühling und den Herbst dazu zu benutzen, die Vorbereitungen für eine letzte, siegreiche Offensive im Herbst und Winter 1917 zu vervollständigen, und sie ersetzten den General Murray, der

zweimal vor Gazza besiegt worden war, durch General Allenby, der an den östlichen Fronten sich den Ruf der Rührigkeit und vorsichtiger Klugheit erworben hatte.

General Allenby erklärte, als er auf diesen Posten berufen wurde, daß er keinerlei Angriff unternehmen würde, so lange unter seinem Befehl nicht ein Verhältnis von wenigstens vier Mann auf jeden türkischen Soldaten hergestellt wäre. Ich zweifelte nicht einen einzigen Augenblick, daß der englische Stolz und Eigensinn diese Maßnahme ermöglichen würde, und ich griff zu allen erdenklichen Mitteln, um die Palästinafront bis aufs äußerste zu verstärken und zu befestigen. Ich legte dem Großen Hauptquartier eine sehr ausführliche Denkschrift vor, betreffend die Streitkräfte, die an der Palästinafront einzusetzen wären, ferner über die Anzahl der Divisionen, die die Ablösung der Fronttruppen zu übernehmen hätten, und wohin diese im Hinterland zu dislozieren wären, ebenso über die Truppen, die man auf alle Fälle in Syrien oder Aleppo zusammenziehen müßte.

Gegen Ende des Monats Mai erhielt ich vom Vizegeneralissimus eine Depesche, in der er mir sagte: „Ich habe General von Falkenhayn beauftragt, eine Studienreise über Aleppo in das Euphrattal und nach Mossul zu machen, um zu erkunden, ob es eine Möglichkeit gibt, genug Truppen dorthin zu senden, um Bagdad wieder zu nehmen. Ich habe ihm geraten, sich bis nach Jerusalem zu begeben, um den Zweck seiner Reise zu verschleiern und um Sie zu besuchen. Ich bitte Sie, ihm einen guten Empfang zu bereiten und ihm alle Erleichterungen zu gewähren."

Nachstehend gebe ich eine Übersicht über die allgemeine Lage an den türkischen Fronten Ende des Monats Mai 1917.

Kaukasusfront: Die Revolution in Rußland zu Beginn des Jahres 1917 zerstörte jedwede Disziplin in den russischen Armeen, die einerseits Erzindjan und Trapezunt besetzt und anderseits unsere östlichen Wilajets bis über Bitlis hinaus überschwemmt hatten, und erst Mustafa Kemal Pascha, der Kommandant der zweiten Armee, hatte den Russen den Bezirk von Bitlis und von Musch wieder abzunehmen vermocht.

Es wäre also möglich gewesen, der zweiten und der dritten Armee einige Divisionen zu entnehmen, um sie an wichtigeren Fronten einzusetzen.

Irakfront: Unsere an der Front von Kut-el-Amara besiegten Armeen sahen sich, nachdem sie schließlich auch Bagdad verloren hatten, genötigt, sich einerseits bis nach Kerkuk und anderseits bis Hyt zurückzuziehen. Für diese Armee bestand also keine Möglichkeit, sich zu erholen und die Engländer aus dem Irak zu vertreiben, ebensowenig wahrscheinlich war es, daß diese einen ernstlichen heftigen Vorstoß nach dem Norden oder Nordwesten von Bagdad unternehmen würden.

Bereich von Konstantinopel und Smyrna: Eine Landung der Ententetruppen an den Dardanellen oder bei Smyrna, die eine neue Front geschaffen hätte, lag ebenfalls nicht im Bereich der Wahrscheinlichkeit, als die Lage an der Westfront ernst wurde, wo die Rumänen gänzlich geschlagen waren, wo die Engländer vor Gazza zwei Niederlagen erlitten hatten, und wo eine furchtbare Revolution die russische Armee durchwühlte.

Es bestand also die Möglichkeit, die in Konstantinopel und Smyrna befindlichen Truppen an den anderen wichtigen Fronten zu beschäftigen.

Auch war es Zeit, endlich unsere Divisionen aus Galizien, Rumänien und Bulgarien zurückzuziehen.

Deshalb verlangte ich, indem ich dies alles in Betracht zog, energisch, daß alle verfügbaren Truppen nach Palästina sowie Nord- und Mittelsyrien geschickt würden, um diese Front derartig zu verstärken, daß sie uneinnehmbar würde, denn sie war der schwächste aber wichtigste Punkt des ottomanischen Reiches; da die östlichen Hilfsquellen nicht ergiebig genug waren, um die Verproviantierung einer so großen Streitmacht zu gewährleisten, verlangte ich die Unterstützung der nördlichen Wilajets.

Im Laufe des Monats Juni besuchte Enver Pascha die Front. Er war außerordentlich zufrieden mit den ergriffenen Verteidigungsmaßnahmen, hielt aber immer noch an der Idee fest, die rechte Flanke der englischen Armee im Rücken anzugreifen. Schließlich sagte er zu mir: „Ich habe einige Armeekommandanten nach Aleppo geladen, um mit ihnen folgende Sache zu überlegen. Ich habe den Plan, eine Offensive zur Wiedereinnahme Bagdads zu unternehmen. Dafür beabsichtige ich, eine VII. Armee unter dem Befehl von Mustafa Kemal Pascha, dem Kommandanten der

II. Armee, zu bilden und durch Vereinigung dieser Armee mit der VI., unter dem Befehl von Halil Pascha stehenden, eine Armeegruppe unter dem Namen ‚Gruppe von Jildirim' zu bilden, die unter dem Oberbefehl eines Gruppenkommandanten gegen Bagdad zu marschieren hätte. Ich habe schon die Divisionen bestimmt, die man hierfür den verschiedenen Fronten entnehmen müßte. Deutschland gibt uns General Falkenhayn als Gruppenkommandanten der Gruppe Jildirim. Ich glaube, daß er dieses Unternehmen zu einem guten Ende führen wird."

Zunächst erhob ich keinen Einwand, sondern machte mir nur im stillen meine Gedanken.

Als wir einige Tage nachher zusammen nach Aleppo zurückkehrten, fanden wir dort Izzet Pascha vor, den Gruppenkommandanten der Kaukasusarmeen, und Halil Pascha, den Kommandanten der VI. Armee. Mustafa Kemal Pascha, der Kommandant der II. Armee, der sich bereits in Damaskus befand, hatte die Palästinafront mit uns besucht, und wir waren zusammen nach Aleppo zurückgekehrt.

Die Vereinigung von vier Armeekommandanten unter dem Vorsitz des Vizegeneralissimus gehörte nicht zu den alltäglichen Ereignissen. Ich sprach natürlich von der Wichtigkeit der Palästinafront und den Gründen, die den Vizegeneralissimus vor allem dazu bewegen müßten, diese Front zu verstärken und schlug vor, anstatt der Bagdadunternehmung in Aleppo eine ansehnliche Streitmacht zusammenzuziehen, die von dort aus überall dahin geschickt werden konnte, wo es sich als nötig erweisen würde. Und ich fügte hinzu: „Wenn man eine solche Armee in Aleppo konzentriert, wird es möglich sein, sich jedem Druck der Russen gegen die Front der zweiten Armee zu widersetzen, ebenso wie dem Vormarsch der Engländer längs des Euphrat oder des Tigris, und wir werden auch vor allem die Ententeregierungen zwingen können, auf den Gedanken einer Landung in Adana zu verzichten, die wir sehr fürchten. Vielleicht würden sich die Engländer, wenn sie in Aleppo eine solche Armee schlagbereit wissen, sogar gezwungen sehen, auf ihre Angriffe zu verzichten, obgleich sie, wie ich nicht zweifle, im Begriffe stehen, für nächsten Herbst eine Offensive auf der Gazzafront vorzubereiten. Kurz, ich finde die Unternehmung gegen Bagdad gefährlich."

Der Vizegeneralissimus antwortete mit größtem Ernste: „Das Große Hauptquartier hat die Unternehmung gegen Bagdad be-

schlossen und dafür den tüchtigsten deutschen General ausersehen. Es hat sich auch des Beistandes einer deutschen Division versichert, die aus sechs Elitebataillonen leichter Infanterie mit einer Menge Maschinengewehren und aus anderen Formationen sowie deutschen Artilleriebatterien besteht. Es ist folglich nicht angängig, auf diese Operation zu verzichten. Versuchen Sie also nicht unnötig, mich zu einer anderen Ansicht zu bekehren."

Nun nahm Izzet Pascha das Wort und schlug vor, wenigstens eine Division in Aleppo zu belassen, um jeder Möglichkeit begegnen zu können; aber auch er stieß auf Ablehnung. Nur auf die durch Izzet Pascha und durch mich erhobenen Gegenvorstellungen hin, wie nachteilig es sein würde und bis dahin gewesen wäre, im Hinblick auf den Marsch gegen Bagdad von Aleppo aus die Bataillone isoliert den Euphrat entlang nach unten zu entsenden, um ihre Konzentration auf der Höhe von Rhamadié zu bewerkstelligen, wurde der Vorschlag, zuerst die Truppen zwischen Aleppo und Djerablus zu versammeln und dann erst vorwärtsmarschieren zu lassen, im Prinzip angenommen.

Niemals werde ich diese Zusammenkunft in Aleppo vergessen, und ebenso wenig werde ich es mir verzeihen können, an jenem Tage meinen Standpunkt nicht noch beharrlicher und schärfer vertreten zu haben. Wenn während meiner ganzen Dienstzeit es Ereignisse gegeben hat, die mir Grund zur Demission boten, so gilt dies sicher im höchsten Grade von jener Konferenz in Aleppo.

Ich will nicht sagen, daß ich damals nicht Demissionsabsichten gehabt hätte. Izzet Pascha könnte dies bezeugen. Wir haben in langen Gesprächen unsere Gedanken darüber ausgetauscht, als ich ihn nach der Abreise des Vizegeneralissimus zum Besuche der Palästinafront einlud. In Anbetracht der in militärischer und politischer Beziehung außerordentlich großen Wichtigkeit des Befehlsbereichs der IV. Armee wies Izzet Pascha nachdrücklich auf die Gefahr hin, in welche ich das Land bringen würde, wenn ich die Führung im kritischsten Zeitpunkt niederlegte, und riet mir, Syrien niemals zu verlassen. Aber ich weiß nicht, ob ich, auf meiner Demission beharrend, den Entschluß des Großen Hauptquartiers hätte ändern können, ob man nicht trotzdem auf der Ausführung des Planes bestanden hätte, und ob man nicht meinen Entschluß, das Kommando niederzulegen, dahin ausgelegt

hätte, daß ich mich der Verantwortung für voraussichtlich eintretende Ereignisse zu entziehen wünsche.

Meiner Meinung nach hätte man mein Rücktrittsgesuch sicherlich in diesem Sinne gedeutet.

Von diesem Zeitpunkt an schritt man zu Vorbereitungen längs des Euphrat und namentlich in der Richtung Djerablus, indem man eine Menge von Flößen bereitstellte und daran ging, von dieser Stelle aus eine Etappenlinie längs des Flusses anzulegen. Alle diese Zurüstungen erwiesen sich natürlich als schädlich im Hinblick auf die Palästinafront und schwächten die zu ihrer Erhaltung unbedingt nötigen Kräfte.

Die Vorbereitungen der Engländer, deren Fortschritte ich von Tag zu Tag verfolgte, hatten mich davon überzeugt, in welch unmittelbar drohender Gefahr die Palästinafront sich befand. Als ich sah, daß das Hauptquartier meinen Warnungen nicht die entsprechende Wichtigkeit beilegte, hoffte ich meinen Zweck zu erreichen, indem ich mich in einem oder zwei Telegrammen mit ausführlicher Begründung an den Großwesir wandte.

In einer meiner Depeschen sagte ich: „Jetzt, wo wir versuchen wollen, Bagdad wiederzugewinnen, fürchte ich, daß wir in einer sehr naheliegenden Zukunft genötigt sein könnten, für die Erhaltung von Jerusalem, vielleicht sogar von Damaskus zu kämpfen."

Als Antwort erhielt ich vom Großwesir das folgende Telegramm:

„Der Entschluß, eine bedeutende Operation zu unternehmen, um Bagdad wiederzugewinnen, ist im Ministerrat gefaßt worden, und da ich bei meiner letzten Reise nach Deutschland darum gebeten habe, den General von Falkenhayn zur Ausführung dieser Expedition in den Dienst des ottomanischen Reiches zu stellen, ist es mir unmöglich, nachträglich im Sinne einer Aufschiebung dieser Kampagne Schritte zu unternehmen. Was die Kräfte betrifft, die Sie für die Palästinafront anfordern zu müssen glauben, so handelt es sich hierbei um einen unfruchtbaren Kompetenzstreit zwischen einem Armeekommandanten und dem Vizegeneralissimus. Ich glaube nicht, daß eine Intervention meinerseits irgendwie von Nutzen sein könnte."

Schließlich begab ich mich um die Mitte des August nach Konstantinopel, um die Lage noch deutlicher klarzustellen und zum

letztenmal mit lauter Stimme auf die große Gefahr hinzuweisen, in der sich die Palästina-Front befand. Noch einmal wollte ich die Notwendigkeit betonen, die zur Gruppe von Jildirim gehörigen Kräfte zwischen Damaskus und Aleppo zu sammeln und sogar einen Teil davon nach Palästina zu entsenden, mit einem Worte: die Hauptreserve der Sinai-Armee gegen jede Eventualität sicherzustellen und durch diese Vorkehrungen einer Sprengung der Palästinafront, im Falle einer englischen Offensive im November und Dezember, vorzubeugen. Anderseits wollte ich zu verstehen geben, daß die Möglichkeit bestünde, im Januar oder Februar einen Vormarsch gegen Bagdad zu unternehmen, und daß bis zu diesem Zeitpunkt die Etappenlinie längs des Euphrats vollständig ausgebaut sein müßte.

Unter dem Vorsitz Enver Paschas versammelten wir uns zu einem Kriegsrat, an dem auch der General von Falkenhayn mit seinem Generalstabschef, ferner mein Generalstabschef, sowie Bronsart Pascha, der Chef des Großen Hauptquartieres, teilnahmen.

In erster Reihe gab mein Generalstabschef, Oberst Ali Fuad Bey, ausführliche Aufklärungen hinsichtlich der von den Engländern getroffenen Vorbereitungen und über den Zustand der Truppen, die wir ihnen gegenüberzustellen hatten. Im Hinblick auf diese Lage entwickelte ich sodann, welcher Kräfte wir bedürften, welches Material wir benötigten, und kam zu dem Ergebnis, daß es im Interesse des ottomanischen Reiches läge, auf den Feldzug gegen Bagdad zu verzichten. Hierauf begannen Enver Pascha und von Falkenhayn sich in deutscher Sprache zu unterhalten. Ich verstand davon natürlich nichts. Aus dem Gespräch, das sich auf die Karte unserer Palästinafront stützte, aus wiederholten Hinweisen auf die englische Front, aus der Anwendung gewisser militärischer Redewendungen in französischer Sprache, konnte ich jedoch entnehmen, daß es sich neuerdings um den Plan der Offensive handelte, der ins Auge gefaßt worden, aber, wie ich glaubte, auf meinen entschiedenen Widerstand hin fallen gelassen worden war. Enver Pascha schien nun der überzeugteste Gegner dieses Planes zu sein, wogegen von Falkenhayn die außerordentlichen Vorteile hervorhob, die ein solches Unternehmen im Gefolge hätte.

Später erst, nach der mir von Enver Pascha gegebenen Übersetzung, begriff ich, daß von Falkenhayn die Überzeugung vertrat,

die Expedition gegen Bagdad könnte unmöglich ausgeführt werden, solange die Engländer sich an der Palästinafront befänden. Er behauptete daher, daß die Jildirim-Armee in erster Reihe die Aufgabe habe, durch einen scharfen Vorstoß die Engländer bis an den Kanal zurückzudrängen, um dann gegen Bagdad geschickt werden zu können. Was die Palästinafront beträfe, so handle es sich nur darum, eine Schwenkung zu machen und sich zwischen Hafir und das Meer einzuschieben, um die Engländer unversehens anzugreifen. Enver Pascha widersprach diesem Gedankengang und vertrat die Ansicht, daß die gegenwärtig in Palästina befindlichen Kräfte zur Verteidigung ausreichten; er sähe keine Notwendigkeit, weitere Kräfte heranzuziehen, und erklärte, nicht auf die Expedition gegen Bagdad verzichten zu können.

Ich teilte weder die Meinung des einen, noch die des anderen. Zunächst war ich ein entschiedener Gegner der Expedition gegen Bagdad und hielt es für außerordentlich schädlich und gefährlich, Zeit zu verlieren und nicht frühestens die mit dem Monat Juli in Aleppo versammelten Divisionen nach Palästina vorzuschicken. Zweitens erschien es mir töricht, von der Palästinafront aus eine Offensive gegen die Engländer quer durch die Wüste unternehmen zu wollen, da, selbst wenn alle Kräfte von Jildirim dafür aufgewendet wurden, wir meiner festen Überzeugung nach kaum in der Lage waren, bei den großartigen Vorbereitungen der Engländer etwas auszurichten.

Die Engländer hatten ihre Stellungen so vortrefflich befestigt, daß wir für eine solche Offensive tausend Angriffsmittel benötigt hätten, wie sie uns auch nicht im entferntesten zu Gebote standen: Tanks, schwere Artillerie mit großer Tragweite, das nötige Zerstörungsmaterial, den erforderlichen Vorrat an erstickendem Gas, Flammenwerfer usw. usw.

Nach dem Scheitern dieser Offensive, deren Erfolglosigkeit mit fünfundneunzig Prozent Wahrscheinlichkeit anzunehmen war, würden die Engländer bei ihrem Gegenangriff nicht versäumt haben, den größten Teil unserer Sturmkräfte gefangen zu nehmen. Dies würde zunächst die moralische Haltung unserer Truppen im höchsten Maße geschwächt und es dem Feinde erleichtert haben, nachher unsere Verteidigungsstellungen mit Erfolg anzugreifen und unsere Palästinafront vollständig zu zerstören. Unbestreitbar würden die Engländer, die neun Divisionen Infanterie, drei Divisionen

Kavallerie und eine Menge von Spezialtruppen vor der Palästinafront angehäuft hatten, um die Mitte des August, spätestens aber während des Winters, ihre letzte, entscheidende Offensive gegen diese Front gerichtet haben. Auch würden sie sich nicht auf einen einzigen Sturmangriff beschränkt, sondern sicher eine jener Offensiven begonnen haben, die Monate lang dauern und wofür uns die Fronten im Westen ein Beispiel gaben. Infolgedessen bestand die klügste Maßregel, die wir wählen konnten, darin, das Resultat der Offensive abzuwarten, die den Engländern gewaltige Verluste verursachen würde, und, wenn es uns gelänge, sie völlig zurückzudrängen, mit in Bereitschaft gehaltenen frischen Kräften einen Gegenangriff auf kurze Distanz gegen die besiegten englischen Divisionen auszuführen.

Dieses Verfahren würde uns vielleicht keine großen Vorteile verschafft haben, aber es bot das beste und aussichtsreichste Mittel, die Palästinafront zu schützen und Syrien vor einer großen Gefahr zu behüten.

Auf Grund meines Vorschlags hätte man nur folgenden Plan annehmen können:

Auf die Expedition nach Bagdad während des August und des kommenden Winters zu verzichten.

Alle Divisionen von Jildirim in Palästina, Damaskus, Hama und Aleppo zu konzentrieren.

Die Divisionen von Jildirim je nach Maßgabe der von den Engländern vorgenommenen Verstärkungen nach Palästina zu führen.

Die Zahl der Divisionen festzusetzen, die in der zweiten Linie zur Verwendung gelangen sollten, um alle vierzehn Tage die Ablösung der in der Feuerlinie befindlichen Divisionen bewirken zu können.

Die dritte Linie durch eine beträchtliche Hauptreserve zu befestigen.

Die Armee, die in dieser Stellung, der englischen Offensive gewärtig, die einzige ist, die der ottomanischen Regierung zur Verfügung steht, keinerlei Gefahr auszusetzen.

Um die nötigen Bewegungen auszuführen, war es für den Kommandanten der Gruppe Jildirim und sein Hauptquartier keineswegs nötig, nach Palästina zu kommen. Von Kress Pascha, Kommandant der Palästina-Front, der sich seit mehr als drei Jahren an dieser Front befand und die beiden Verteidigungen von Gazza gelei-

tet hatte, hätte das Kommando der in erster und zweiter Linie stehenden Divisionen übernehmen können, während die die Hauptreserve bildenden Divisionen unter meinen direkten Befehl zu stellen gewesen wären.

Wenn dagegen die Gruppe Jildirim nach Palästina kam, so mußte das Hauptquartier der von dieser Gruppe abgelösten VII. Armee ihr dahin folgen, und es wäre dann nötig gewesen, die naturgemäß untrennbare und einheitliche Palästinafront in zwei von einander unabhängige Abschnitte mit je einer Armee aufzulösen.

Nichts aber wäre lächerlicher gewesen, als acht oder neun, vielleicht sogar zehn Armeekorps, und ich weiß nicht wie viele Divisionen, in zwei Armeen zu trennen, eine Streitmacht, die alles in allem kaum fünfzigtausend Bajonette gezählt hätte.

Sicher ist, daß, wenn alle die tüchtigen jungen Offiziere, die in den Verband dieser Armeen und Armeekorps aufgenommen wurden, dazu verwendet worden wären, die in den Divisionen bestehenden Lücken auszufüllen, man damit ein nützlicheres Werk getan hätte.

Aber der Zweck, den Marschall von Falkenhayn Pascha verfolgte, war anderer Art. Nachdem er eingesehen hatte, daß die Expedition gegen Bagdad, die er zuerst für eine außerordentlich leichte Sache gehalten, unmöglich sei, hatte er wohl das Gefühl, sich in einer lächerlichen Situation zu befinden, und suchte nach einem Mittel, um sich aus dieser Lage zu ziehen. Nunmehr griff er als Rettungsanker für seine Person eine Idee auf, die Enver Pascha drei oder vier Monate vorher gehabt hatte, nämlich eine Offensive gegen die Engländer in Palästina zu unternehmen; und von dieser Idee, die Enver Pascha später infolge meines Widerstandes hatte fallen lassen, ausgehend, nahm er den Standpunkt ein: ,,Djemal Pascha hält diese Operation für indiskutabel, ich aber halte sie nicht nur für durchführbar, sondern geradezu für vorteilhaft."

Enver Pascha jedoch, der weder die Entsendung von Truppen nach Palästina ins Auge fassen, noch auf die Expedition gegen Bagdad verzichten wollte, machte dem Kriegsrat ein Ende, indem er erklärte, bei seiner zuerst eingenommenen Meinung zu verharren.

Übrigens hatten schon seit einem Monat einige zur VII. Armee gehörige Truppenteile begonnen, sich in Aleppo zu konzentrieren, und Mustafa Kemal Pascha, Kommandant der VII. Armee, hatte sein Hauptquartier in diese Stadt verlegt.

Diese Truppen unnützerweise in Aleppo festgehalten zu sehen, während sie, nach meiner tiefsten Überzeugung, einen lebensnotwendigen Bestandteil der Palästinafront hätten bilden können, war mir unerträglich.

Trotz der erfolgten kategorischen Erklärungen und des im Kriegsrat von Enver Pascha gefaßten Beschlusses fuhr ich daher auf schriftlichem Wege fort, zu fordern, daß diese Truppen ohne den geringsten Zeitverlust nach dem Süden geschickt würden.

Um diese Zeit, ich weiß nicht, aus welchen Gründen, erhielt ich vom Deutschen Kaiser eine spezielle Einladung zum Besuch der Westfronten.

Der deutsche Botschaftsrat Graf Waldburg, der damals das Amt des Geschäftsträgers versah, überreichte dem Ministerium des Äußeren die offizielle kaiserliche Einladung und stellte sie mir außerdem mit den Grüßen Seiner Majestät des Kaisers noch persönlich zu. Am gleichen Tage ließ mich die österreichisch-ungarische Botschaft wissen, daß Seine Majestät der Kaiser von Österreich und König von Ungarn mich einlade, die österreichisch-ungarische Front zu besuchen.

Nachdem ich die Erlaubnis Seiner Majestät des Sultans erlangt hatte, begab ich mich zuerst nach Deutschland.

Ich besichtigte die Flotte in Wilhelmshaven und ging von dort an Bord der „Bayern" nach Kuxhaven und dann nach Kiel. Nachdem ich von seiten des Prinzen Heinrich die wohlwollendste Aufnahme gefunden hatte, besuchte ich das Arsenal und die Seemannsschule in Flensburg. In Begleitung des Prinzen Heinrich nahm ich an zahlreichen Übungen der Marine teil. Auf dem Wege über Hamburg und Essen, wo ich die Kruppschen Werke besichtigte, reiste ich sodann nach Kreuznach ins Große deutsche Hauptquartier. Dort war am Tage meiner Ankunft soeben die Nachricht von der Einnahme Rigas durch die deutschen Truppen eingetroffen und überall herrschte große Freude. S. M. der Kaiser erschien an diesem Tage wirklich glücklich und heiter. Nur ich, obgleich ich mich zwang, mir den Anschein der Fröhlichkeit zu geben, war innerlich trübe gestimmt.

Die Ursache meiner Traurigkeit lag in einer Depesche, die ich bei meiner Ankunft in Kreuznach von Enver Pascha erhalten hatte.

In dieser Depesche sagte mir Enver Pascha:

„Nach mehrfach wiederholten Unterredungen mit von Falkenhayn habe ich mich entschlossen, mit allen Kräften der Gruppe Jildirim eine Offensivaktion gegen die Engländer in Palästina zu unternehmen und von Falkenhayn dahin zu schicken, damit er die nötigen Maßnahmen treffe, um die Ausführung dieses Unternehmens zu sichern. Nach der Sachlage ist es unvermeidlich, ihm auch das Kommando über die Palästinafront zu übertragen. Infolgedessen bitte ich Sie, von Kress Pascha darauf vorzubereiten, daß sich für ihn die Notwendigkeit ergibt, die Befehle, die von Falkenhayn ihm zugehen lassen wird, auszuführen."

Dieses Telegramm bereitete mir den empfindlichsten Schlag. Der deutsche General hatte sein Ziel erreicht und einem verhängnisvollen Plan zur Annahme verholfen, der für mein Vaterland unberechenbares Unglück nach sich ziehen mußte.

Ich sandte an Enver Pascha die folgende Depesche:

„General von Falkenhayn, der für die Deutschen der Urheber des schweren Unheils von Verdun war, wird, mit seiner Offensive in Palästina, ebenso für uns der Urheber einer schweren Heimsuchung sein."

Wie schmerzhaft war mir später die Erfahrung, daß ich das Unglück, das uns zu Boden drücken sollte, so genau vorhergesehen hatte!

Am gleichen Tage noch suchte ich den Marschall Hindenburg und den General Ludendorff von all den Nachteilen der Operation zu überzeugen, die von Falkenhayn unternehmen wollte. Marschall Hindenburg antwortete mir, es sei schwer, aus solcher Ferne die Nachteile oder Vorteile eines solchen Unternehmens zu beurteilen; er glaube jedoch, daß ich recht hätte. General Ludendorff sprach sich ganz in gleichem Sinne aus, meinte aber, indem man gegen den Feind in solcher Weise vorgehe, zwänge man ihn zuweilen, seinen Angriffen nicht die von ihm beabsichtigte Richtung zu geben, sondern sie auf einen selbst gewählten Punkt zu lenken; und er nahm an, daß General von Falkenhayn sich auf diese Idee stützte, indem er sich zu seiner Offensive entschloß. Übrigens fügte er hinzu, daß eine Intervention von seiner Seite nur schädlich sein könnte, und daß es zur Lösung der Frage kein anderes Mittel gäbe, als mich nach meiner Rückkehr nach Konstantinopel mit Enver Pascha zu verständigen.

Von Kreuznach aus besuchte ich Brügge, Zeebrügge, Ostende, hierauf die Front der IV. deutschen Armee, deren Quartier sich in

Courtrai befand, und kehrte über Berlin und Wien nach Konstantinopel zurück.

Als ich dort bei meinen aufs neue aufgenommenen Besprechungen mit Enver Pascha vernehmen mußte, daß ich ihn nicht zu bewegen vermochte, seine Idee aufzugeben, faßte ich den Entschluß zu demissionieren. In Anbetracht dessen, daß der Aufstand der Araber sich schon bis in die Nähe von Maan erstreckte und, wenn ich jetzt Syrien verließe, sich in sehr kurzer Zeit bis Damaskus ausdehnen und dazu führen würde, eine sichere Katastrophe über das Land zu verhängen, bat mich Enver Pascha inständig, meine Absicht aufzugeben. Die von ihm erhobenen Einwendungen waren in der Tat stichhaltig.

Die Drusen, die Beduinen standen diesseits von Maan und besonders die aufständischen Araber, deren Einfluß sich in Damaskus bemerkbar zu machen begann, die aber dank meines strengen Regimentes es nicht wagten, ihrer Verwegenheit die Zügel schießen zu lassen, konnten sich jeden Augenblick erheben, alle Verbindungen der Palästinaarmee abschneiden, ihre ganze Verproviantierung ausplündern und ihre völlige Niederlage herbeiführen.

Es blieb mir nichts übrig, als mich aufs neue aufzuopfern. Ich war genötigt, mich mit einem Arrangement abzufinden, das meine Befugnisse im höchsten Maße beeinträchtigte und meine persönliche Stellung zu General von Falkenhayn wesentlich beeinflußte. Nach diesem Arrangement hatte der General, der den Titel des Kommandanten der Armeegruppe von Jildirim führte, die Aufgabe, mit der dieser Gruppe angegliederten VII. Armee eine Offensive gegen die Engländer an der Palästinafront zu unternehmen. Die Truppen dieser Front unter dem Kommando von Kress Paschas, die bis dahin natürlicherweise unter meinem Befehl gestanden hatten, sollten während der Vorbereitungen und der Ausführung dieser Offensive provisorisch unter den Befehl des Kommandanten der Gruppe Jildirim gestellt werden. Ich war beauftragt, für die Vervollständigung der Verproviantierung ebenso der zur Gruppe Jildirim gehörigen Armee wie der Truppen der Palästinafront zu sorgen. General von Falkenhayn sollte mit den Zivilbehörden von Syrien und Palästina nichts zu tun haben; ich allein sollte mit der Zivilverwaltung in Kontakt stehen.

Die Abteilungen, die gegen die arabischen Truppen östlich des Jordan vorzugehen hatten, sollten unter mein Kommando gestellt

werden, und die Verteidigung des ganzen Küstenstriches von Jaffa aus gegen Norden zu, sowie die militärische Sicherheit des Landes sollte mir anvertraut werden.

Unter diesen Bedingungen sollte ich den Titel des „Oberkommandanten der Armeen in Syrien und Westarabien" führen mit den Vorrechten eines Armeegruppenkommandanten.

Wenn General von Falkenhayn ebenfalls ein gewisses Entgegenkommen gezeigt hätte, so würde dieses Arrangement keinerlei Unordnung in die Angelegenheiten des Kommandos und der Verwaltung Syriens und Palästinas gebracht haben, und alles würde geblieben sein, wie es war. Wenn auch nichts den ungeheuren Fehler beschönigen konnte, der darin lag, daß die Divisionen, die unter dem Vorwand einer Expedition gegen Bagdad unnützerweise während zwei oder drei Monaten in Aleppo zurückgehalten wurden, mit großer Verspätung an der Palästinafront eintrafen, so hätte doch wenigstens in der inneren Verwaltung Syriens nicht eine Umgestaltung einzutreten brauchen, die drei Jahre lang dauerte.

Von der deutschen Front nach Konstantinopel zurückgekehrt, hatte ich erfahren, daß zwischen Mustafa Kemal Pascha, dem Kommandanten der VII. Armee, und von Falkenhayn sich eine Meinungsverschiedenheit ergeben hatte. Indem ich den Ursachen nachging, kam ich zu dem Schluß, daß Kemal Pascha sich vollkommen im Rechte befand.

Mustafa Kemal Pascha verstand alle dem Armeekommandanten zukommenden Vorrechte zu würdigen, während von Falkenhayn das Recht in Anspruch nahm, sich in die Angelegenheiten der VII. Armee in einer Weise einzumischen, wie es selbst einem Armeekorpskommandanten gegenüber nicht zulässig war.

Als zum Beispiel von Falkenhayn sich direkt in die arabischen Angelegenheiten, die in Mustafa Kemal Paschas Machtbereich lagen, einmengen wollte, gab dieser ihm zu verstehen, daß diese Dinge ausschließlich zu dem Ressort und den Kompetenzen seiner Armee gehörten und von Falkenhayn daher in dieser Hinsicht keine Vollmacht besitze.

Mustafa Kemal Pascha, der sich dessen bewußt war, wie schädlich gewisse Verfügungen von Falkenhayns, die mit der Gesamtverfassung der Beduinen unvereinbar waren, den Interessen des Landes sein konnten, wollte sich dieser Kompetenzüberschreitung des deutschen Generals kategorisch widersetzen und berief sich hierbei

auf die Vorrechte, die ihm seine Stellung als Armeekommandant verlieh.

So war im wesentlichen die Lage in Syrien beschaffen, als ich gegen Mitte November, von Konstantinopel kommend, in Aleppo eintraf.

Mustafa Kemal Pascha sah ein, daß er sich unmöglich unter den Befehl des Generals von Falkenhayn stellen konnte, und ich meinerseits war davon überzeugt, daß solange General von Falkenhayn sich in Syrien befand, der Einfluß, den ich drei Jahre lang dort hatte ausüben können, zerstört war und daß hieraus für das Land nicht wieder gutzumachende Schäden entstehen würden.

Endlich, nach wiederholtem scharfen Briefwechsel, nahm Mustafa Kemal Pascha Abschied von seinem Armeekommando und kehrte nach Konstantinopel zurück.

Ich hatte Mustafa Kemal gesagt, daß ich seinem Beispiel zu folgen gedächte, aber erst die demnächstige Ankunft Enver Paschas in Syrien, die er mir angekündigt hatte, abwarten wolle.

Ich hielt meinen Entschluß für unabänderlich.

Aber als Enver Pascha nach Damaskus kam, bat er mich so eindringlich, die Generalgouverneure von Beirut, Syrien, Aleppo setzten mir in solchem Grade zu, daß ich mich vorläufig noch genötigt sah, von meinem Vorhaben, Syrien zu verlassen, abzustehen. Mustafa Kemal Pascha mißbilligte mein Verhalten, aber nachher überzeugte ich ihn davon, daß die damalige Lage mich zu einem letzten Opfer gezwungen hatte.

Meinerseits behaupte ich, daß, wenn erstens die Idee, Bagdad wiederzunehmen, niemals aufgetaucht wäre, und man an der Palästinafront alle zur Verfügung stehenden Kräfte gesammelt hätte, wenn zweitens von Falkenhayn nicht an die Spitze der Armee in Palästina gestellt worden wäre, die Linie Gazza-Bir Seba jahrelang in unseren Händen geblieben wäre und daß am Tage des Waffenstillstandes Syrien und Palästina sich unter der Herrschaft des ottomanischen Reiches befunden hätten.

Der arabische Aufstand

Am Tage meiner Ankunft in Damaskus teilte mir Hulussi Bey, der Generalgouverneur von Syrien, mit, daß er mich in außerordentlich wichtigen Angelegenheiten zu sprechen wünsche. In derselben Nacht hatten wir im Gouvernementsgebäude eine Zusammenkunft. Er übergab mir sehr wichtige Dokumente, welche auf dem französischen Konsulat in Beschlag genommen worden waren und sagte mir, daß der größte Teil der Dokumente die angesehensten muselmanischen Persönlichkeiten von Damaskus, Beirut und anderen Städte belaste. Er habe jedoch nicht entscheiden wollen, ob ein sofortiges Verfahren gegen diese Leute geboten sei oder nicht und deshalb meine Ankunft abgewartet.

Nach diesen Dokumenten war nicht im geringsten daran zu zweifeln, daß die arabischen Revolutionäre unter französischem Schutz und geradezu unter Anleitung und zum Vorteil der französischen Regierung arbeiteten. Aber die sofortige Einleitung eines gerichtlichen Verfahrens gegen diese Verräter konnte leicht die islamische Einheitsbewegung, die der Zweck unserer Arbeit war, in Gefahr bringen. Hätte man sofort ein gerichtliches Verfahren eingeleitet, so hätten diejenigen mohammedanischen Länder, welche wie Ägypten, Indien, Algier und Marokko den Kontakt mit uns verloren hatten, geglaubt, die Türken trachteten, einem Rachegefühl gehorchend oder um die Vorherrschaft der turanischen Nation zu befestigen darnach, die hervorragendsten arabischen Persönlichkeiten zu vernichten. Während es im Gegenteil in dem ungeheuren Kampf, den zu führen wir uns eingelassen hatten, um die mohammedanische Welt von der Fremdherrschaft zu befreien, gerade darauf ankam, in den Ländern des Islam die Einheit des Wollens und der Kräfte zu erhalten. Demzufolge entschlossen wir uns, fürs erste vollständiges Stillschweigen über diese Angelegenheit zu bewahren. Kurz vor meiner Ankunft in Syrien waren wichtige Dokumente, Nahle Mutran Pascha von Baalbeck betreffend, dem Kriegsgericht übergeben worden. Da die Untersuchung schon im Gange war, war es notwendig, der Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen. Das Kriegsgericht verurteilte Nahle Mutran Pascha zu lebenslänglicher Zwangsarbeit. Nach meiner Abreise nach Jerusalem

teilte mir der syrische Generalgouverneur Hulussi Bey mit, daß die dauernde Anwesenheit Nahle Paschas in Damaskus nicht unbedenklich sei und er aus Konstantinopel die Erlaubnis erhalten habe, diesen unter Bewachung nach Diarbekir abzuschieben. Während des Transports hatte der Pascha eines Nachts in der Umgegend von Djerablus einen Fluchtversuch gemacht und war von der Wachmannschaft tot aufgefunden worden.

Trotzdem die in dem französischen Konsulat entdeckten Dokumente genügend starke Beweise enthielten, um den Emir Ali Pascha, den Sohn des Emir Abd-el-Kader, Vizepräsidenten der Deputiertenkammer, seinen Bruder, den Emir Olmer, den vormaligen Abgeordneten von Damaskus, Scheffik el Mueyyed Bey, den Senator Abdul Hamid Zehrafi Effendi, den Drusenscheich Yahya el Atrasch, den Zivilinspektor Abdul Wehab el Inglisi und Schukri el Asly, den vormaligen Abgeordneten von Damaskus Ruschdi Bey el Schema, mit einem Wort zahlreiche der angesehensten arabischen Notabeln und bekannte Persönlichkeiten einwandfrei zu belasten, meinte ich doch, daß sie sich endlich davon überzeugt hätten, daß der allgemeine Krieg eine Lebensfrage für die mohammedanische Welt bedeute und sie ihre bisherigen verbrecherischen Umtriebe bereuen würden. In dieser Annahme hatte ich den aufrichtigen Entschluß gefaßt, kein Verfahren gegen sie einzuleiten. Prinzipiell dem Gebrauch der arabischen Sprache und der Bewilligung einiger Vergünstigungen in der Verwaltung nicht abgeneigt, ließ ich den Chef der revolutionären arabischen Bewegung, Abdul Kerim el Halil, den ich im Anfang meiner Memoiren bereits erwähnte, kommen und überhäufte ihn mit Höflichkeiten und Wohlwollen.

Durch seine Vermittlung versammelte ich bei mir einige der hervorragendsten Führer der Revolutionäre, unter ihnen einen der eifrigsten, den Dr. Abdul Rahman Schehbendir, und den Eigentümer der Zeitung El Mufid, einen der Hauptorganisatoren des arabischen Kongresses in Paris, Abdul Gani el Arisi, ferner den Besitzer der berühmten Zeitung El Muktébès, Mehmed Kurd Ali. Ich setzte ihnen den Standpunkt der Regierung auseinander und betonte die Möglichkeit, die islamische Welt von dem fremden Joch zu befreien, wenn der große Krieg mit unserem Sieg enden würde. Alle ohne Ausnahme stimmten meinen Ausführungen bei und schworen mir bei ihrem Glauben und ihrer Ehre, daß die Araber von Syrien und Palästina während des Krieges der Regierung

aufrichtig treu bleiben, ihr keinerlei Schwierigkeiten bereiten und in diesem Sinne sich betätigen würden. Zugleich begannen diese sogenannten Revolutionäre, angefangen mit Abdul Kerim el Halil, über ihre schlimme finanzielle Lage zu klagen und ihre große Geldnot zu versichern. Ich übergab ziemlich namhafte Summen teils Abdul Kerim el Halil, teils Mehmed Kurd Ali und vor allem Abdul Gani el Arisi. Von da an wurden diese Leute meine untertänigsten Diener und versicherten mir, daß sie ohne Zeit zu verlieren alles tun würden, was in ihren Kräften stehe, um mir zum Erfolg zu verhelfen.

Zu dieser Zeit ließ ich den Dr. Izzet el Djendi, berüchtigt wegen seiner Unsittlichkeit, aus Homs, seinem Geburtsort, nach Damaskus kommen. Seine Anwesenheit in Syrien sah ich als eine wirkliche Gefahr an. Ich war bereits seit längerer Zeit über den Grad seiner Verdorbenheit unterrichtet, und die Dokumente, welche ich in der Hand hatte, bewiesen mir, daß dieses Individuum nicht allein von den Engländern, sondern auch von den Italienern Geld erhielt, um verschiedene arabische Persönlichkeiten zum Aufstand anzustacheln. Nachstehend einige Dokumente aus dem Rotbuch, das unter dem Titel „Die syrische Frage", zur Zeit, als ich das Kommando der IV. Armee führte, veröffentlicht wurde.

Halil Yussouf, katholischer Syrier, Dragoman am italienischen Konsulat in Hodeïdah, an den Dr. Izzet el Djendi:

(Erster Brief)

Hodeïdah, den 23. 6. 1913.

Lieber Bruder Dr. Izzet!

Herzliche Grüße aus dem fernen Lande. Ich bin mit meiner Familie in Hodeïdah heil und gesund angekommen. Der Konsul erwartete mich mit großer Ungeduld. Ich übersende Ihnen diesen Brief durch den Kaffeesieder Yani Sussamia, mit dem ich mich lange unterhalten habe. Ich war im Besitz einer italienischen Postmarke; da ich aber bei meiner Ankunft erfuhr, daß durch gewisse aufgefangene Briefe die Regierung in Kenntnis gebracht hatte, daß der Aufstand im Yemen durch Syrier unterstützt und besoldet worden ist, zog ich es vor, meine Sendung Sussamia zu übergeben. Fortan werde ich Ihnen aber meine Briefe direkt eingeschrieben senden, da der Direktor der hiesigen Post mein Freund ist.

Unser Konsul hat mich dem Wali, dem Mutesarrif, dem Militärkommandanten und den höchsten Beamten vorgestellt. Sie sind alle mit mir zufrieden. Die Dummköpfe! Aber wie sollten sie auch ahnen, welches Ziel ich verfolge! Möge Gott uns Gelingen schenken.

Bei meiner Ankunft in Hodeïdah habe ich den Wali mit seinem Dr. gesehen. Doch sind sie gestern abend eiligst nach Sanaa zurückgekehrt. Nach dem, was ich in Erfahrung habe bringen können, begibt sich der Wali dorthin, um Feindseligkeiten zwischen Imam Yahia und Idrissi zu stiften. Ich kann aber nicht sagen, wiefern dieses Gerücht auf Wahrheit beruht.

Ubeïdullah Effendi hat sich vor 14 Tagen in einer heimlichen Mission nach Sanaa begeben; der Gegenstand der Mission ist mir nicht genau bekannt. Einem Gerücht zufolge soll die Regierung die Absicht haben, 100 000 Mann nach dem Yemen zu schicken. Andere sagen, es seien bloß 10 000. Gott allein weiß die Wahrheit. Jedenfalls müssen es „die Helden, die im Balkankriege geflohen sind", sein.

Die Ortsverwaltung hat die arabischen Scheiks kommen lassen und hat mit ihnen auf folgender Basis Verhandlungen gepflogen: Sie erhalten den Titel und die Vorrechte der Häuptlinge, ferner eine gewisse Pension, wogegen sich die Scheiks im Bereich ihres Einflusses und ihrer Autorität verpflichten, so viel als möglich arabische Soldaten anzuwerben, deren Ausbildung türkischen Offizieren anvertraut werden wird und die einen bestimmten Sold erhalten. Gleichfalls soll die Regierung dem Gerücht zufolge den Truppen, die sich hier und in Sanaa befinden, befohlen haben, ohne den Anschein zu erwecken, einen heimlichen aber methodischen Druck gegen Idrissi auszuüben, um seinen Erpressungen und Räubereien ein Ende zu bereiten.

Der Kriegsminister hat einen Kondensator zur Herstellung von künstlichem Eis hierher geschickt. Diejenigen, welche wissen, was für unfähige Tiere die Türken sind, versichern, daß sie es nie lernen werden, mit dieser Maschine praktisch umzugehen. Die Stämme aus dem Innern Yemens und hauptsächlich die Zeraniks sind in voller Gärung. Sollte dort, wohin Sie sich begeben, etwas Neues geschehen, so versäumen Sie nicht, es mir mitzuteilen, wie ich Sie über die Hauptereignisse in meiner Umgebung auf dem laufenden halten werde. Ich habe die Bedingungen, welche Idrissi dem ottomanischen Reich stellt, in einer französischen Zeitung, die mir der französische Konsul lieh, gelesen. Die Zeitung hat bei dieser Gelegenheit einen ergreifenden und bemerkenswerten Artikel veröffentlicht. Ich habe eine Abschrift dieser Artikel nach Rom gesandt und eine Kopie davon behalten. Ich kann sie Ihnen auf Wunsch zuschicken. Woher mag die französische Zeitung diese Nachrichten geschöpft haben? Sollten S i e etwa dieselben veröffentlicht haben?

Der Artikel beginnt folgendermaßen:

„Die wichtigen Nachrichten, die uns in diesem Augenblick, wo der arabische Aufstand in Syrien beträchtlichen Umfang annimmt, aus dem Yemen zukommen, bestätigen die Tatsache, daß Idrissi der ottomanischen Regierung Bedingungen dieser Art gestellt hat."

Das übrige ist Ihnen selbstverständlich bekannt. Das ist alles, was ich zur Zeit von Neuigkeiten weiß. Wir haben einen Bericht nach Rom geschickt, worin alle diese Tatsachen aufgezählt sind. Wir haben

ebenfalls ausführliche Erklärungen über den Gegenstand unserer Mission erteilt. Geben Sie uns über alles, was Sie betrifft, beruhigende Nachrichten. Empfehlen Sie mich Seid Mustafa (dem Neffen und Höchstkommandierenden der Truppen von Idrissi) und sagen Sie ihm, daß sobald ich ein wenig zur Ruhe gekommen bin und Ordnung in meine Angelegenheiten gebracht habe, ich nicht ermangeln werde, ihm zu schreiben. Meine Abreise nach Sanaa ist ebenfalls wahrscheinlich. Doch kann ich mich noch nicht darüber äußern. Gruß.

gez. Habib Yussouf.

(Zweiter Brief)

Hodeïdah, 9. 10. 1913.

Mein lieber Bruder!

Gemäß meinen letzten, mir aus sicherer Quelle zugehenden Nachrichten hat der Mutessarif die Insel Farsan mit zweihundert Mann ohne Widerstand besetzt. Zur Zeit ist man mit der Ernennung der lokalen Beamten beschäftigt. W o h e r k o m m t e s, d a ß S e y i d I d r i s s i k e i n L e b e n s z e i c h e n v o n s i c h g i b t? Ich bitte Sie, mir umgehend zu schreiben. Sollten Sie gerade im Begriffe sein abzureisen, so bitten Sie Ihren Bruder Djevdet, mich nicht ohne Nachrichten zu lassen. Die Besetzung dieser Insel, die Idrissi zusteht, hat mein Blut in Erregung gebracht. Idrissis Untätigkeit vereitelt alle unsere Berechnungen. Sein Stillschweigen ist ebenfalls ein politischer Schachzug. Man wird ihn ohne Zweifel urplötzlich hervorbrechen sehen, um uns an diesen türkischen Hunden zu rächen und unsere Herzen zu erfreuen. Ihrem Bruder übersende ich meine Grüße.

P. S. Lieber Bruder, meine Gattin empfiehlt sich Ihnen bestens. Die Medizinschachtel, die Sie mir zu schicken versprachen, habe ich noch nicht erhalten. Teilen Sie mir gefälligst den Tag der Absendung mit. Ich fürchte sehr, daß sie sich verirren könnte; wir benötigen sie sehr.

gez. Habib Yussouf.

(Dritter Brief)

In Beit-ul-Fakih ist es zu Zusammenstößen gekommen. Vor drei Tagen sind drei Einwohner und fünf Soldaten umgebracht worden. Die Gärung ist groß. Die Unsicherheit ist derart, daß man es nicht wagen kann, sich von der Stadt zwei Kilometer weit ins Innere zu begeben. In der vorigen Woche ist ein Transport, der in zwei Stunden Entfernung Hodeïdah passierte, von Räubern überfallen worden, sie haben zwei Kamele entwendet und zwei Leute getötet.

Dreißig frischgebackne Offiziere sind mit dem Dampfer Isfahan angelangt, um die gute Luft in Hodeïdah zu genießen. Kürzlich ist eine Feuersbrunst ausgebrochen und hat 300 Häuser vernichtet, eine andere vorgestern 2500 Baracken. Die hartgeprüften Besitzer lagern in den Feldern. Die Regierung, die nicht nur keine Feuerspritze, sondern nicht einmal eine Feldflasche besitzt, hat natürlich nichts zum Löschen

des Feuers tun können. Gott erbarme sich der unglücklichen Bevölkerung! Die Straßen sind in der Hand der Räuber, die Revolution nimmt an Umfang zu, die Lage im Inneren ist sehr kritisch und die Autorität der Regierung gleich Null. Der Mutessarif von Hodeïdah, Redjeb Bey, hat sich auf einem russischen Dampfer nach Konstantinopel begeben, um einen dreimonatigen Urlaub zu verbringen, der ihm telegraphisch aus Gesundheitsrücksichten bewilligt wurde. Wali Mahmud Nedine Bey ist mit seinem Amtsgehilfen nach Sanaa gekommen; der Gehilfe übernimmt das Mutessarifat in dessen Abwesenheit interimistisch. Die Offiziere sind zur Zeit außerordentlich regsam. Sie drillen ohne Unterlaß ihre Truppen. *Aber der Zustand der Soldaten ist mitleiderregend. Ohne Wasser, Nahrung, Kleidung und Schuhe, von Überanstrengung und Elend erschöpft, sehnen sie sich nach Erlösung durch den Tod.*

Vor einigen Tagen sind etwa zehn Soldaten gemeinsam desertiert. Man weiß nicht, wohin sie geflohen sind.

Bezüglich der syrischen Angelegenheit bin ich sehr befriedigt. Teilen Sie mir bitte weitere beruhigende Nachrichten mit. Was Teffik Pascha betrifft, so übermitteln Sie mir alles, was Sie von ihm hören und lassen Sie ihn wissen, daß ich mich hier befinde. Ich bin bereit, mein ganzes Vermögen und all mein Hab und Gut für jedes Mitglied des Komitees daranzugeben. Solltet Ihr noch wirksamere Dienste von mir erwarten, so stehe ich Euch stets mit vollem Eifer zur Verfügung.

Nach dem, was ich höre, hat sich die Regierung ernstlich in den Kopf gesetzt, die Araber zu beruhigen. Welch törichte Illusion! Diese Zeiten sind längst vorüber. Unsere Aufgabe ist es, die Araber in Bereitschaft zu halten und sie zu lehren, in welcher Weise sie auf ihrem Recht zu bestehen haben. Sie werden sehen, daß die Mehrheit der Araber der Schändlichkeiten und Quälereien der Türken überdrüssig ist.

Ich bin ebenso gespannt wie Sie, zu erfahren, aus welchem Grunde Idrissi nichts Ernstliches in diesem Augenblick unternimmt. Er hat wahrscheinlich irgendeinen triftigen Grund dazu. Meine Auffassung in bezug auf die Möglichkeit eines Ausgleichs zwischen Imam Yahia, Seid Idrissi und der Regierung ist folgende:

Nach dem, was ich erfahren und beobachtet habe, ist die Regierung sehr schwach, verkommen und unfähig, irgend etwas zu unternehmen. Die Leute des Seyid Idrissi sind wirklich mutig, stark und kriegerisch; ich bin überzeugt, daß sie ihre Unabhängigkeit bis aufs letzte verteidigen werden. Da aber der Sieg von Gott allein abhängt, so würde sich Idrissi in einer schwierigen Position befinden, falls die Regierung etwa Imam Yahia helfen sollte.

Man darf nicht außer acht lassen, daß Idrissi nur ein Mensch wie andere ist; es ist nicht leicht, der Regierung und Imam Yahia zu gleicher Zeit zu widerstehen. Wenn Idrissi, die Gelegenheit benutzend, sich erst auf Yahia stürzen und ihn vernichten könnte, so glaube ich, würde es nicht schwer sein, danach die Regierung zu besiegen.

Aber sollte er gegen beide zugleich Feindseligkeiten er-

öffnen, so fürchte ich sehr, daß er der Besiegte sein würde, da er zu Lande und zu Wasser eingeschlossen ist. Das fortwährende Eintreffen von Geld- und Nahrungsmitteln beweist jedoch, daß die Blockade durchaus nicht wirksam ist; die Regierung wird ihn niemals vollständig absperren können.

Idrissis Stellung ist eben stärker denn je, da verschiedene Stämme sich ihm angeschlossen haben. In einer der Nummern des „Ahram", welche Sie mir zugeschickt hatten, heißt es hinsichtlich der militärischen Überlegenheit, daß der Imam die Anhänger Idrissis schlüge. Diese Nachricht ist vollkommen falsch. Im Gegenteil ist nicht der Imam, sondern Idrissi siegreich. Wenn die Regierung ersteren nicht seit langem unterstützte, so hätte Idrissi ihn längst gefangen genommen und seine Partei vernichtet.

Andererseits befürchte ich, es könnte der Regierung in diesen Tagen doch gelingen, mit Idrissi eine Verständigung zu erzielen, wie sie es mit Yahia getan hat (darin besteht für uns die allergrößte Gefahr). Wir wünschen, daß die Schwierigkeiten, in denen sich die Türken befinden, nicht schwinden mögen, bevor sie unsere Forderungen angenommen haben.

Im ganzen sind also die Streitkräfte Idrissis denen des Imam und der Regierung, wenn sie getrennt vorgehen, überlegen; sollten sie sich jedoch einem vereinten Feind gegenübersehen, so weiß Gott allein, wie es ausgehen mag. Das ist für den Augenblick meine Antwort. Die Zukunft kann eine Änderung herbeiführen. Leben Sie wohl!

gez. Habib Yussouf.

Diese Aktenstücke beweisen zur Genüge, daß alle Aufstände, die im Yemen, in Assyr, Hauran, Bassora, mit einem Worte überall in Arabien stattgefunden haben, durch gewissenlose, mit englischem, französischem und italienischem Geld erkaufte Leute vorbereitet worden sind. Der Zweck dieser Aufstände war ausschließlich der, das ottomanische Reich durch tausenderlei innere Unruhen zu schwächen und an dem Tage, wo es, einem baufälligen Gebäude gleich, zusammenstürzen würde, Besitzrechte auf die einzelnen Teile des Reiches zu erheben.

Ich setzte Izzet el Djundi, der meiner Einladung nach Damaskus Folge geleistet hatte, das Ziel auseinander, welches die ottomanische Regierung durch diesen Krieg verfolge und teilte ihm mit, daß es mein Hauptbestreben sei, die hohen arabischen Würdenträger für dieses Ideal zu erwärmen. Ich fragte ihn demzufolge, ob er bereit sei oder nicht, Seyid Idrissi, dem Prätendenten von Assyr, von dem ich wußte, daß er gute Beziehungen mit ihm unterhielt, einen Privatbrief von mir zu übermitteln. Um seinen Verdacht nicht zu erwecken, sprach ich selbstverständlich

nicht von den oben angeführten Dokumenten, die in meinem Besitz waren, denn er hätte vielleicht Argwohn geschöpft und seiner Gewohnheit gemäß Listen und Niederträchtigkeiten ersonnen. Da der „Ersatz der Reisekosten", die ich ihm vorschlug, ihn vollständig befriedigte, nahm er mein Angebot sofort an. Durch einen glücklichen Zufall ging am nächsten Tage ein spanisches oder italienisches Schiff von Beirut direkt nach Alexandria. Ich schickte ihn in derselben Nacht nach Beirut, damit er den Dampfer benutzen und sich so rasch wie möglich zu Seyid Idrissi begeben könne, um ihm meinen Brief zu übermitteln. Obgleich ich seitdem nie mehr etwas von Izzet Djundi, einem Manne von seltener Niedrigkeit der Gesinnung, gehört habe, schreibe ich die Tatsache, daß Seyid Idrissi während der ganzen Dauer des Krieges sich jeder feindlichen Unternehmung im Sandschak Assyr enthielt, dem günstigen Einflusse zu, welchen mein Brief auf ihn gehabt haben konnte.

Gleich in den ersten Tagen nach meiner Ankunft in Damaskus betrieb ich einerseits die Vorbereitungen der Expedition gegen den Kanal, anderseits arbeitete ich daran, eine Atmosphäre der religiösen und patriotischen Gärung in den arabischen Landesteilen zu verbreiten.

Durch Vermittelung der revolutionären arabischen Chefs wie Abdul Kerim el Halil, Dr. Abdul Rahman Schehbender und einiger anderer (die man Reformatoren nannte), ließ ich ein literarisches Fest veranstalten. Im Verlauf dieses Festes hielten die bemerkenswertesten Redner unter den Reformatoren zahlreiche Vorträge und trugen Gedichte vor, in denen sie die Vorzüge der Araber, den Wissensdurst und das Fortschrittsbestreben der Rasse rühmten. Man sang sogar Lieder, die die Einheit der arabischen Hoffnungen verkündeten. Das Nahnu Djundullahu Schubban el Bilad, ein patriotisches arabisches Lied, hätte die Decke des Gebäudes, in dem wir uns befanden, zum Einsturz bringen können. Nachdem ich durch mein Benehmen ausgedrückt hatte, daß ich alldem sympathisch gegenüberstand und es unterstützen wolle, ergriff ich endlich das Wort und hielt eine lange Rede. Nachdem ich hervorgehoben hatte, daß wir alle von Liebe zu der arabischen Sprache, der Sprache unserer Religion, erfüllt seien und voll Ach-

tung und Zuneigung der Rasse gegenüber, mit der wir den Glauben teilten, und daß sie überzeugt sein könnten, die Schritte, die wir im vorigen Jahre zur Sicherstellung der arabischen Bestrebungen unternommen hatten, würden sich wiederholen, fügte ich hinzu: „Meine Herren, das die Araber betreffende Programm, welches unsere Partei zur Ausführung bringen will, ist derartig umfassend, wie Sie es sich gar nicht vorstellen können. Ich z. B. bin keiner von denen, die es für schädlich halten, daß die beiden Rassen, die türkische und die arabische, ihre Einheit sichern, indem sie zwei freie, demselben Kalifen untertänige Völker bilden. Aber um zu diesem Ziele zu gelangen, muß sehr viel gearbeitet werden, die Heuchler, die sich unter uns befinden und die ihre Heimat und ihren Glauben verraten, müssen vertrieben werden, und wir müssen uns vergewissern, daß diejenigen, die mit dem Geld des Feindes arbeiten, keinen Platz in unserer Mitte haben. Es liegt mir daran, Ihnen zu versichern, daß das protürkische Bestreben, das Sie in Konstantinopel und in andern von Türken bewohnten muselmanischen Ländern kennengelernt haben, den arabischen Zielen keineswegs entgegengesetzt ist. Sie wissen, es gab bisher im ottomanischen Reich bulgarische, griechische, armenische Bestrebungen. Zu all diesen kommt jetzt die arabische hinzu. Die Türken hatten sich selbst gleichsam in dem Maße vergessen, daß sie es nicht mehr wagten, den Namen ihrer Rasse auszusprechen, und aus der Erschlaffung des nationalen Geistes hätte schließlich das vollständige Schwinden der Rasse entstehen können. Die Jungtürken haben sich unter dem Eindruck der drohenden Gefahr mit einem lobenswerten Eifer erhoben. Sie gingen zum Kampf über, um die Türken nationalen Geist und die Tugenden, die mit ihm verbunden sind, zu lehren. Die türkischen Redner und Dichter ließen ihrer Sprache freien Lauf. Seit zwei oder drei Jahren haben sie ihren Bemühungen diese Richtung gegeben. Diese Bestrebungen haben zur Machtentwicklung im ottomanischen Kalifat beigetragen, sie haben die Armee, die Sie heute sehen, aufgestellt, die auch nicht gezögert hat, im Bündnis mit den Alliierten, die uns das Schicksal geschenkt hat, den hundertjährigen Feinden unseres Glaubens den heiligen Krieg zu erklären. Ich bin heute in der Lage, Ihnen die Versicherung zu geben, daß die türkischen und die arabischen Ideale sich nicht feindlich gegenüberstehen; sie sind ihrem Bestreben nach Brüder und vielleicht ergänzen sie sich

sogar gegenseitig. Die Jungtürken wünschen den Arabern von ganzer Seele Fortschritt und den Besitz ihrer nationalen Rechte. Die Ziele der Jungtürken gehen heute dahin, das Nationalgefühl im türkischen Volk zu wecken, ihre Landsleute zu Arbeitern zu erziehen, sie vom Sklavenjoch zu befreien, ihnen Gesundheit und nationales Wachstum zu verleihen, den Wohlstand und die Wohlfahrt in den türkischen Ländern zu vermehren, mit einem Wort, die Türken in den Augen der Welt zu einer geachteten Rasse zu erheben und ihnen im 20. Jahrhundert die Existenzberechtigung neben den anderen Völkern zu sichern.

Die Jungtürken haben sich vorgenommen, an der Erfüllung dieser Ziele ohne Unterlaß zu arbeiten. Als einer der ihren rufe ich Euch in Eurer Sprache zu: Ihr, die Ihr die Vertreter der arabischen Jugend seid, arbeitet auch Ihr an dem Gelingen dieser Sache! Glaubt nicht den Lügen der im fremden Solde stehenden Kreaturen, für welche List und Betrug erlaubte Mittel sind, sich der arabischen Länder zu bemächtigen.

Türkische und arabische Jugend! Versucht es einmal, während zehn Jahren in dieser Weise zu arbeiten, blickt sodann um Euch und umarmt Euch und legt den feierlichen Schwur ab, Euch niemals zu trennen, werdet zum lebendigen Beweis der Wahrheit des heiligen Wortes, das da sagt: Mein Leib ist dein Leib und mein Blut ist dein Blut. Ich wende mich an die türkisch-arabische Jugend und sage ihr: an dem Tage, an dem sich diese beiden Völker trennen, werden sie zum Untergang verdammt sein, das Entstehen der Zwietracht zwischen diesen beiden großen Stützen der islamischen Religion wird den Niedergang der muselmanischen Macht zur Folge haben und schließlich wird es unmöglich werden, das Sklavenjoch vom Islam abzuwenden.

Tief wäre es zu beklagen, meine Herren, wenn aus dem dämonisch-tückischen Bestreben der Feinde unseres Glaubens und Bodens Ihre Uneinigkeit entstehen sollte. Türken und Araber liebt, achtet Euch gegenseitig und erntet die Früchte unserer Arbeit gleichen Zieles. Ich schwöre Euch, daß Ihr andernfalls der Sklaverei und dem Untergang verfallen seid!“

Diese Rede machte auf die Zuhörer beträchtlichen Eindruck. Am anderen Tage erschienen viele namhafte Persönlichkeiten im Hauptquartier, um mir zu danken. Die Reformatoren fühlten sich unendlich befriedigt. In den folgenden Tagen versammelten

sich die Bevölkerung der Stadtteile in verschiedenen Gruppen unter Bannern, schworen der Regierung auf den Koran Treue und erklärten, mit allen Kräften an der Verteidigung der Rechte des Islam gegen die Engländer und Franzosen mitwirken zu wollen.

Wenn ich die religiösen Kundgebungen, welche in jenen Tagen in Damaskus, Aleppo, Hama, Homs, Beirut und selbst auf dem Libanon stattfanden, mit den heutigen Resultaten vergleiche, so kann ich nicht umhin, Scherif Hussein und seine Söhne zu verfluchen, die allein daran Schuld tragen.

Wie ich bereits erklärt habe, sollte die Politik, die ich in Syrien angewandt sehen wollte, eine Politik der Milde und der Nachsicht sein, auch habe ich alles Mögliche getan, um in den arabischen Ländern Einheit der Empfindungen und Anschauungen zu wecken.

So schrieb ich z. B. den Notabeln von Bagdad, Kerbela und denen des Nedjef und einigen Scheiks des Irak, mit denen ich seit meiner Verwaltungszeit in Bagdad in guten Beziehungen stand, sowie an Ibn Saoud und Ibn Reschid, um sie um ihre Hilfeleistung für Suleyman Askeri Bey zu bitten, der mit einer oder zwei Divisionen und dem Bataillon der Osmandjik des „Teschkilat Mahsusse" gegen die Engländer, welche Bassora und Umgegend besetzt hielten, geschickt worden war. Ich sandte dem Imam Seid Yahya Hamid-ed-dine einen speziellen Brief über die Notwendigkeit eines gemeinsamen Vorgehens mit unseren Detachements im Yemen. Von allen diesen arabischen Chefs erhielt ich Antworten, in denen sie mich ihrer Anhänglichkeit und Treue dem Kalifat gegenüber versicherten, wie auch des religiösen Gefühls, welches in gleicher Weise alle arabischen Länder, die an dem heiligen Krieg gegen die Feinde unseres Glaubens teilnehmen wollten, erfüllte. Ich erhielt ferner Briefe ähnlichen Inhalts, wenn auch im Ausdruck ein wenig unklar, vom Scherif Hussein, mit dem ich in Korrespondenz getreten war. Da ich wußte, das eines der wirksamsten Mittel, um die Araber zufriedenzustellen, darin bestand, ihnen nichts durch Requisitionen zu nehmen, sondern alles notwendige bar zu bezahlen, so bestand der erste Befehl, den ich bei meiner Ankunft überall ergehen ließ, darin, der Bevölkerung Syriens und Palästinas im Bereiche der IV. Armee nichts mittels eines Requisitionsscheins zu nehmen, sondern jeden der Ver-

proviantierung, Ausrüstung und Kleidung dienenden Gegenstand, was es auch sei, sofort bar zu bezahlen. Die Ungerechtigkeit und Ungleichheit erwägend, welche darin bestand, daß in Syrien und Palästina alles bezahlt werden mußte, während in den anderen Teilen des Reiches Lebensmittel und sonstige Verpflegung jeder Art nur gegen einfache Scheine requiriert wurden, empfahl ich der Zentralregierung das gleiche Verfahren.

Der reformatorischen Partei bewies ich großes Vertrauen. Ich zögerte nicht, nur von meinem Adjutanten und von dem Wali von Syrien Hulussi Bey begleitet, mich zu einer patriotischen Kundgebung zu begeben, welche in der Umgegend einer einsam gelegenen Bahnstation, genannt „Reïs Baalbek", stattfand. Ich hatte es für nötig befunden, Abdul Kerim el Halil, der diese Kundgebung ins Werk gesetzt hatte, durch meine Teilnahme das größte Vertrauen zu erweisen, um sein Ansehen bei den Mitvalis (Schiiten) zu festigen. Kurz bei allen meinen Unternehmungen und Reisen im Innern des Wilajets von Beirut und Syrien hatte ich stets Reformatoren in meiner Begleitung, bis zu meiner Abreise in die Wüste der Halbinsel Sinai, wo ich das Kommando der Operationen am Kanal zu übernehmen hatte.

Zu jener Zeit herrschte in Syrien und Beirut allgemein der Glaube, daß die Christen des Libanon sich demnächst erheben würden. Man riet mir allerseits, die Privilegien des Libanon zu beseitigen und einen Aufruf zu erlassen, um die Bevölkerung aufzufordern, ihre Waffen der Regierung auszuliefern. Man behauptete allgemein, daß sich auf dem Libanon fünfzigtausend moderne Gewehre befänden. Allen diesen Gerüchten schenkte ich keinerlei Glauben, denn ein solches Vorgehen würde einen ungerechtfertigten Verdacht bei der christlichen Bevölkerung von Syrien und Palästina erweckt und sie zum Aufstand angeregt haben, selbst wenn sie dazu gar nicht die Absicht gehabt hätte. Ich war überzeugt, daß, wem auch die Entwaffnung anvertraut worden wäre, zahlreiche Übergriffe vorkommen und viele Unschuldige unnütz gequält würden. Unter dem Vorwand von Haussuchungen hätten die Vermögenden unter den Bewohnern des Libanon unermeßlichen materiellen Schaden erlitten. Deshalb erließ ich eine Proklamation an die Bevölkerung des Libanon mit der Versicherung, daß ihre alten Vorrechte geachtet werden und niemand sie beeinträchtigen würde. Drei vom maronitischen Patriarchen, Monsignore Peter

Hoyek, abgesandte Bischöfe suchten mich auf und versicherten mir, mein Erlaß habe die ganze maronitische Bevölkerung beruhigt, sie würden mir diese Wohltat niemals vergessen, und ich hätte von ihrer Seite nie etwas anderes als die treueste Ergebenheit zu erwarten. Ein Schreiben des Patriarchen drückte dieselben Gefühle aus.

Nur aus Vorsicht ließ ich an einige der Maroniten und Drusen des Libanon, welche dafür bekannt waren, Anhänger der Franzosen und Engländer zu sein, und die man mit Nachdruck verdächtigte, unter der Hand Unruhen vorzubereiten, die Einladung ergehen, für die Dauer der Expedition gegen Ägypten ihren Wohnsitz in Jerusalem zu nehmen. Alle Kosten ihres Aufenthaltes wurden von der Armee gedeckt, und sie selbst waren frei, zu wohnen, wo es ihnen beliebte.

Die Liste mit den Namen dieser Personen wurde mir von den Gouvernementsbeamten geliefert, aber sie war von den Reformatoren Syriens und Beiruts im Einverständnis mit einigen Häuptlingen vom Libanon zusammengestellt worden. Die heimlichen Nachforschungen, die ich anstellen ließ, ergaben, daß diese Herren nicht einwandfrei waren, und wenn ich jetzt in den Zeitungen ihre Namen lese und feststelle, daß gerade sie es sind, die sich am meisten Mühe geben, das französische Protektorat wieder herzustellen, der arabischen Einheit damit den größten Schlag versetzend, so sehe ich, daß ich mich in meiner Auswahl nicht geirrt habe.

Der amerikanische Gesandte, Herr Morgenthau, hat in seinem berühmten Buch, in dem er in wenig passender Weise von mir spricht, sich nicht geschämt, zu behaupten, daß ich mir viele Übergriffe gegen die christliche Bevölkerung Syriens erlaubt habe. Obgleich man diesem Herrn sehr kurz antworten könnte, indem man ihm einfach sagte: „Sie reden nicht die Wahrheit, mein Herr!“, so halte ich es doch für angebracht, einige chronologische Tatsachen anzuführen.

Bei meiner Ankunft in Jerusalem am 3. oder 4. Januar 1915 lenkten die Konsuln der verbündeten und neutralen Staaten meine Aufmerksamkeit auf ein gedrucktes Buch und teilten mir mit, daß dessen Inhalt bei der nicht muselmanischen Bevölkerung die größte Erregung hervorgerufen habe, und daß die gesamte Bevölkerung von einem Tag zum andern auf ein Christenmassakre durch die Mohamedaner gefaßt sei. Ich nahm von der Broschüre Kenntnis und sah, daß es sich um Kommentare des

heiligen Djihad handelte, in welchem ausgeführt wird, daß es die Pflicht der Mohamedaner sei, den Christen den heiligen Krieg zu erklären. Um den schädlichen Eindruck dieser Flugschrift zu tilgen, erließ ich eine lange Proklamation an die Bevölkerung Syriens; die Flugschrift führte in der Tat eine Sprache, die Unwissende verwirren konnte. Mein Aufruf, der bis in die kleinsten Ortschaften versandt und überall durch Maueranschläge bekannt gemacht wurde, sagte kurz folgendes:

„Der heilige Krieg ist von dem Kalifen des Islams nur gegen die Engländer, Franzosen und Russen, welche die Feinde unseres Glaubens sind, erklärt worden. Er betrifft selbst nur die, welche mit der Waffe in der Hand gegen uns kämpfen. Demzufolge werden alle diejenigen, die gegen unsere nicht mohamedanischen Landsleute, mit denen wir durch die gleiche Heimat und die gleichen Interessen verbunden sind, die geringste böse Absicht hegen sollten, mit der größten Strenge von mir bestraft werden."

Auf Seite 370 seines „Das Schicksal des ottomanischen Reiches" (Le sort de l'empire Ottoman) betitelten Buches kommt der russische Diplomat Mandelstamm sehr ausführlich auf die eben erwähnte Broschüre zu sprechen. Darf ich den Herrn fragen, warum er sich nicht auch die Mühe gegeben hat, meine Proklamation zu übersetzen? Ich kann den Herren Morgenthau und Mandelstamm die Versicherung geben, daß, hätte ich irgendwann im Laufe des Krieges die Absicht gehabt, in Syrien ein Christengemetzel durch die Mohamedaner zu veranstalten, nichts leichter für mich gewesen wäre. Wenn die Christen und Juden während der ganzen Dauer des Krieges in keiner Weise von den Mohamedanern und Drusen belästigt worden sind, so ist das einzig meinen Vorkehrungen und Bemühungen zuzuschreiben. Wenn Mandelstamm in seinem famosen Buch behauptet, der Umstand, daß die Christen vor einem Massakre in Syrien bewahrt geblieben sind, sei nur der Abwesenheit der gegen die Armenier geschickten Kurden zu verdanken, so bin ich der Meinung, daß er wohl selbst im Grunde seinen Worten nicht Glauben schenkt. Hätte ich den Beduinen und Syriern zu verstehen gegeben, daß die Möglichkeit bestehe, die Christen des Libanon, die sehr reich sind, zu plündern, so hätte ich mir weiter keine Mühe zu geben gebraucht.

Nein, meine Herren! Ich wiederhole es noch einmal: wenn Sie in Ihren Büchern behaupten, ich hätte absichtlich die Leute

in Syrien sterben lassen, so ist das alles erdichtet. Es wird der Tag kommen, wo in Amerika, England und Frankreich Leute von ehrenhafter Gesinnung die Wahrheit niederschreiben und diese mit ihrer Unterschrift bekräftigen werden. Wird Ihnen an diesem Tage die Schamröte ins Gesicht steigen? Ich glaube es nicht!

Unter den Mohamedanern Syriens war unter anderem auch das Gerücht verbreitet, daß der Djebel Druz (der Drusenfürst) nicht ruhig bleiben würde. Zahlreiche Persönlichkeiten: Deputierte, Notabeln und selbst einige Reformatoren rieten mir einstimmig zu einem Gewaltstreich gegen den Djebel Druz, wozu ich mich jedoch nicht verstehen konnte. Anstatt mir die kriegerischeste, am leichtesten zu entzündende Rasse Syriens zum Feinde zu machen, war es meiner Ansicht nach nützlicher, aus ihr Vorteil zu ziehen, indem man eine Basis der Verständigung fand. Ich ließ infolgedessen durch die Vermittelung des Generalgouverneurs des Wilajet ansagen, daß alle Scheiks nach Damaskus zu kommen hätten, wie es die Häupter verschiedener Gemeinden der Nation taten, die in Gruppen erschienen, ihre Treue und ihren Gehorsam dem Sitze des erlauchten Kalifats auszudrücken.

Die Söhne des Emir Abdel Kader, die sich der Drusen grundsätzlich als Werkzeuge ihrer Ränke bedienten, brachen sofort auf.

Zu dieser Zeit begab sich der Emir Ali Pascha, auf eine besondere Einladung des Kaisers hin, nach Deutschland. Ich hatte ihn in Dört Yol mit einigen Leuten seines Gefolges getroffen. Er sagte mir mit der Umständlichkeit, welche ihm eigen ist, daß er mit Vergnügen die Mission angenommen habe, nach Algier zu gehen, um den Franzosen Schwierigkeiten zu bereiten; er werde die Araber, welche dem glorreichen Andenken seines Vaters, des Emir Abdel Kader, treu geblieben waren, aufwiegeln. Der Emir Said, Sohn des Emir Ali Pascha, suchte mich auf und legte mir ein arabisches Werk und verschiedene Artikel vor, die er in der Zeitung El Mohadjir veröffentlicht hatte, als Beweis dafür, daß er schon vor dem Weltkriege, aber nach dem Balkankriege, gegen die Franzosen polemisiert habe. Er sagte mir, daß er und die ganze Familie Abdel Kaders die treuesten Untertanen des ottomanischen Reiches seien, daß sie nicht zögern würden, ihr Blut bis zum letzten Tropfen zu vergießen und Leben und Eigentum

der Wiederherstellung der Größe und Erhabenheit des Kalifats zu opfern, daß die Stämme der Drusen noch immer voller Anerkennung und Dankbarkeit für die Wohltaten und die Großmut des verstorbenen Emir Abdel Kader seien und seinen Kindern und Nachkommen dieselbe Anhänglichkeit bewiesen, und daß er sich auf meinen Wunsch anheischig mache, in wenigen Tagen die Scheiks und Häupter der Drusen zu bewegen, einer Einladung nach Damaskus Folge zu leisten.

Wir hatten Beweise in der Hand, daß der Emir Said, trotzdem er ein haltloser Abenteurer war, treuer zur ottomanischen Reichseinheit stand als sein Vater, sein Onkel und seine Vettern, und ich beschloß entgegen der Ansicht des Generalgouverneurs des Wilajet, Hulussi Bey, im Sinne meiner damaligen Politik, ihn zu schonen. Indem ich also die Häupter der Drusen offiziell durch die Vermittlung des Wilajet einladen ließ, erklärte ich dem Emir Said geradezu, daß er für seine bei dieser Gelegenheit geleisteten Dienste belohnt werden würde. Die Häupter der Drusen ließen sich schließlich bewegen, nach Damaskus zu kommen, nachdem sie, wie der Emir Said versicherte, zuerst tausend Schwierigkeiten gemacht hatten. Nachdem sie sich vier oder fünf Tage in Damaskus aufgehalten und an zahlreichen Kundgebungen teilgenommen hatten, verließen sie die Stadt, nicht ohne ihrer Gewohnheit gemäß unzählige Schwüre geleistet zu haben, mit der Versicherung, daß sie bereit seien, Leben, Blut und Ehre der kaiserlichen Regierung zu opfern, deren treueste Untertanen sie seien. Ich hoffte keineswegs irgendeinen materiellen Vorteil während des Krieges von diesen Stämmen zu erlangen. Aber ich wünschte sie zu schonen, weil mir ihre Teilnahme an einem Aufstand große Schwierigkeiten bereitet hätte.

Einen Aufstand der Maroniten des Libanons fürchtete ich keineswegs, wie manche meinten und wie die ägyptischen Zeitungen behaupteten, deren Artikel in das berühmte Buch des Herrn Mandelstamm aufgenommen worden sind; denn ich war überzeugt, die geringste Erhebung mit Leichtigkeit unterdrücken zu können. Aber ernstlich fürchtete ich einen Aufstand der Drusen und hatte alle diesbezüglichen Vorbeugungsmaßnahmen getroffen. Diese Maßnahmen waren erfolgreich, und ich konnte bis zum letzten Augenblick der Treue der Drusen der ottomanischen Regierung gegenüber sicher sein.

Es war ein glücklicher Zufall, daß Yahya El Atrache, einer der ehrgeizigsten und einflußreichsten unter den Häuptlingen der Drusen, zu dieser Zeit starb und ihm sein Sohn Selim El Atrache folgte. Yahya El Atrache war ein Werkzeug der feindlichen Ränke gewesen, hatte sich öfters erhoben und war schuld daran, daß eine Anzahl junger Leute von den Drusen und von der Militärverwaltung den Tod fanden. Den Dokumenten zufolge, die auf dem französischen Konsulat in Damaskus beschlagnahmt wurden, war Yahya El Atrache durch französisches Geld erkauft, und man wird aus den beiden Aktenstücken, welche ich nachstehend wiedergebe, ersehen, daß die französische Regierung ihm offiziell Waffen schickte, da er versprochen hatte, den Franzosen, im Falle sie versuchen würden, Syrien zu besetzen, mit den Drusen zu Hilfe zu kommen.

Aktenstücke.

Französisches Konsulat
in
Damaskus.

Französische Republik.

Damaskus, den 30. September 1912

Direktion der politischen und kommerziellen Angelegenheiten
Nr. . . .

Amtliche Mitteilung an die Botschaft.

Der Generalkonsul der französischen Republik in Damaskus an Seine Exzellenz Herrn Poincaré, Ministerpräsidenten, Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Paris.

Betreff: Yahya El Atrache.

Ich habe die Ehre, Eurer Exzellenz mitzuteilen, daß Yahya El Atrache, der berühmte Scheik des Drusengebirgs, von dem die Botschaft durch das Konsulat zu wiederholten Malen Nachrichten erhalten hat, vor einigen Tagen begnadigt worden ist. Er hatte sich nach Ägypten geflüchtet, nachdem die italienische Besatzung ihm erlaubt hatte, Rhodus, wohin er verbannt gewesen war, zu verlassen. Er ist eben in Damaskus angelangt, von wo er sich nach dem Hauran begeben will. Diese Maßnahme wird, besonders falls noch die Freilassung der anderen, von Sami Pascha gefangengesetzten Drusen hinzutritt, dazu beitragen, der Regierung die Sympathien der Be-

völkerung des Hauran zu gewinnen, die sich beklagt, ungerecht behandelt zu werden, besonders was die jedes Jahr beträchtlich erhöhten Steuern betrifft. Das gleiche gilt von der Freilassung des Nuri Schalan, von dem in meinem Schreiben vom 7. d. M. Nr. 49 die Rede ist.

Wie groß auch seine gegenwärtige Anhänglichkeit der ottomanischen Regierung gegenüber sei, so kann das Entgegenkommen der britischen Agenten doch nicht ohne Einfluß auf El Atrache gewesen sein. Ich habe aus sicherer Quelle erfahren, daß der große Scheik der Drusen während seines Aufenthaltes in Kairo von Lord Kitchener zu wiederholten Malen empfangen worden ist.

An die Botschaft 72. Damaskus, den 1. Juni 1913.
Pol. 60.

Betreff: Yahya Bey El Atrache. Streng vertraulich und dringend.

Ich habe die Ehre, Eurer Exzellenz Meldung zu erstatten über meine Unterredung mit dem Chef des Hauran und des Drusengebirges in Dumar, 5 bis 6 Kilometer von der Stadt entfernt, wohin ich mich öfters zu Pferde begebe. Die Unterredung fand in dem Hause des Emir Omar statt, wohin ich Yahya Bey El Atrache bestellte. Indem er mich um eine Zusammenkunft bitten ließ, hatte er, obgleich es die erste zwischen uns war, den Wunsch ausgesprochen, man möchte ihm einen Ort außerhalb des Konsulats oder des Hauses, in dem er abgestiegen war, angeben, um jeden Verdacht zu zerstreuen. Die Unterredung hatte ungefähr eine Stunde gedauert, als Yahya Bey sich endlich dazu entschloß, mir den Gegenstand der Zusammenkunft mitzuteilen. Das vorher Gehörte war übrigens auch nicht ohne Interesse für mich gewesen, da wir uns über die Drusen und ihr Land unterhielten und ich es gar nicht besser treffen konnte, mir genaue Kenntnisse über einen so wichtigen Gegenstand zu verschaffen. Yahya Bey wurde immer mitteilsamer, je mehr ich ihm Interesse zeigte und Fragen stellte. Ohne von mir dazu aufgefordert zu werden, fand er Gelegenheit, seine übrigens gar nicht schüchterne Meinung über die ottomanischen Beamten im Hauran zu äußern. Er fühlte sich auch veranlaßt, über seine Ergebenheit für die Drusen zu sprechen, über die Pflichten und die Verantwortung der Hauptleute den Stämmen und der Bevölkerung gegenüber, und es entging mir nicht, daß er Gefühle aussprach, wie sie die Orientalen nicht häufig empfinden und noch seltener ausdrücken. Ich prüfte Yahya Bey genauer und fand ihn intelligenter und kühner, als er mir seinem Äußeren nach anfangs erschienen war, und überraschend wirkte auf mich der Kontrast zwischen seinem fast weißen Bart und seinem scharfen, kühnen Blick unter den tiefschwarzen, dichten Augenbrauen.

Er wandte sich schließlich an den Emir Omar: „Das, was ich jetzt zu sagen habe, betrifft ausschließlich den französischen Konsul." Emir Omar erhob sich, beeilte sich jedoch nicht, das Zimmer zu ver-

lassen. Darauf sagte Atrache: ,,Es tut nichts, ich bin der Freund des Emir Abdul Kader gewesen, Du bist ebenfalls mein Freund, deshalb magst Du bleiben, doch sage es keinem wieder, weder Emir Ali Pascha, noch irgendeinem anderen.''

Sich zu mir wendend, sagte er mir wörtlich: ,,Höre, es war in Rhodus; der General Chalieu (?), der französische und der russische Konsul, die ihm als Dolmetscher dienten, waren zugegen. Da sagte mir der General: ,Ich lasse Dich nicht abreisen, ehe Du mir nicht das Versprechen gibst, Frankreich in dem Fall, daß französische Truppen in Syrien ausgeschifft werden, keinen Widerstand zu leisten. Hier habe ich die schriftliche Verpflichtung, auf die Du eingehen mußt, Du brauchst nur Dein Siegel darunter zu setzen.' Ich tat es, ich war verpflichtet. Der französische Konsul war im Besitz des Schriftstückes und meines Wortes. Ich spreche von dieser Sache zum erstenmal. Weder in Rhodus, noch in Ägypten und hier habe ich je etwas darüber verlauten lassen.''

Nachdem Emir Omar abgerufen worden war und das Zimmer verlassen hatte, sagte Yahya Bey: ,,Ich hätte einen Dritten nicht in das Geheimnis einweihen sollen. . . . Übrigens habe ich noch etwas hinzuzufügen. Ich werde der französischen Besatzung nicht allein keinen Widerstand leisten, sondern ich werde ihr auch helfen, ich werde auf ihrer Seite sein. Meine Drusen sind tapfer und zahlreich. Sollten sich die Mohammedaner gegen Frankreich erheben, so werde ich ihnen in den Rücken fallen. Das Drusengebirge ist die Zwingburg und der Schlüssel Syriens.''

,,Ich weiß, daß Du mächtig bist,'' erwiderte ich ihm, ,,Du bist unser Freund, ich danke Dir. Aber ich muß Dir sagen, daß es sich heute für uns nicht darum handelt, Syrien mit der Waffe in der Hand oder in anderer Weise in Besitz zu nehmen. In diesem Augenblick erscheint die Erhaltung der Integrität der asiatischen Türkei Frankreich und drei anderen großen Mächten wichtiger denn je. Die Regierung der französischen Republik ist dieser Ansicht und sie spricht es aus.''

,,Ich weiß es wohl,'' versetzte er, ,,aber die Lage kann sich plötzlich ändern. Man muß die Maßnahmen im Voraus beschließen. Man darf sich nicht überraschen lassen. An der Freundschaft mit der Türkei festhaltend sollte jeder von uns an die Zukunft denken. Ich bitte Dich, die französische Regierung an die schriftliche Verpflichtung zu erinnern, die ich in Rhodus übernommen habe, und ihr zugleich diejenige bekanntzugeben, die ich heute vor Dir, frei und aus eigenem Antriebe übernehme, und mir ihre Antwort zu übermitteln.''

Mir blieb keine Zeit zu einer Erwiderung übrig, denn in diesem Augenblick kam Emir Omar zurück, und da mein Besuch schon lange genug gedauert hatte, so mußte ich Abschied nehmen.

Ich würde Eurer Exzellenz dankbar sein, wenn Sie mich so bald als möglich in den Stand setzen würden, Yahya Bey el Atrache eine Antwort zukommen zu lassen und das versiegelte Schreiben nach Beirut an unser Generalkonsulat zu senden, von wo ich es abholen lassen werde, da der ottomanische Postdienst zwischen Beirut und Damaskus nicht genügende Sicherheit bietet.

Ministerium der auswärtigen
Angelegenheiten.

Französische Republik.
Paris, den 26. Juni.

Protokoll.

Der Ministerpräsident und Minister
der auswärtigen Angelegenheiten

an den Herrn Generalkonsul der französischen Republik
in Damaskus.

In Ihrem Bericht über die günstigen Tendenzen, die Yahya Bey El Atrache, Scheik der Drusen, seit einiger Zeit unserem Lande gegenüber bekundet, waren Sie zugleich so freundlich, mich darauf aufmerksam zu machen, daß es in unserem Interesse liegen würde, diese Tendenzen durch einen Beweis des Wohlwollens von seiten der Regierung der französischen Republik zu bestärken.

Ihre Ansicht vollständig teilend, habe ich mich an meinen Kollegen, den Herrn Kriegsminister, mit der Bitte gewandt, folgendes zu meiner Verfügung zu stellen, damit es dem Scheik als Geschenk angeboten werden kann:

1 Kavalleriekarabiner in Silber eingelegt nebst Tragriemen,
1 Waffenkästchen,
1 Ladestock nebst Wischer.

Ich habe die Ehre, Ihnen diese Waffen nebst Zubehör in einer Kiste zukommen zu lassen, deren Empfang ich Sie bitte, sich von dem Scheik Yahya Bey el Atrache bestätigen zu lassen im Namen der französischen Republik.

Die Kiste mit den Waffen nebst Munition wird dem Herrn Generalkonsul der französischen Republik in Beirut durch den Kommandanten der „Bruix" bei dem nächsten Anlaufen des Kreuzers übergeben werden.

Ich bitte Sie, sich über den Transport des Colli von Beirut nach Damaskus mit Herrn Georges Picot zu verständigen.

Für den Herrn Minister, der bevollmächtigte
Minister und Chef der Protokollkanzlei.

Hätte der Tod diesen Mann nicht gleich zu Beginn des Krieges hinweggerafft, so hätte er von diesem Augenblick an der Regierung die größten Ungelegenheiten bereiten können. Ich finde, daß die oben angeführten Dokumente hinsichtlich der freundschaftlichen Gesinnung Frankreichs der Türkei gegenüber recht merkwürdige Beweise liefern.

Der Sohn Yahyas, Selim El Atrache, ein friedliebender junger Mann von hochstehender Moral, ist mir für meine Rücksicht, die ich ihm und seinem Stamm bewies, stets dankbar gewesen und hat bis zuletzt nicht verfehlt, seine gute Gesinnung der Regierung zu beweisen.

Viele Anführer der Drusen haben für das Wohl des Staates gearbeitet, und ich bin überzeugt, daß, wenn wir siegreich aus diesem Kriege hervorgegangen wären, die Regierung sich niemals einem Aufstande der Drusen gegenüber gesehen hätte. Ich hatte ihre sozialen Bedürfnisse so gründlich studiert und die zu ihrer Wohlfahrt erforderlichen Mittel so erschöpfend klar gelegt, daß, wenn man diese Maßregeln zu gegebener Zeit ausgeführt hätte, die Drusen zufriedengestellt worden wären. Ich muß hier die Namen derjenigen Drusenführer nennen, die mich am meisten unterstützt haben. Es waren Nessib und Abdul Fekkar el Atrache Bey.

Man kann sagen was man will, aber Tatsache ist, daß die hohen religiösen Würdenträger auf die mohammedanischen Araber großen Einfluß ausübten. Darum habe ich, wie ich mich bemüht hatte, das Vertrauen der Reformatoren zu gewinnen, welche viele Fähigkeiten bewiesen, aber, des Atheismus verdächtigt, vom Volk gehaßt wurden, in gleicher Weise Anstrengungen gemacht, um das Zutrauen der Ulemas zu gewinnen. Es gab unter ihnen in der Tat Männer von edler Gesinnung. Es war mir stets ein Vergnügen, mich mit ihnen zu unterhalten, und eine halbe Stunde des Zusammenseins genügte, um den großen Einfluß, den sie auf das Volk ausübten, zu verstehen.

Der Scheik Bedreddin in Damaskus war unter den berühmtesten Ulemas der angesehenste. Dieser Mann, der als der aufgeklärteste Gelehrte im Kreise der modernen Autoren betrachtet werden kann, befaßte sich vorwiegend mit der Angelegenheit der Denksprüche und hatte zugleich den Ruf größter Frömmigkeit und Gottesfurcht. Er verließ niemals seine Behausung, die den Anblick allergrößter Einfachheit und Bescheidenheit darbot, und empfing dortselbst die Besucher, denen er die Wohltat seiner weisen Ratschläge angedeihen ließ. Bei den häufigen Gesprächen, die ich mit ihm gepflogen habe, bin ich seiner Gespräche nie müde geworden; er las mir aus den heiligen Schriften vor, legte sie aus, und jedes Mal empfing ich eine Menge guter Lehren, die, auf das erhabene Wort Gottes gegründet, wohl dazu angetan waren, einem Vertreter der Regierung, der das Volk zu leiten und Armeen zu führen hatte, als Leitmotive zu dienen.

Da ich wußte, daß der Scheik Bedreddin Effendi die Gewohnheit hatte, keinerlei Besuche zu machen, begab ich mich zunächst zu ihm, um seinen Segen zu empfangen und verließ ihn erst nach

einer genußreichen Unterhaltung, welche über zwei Stunden gedauert hatte, und durch die ich mich wahrhaft innerlich erhoben fühlte. Am nächsten Tage verließ er ganz ausnahmsweise seine Wohnung, um meinen Besuch zu erwidern. Ohne irgend jemand davon in Kenntnis zu setzen, kam er direkt zu mir ins Hauptquartier. Auf die Bevölkerung, die ihn für einen sehr heiligen Mann hielt, machte es einen großen Eindruck, daß der Scheik Bedreddin Effendi bis ins Palais zu mir zu Besuch kam, und es trug nicht wenig dazu bei, das Vertrauen zu mir zu erhöhen.

Einer der Ulemas, dem ich das beste Andenken bewahre und der mir während der ganzen Zeit behilflich gewesen ist, war Mufti Belde Scheik Ebulhid Abedine Effendi. Ich habe überhaupt die besten Beziehungen zu den hohen religiösen Würdenträgern in Damaskus gehabt, und unter den wahren Ulemas habe ich niemals einen gefunden, der gegen das Kalifat aufsässig war. Leute niedriger Gesinnung, die nur äußerlich einen religiösen Schein wahren, sehe ich nicht als echte Ulemas an. Ich kann den Mufti von Beirut, Scheik Mustafa Nedji, den Nakib el Eschraf, Scheik Abdul Rahman El Hod und ebenso die Hanefitischen Muftis von Jerusalem und Aleppo als die allertreuesten Anhänger des ottomanischen Kalifats und Gegner derjenigen bezeichnen, die im Islamismus Zwietracht säen wollten. Ich werde nie die mir von ihnen geleisteten Dienste vergessen, und ich rate jedem eifrigen Ottomanen, sich der Namen dieser tugendhaften Männer mit Ehrfurcht zu erinnern.

Ich weiß nicht, welche Haltung sie unter den gegenwärtig obwaltenden Verhältnissen einnehmen, aber da man vermuten kann, daß sie ihre Verhaltungsweise nicht frei wählen konnten, so werden sich meine Gefühle ihnen gegenüber nicht ändern. Ich bitte die anderen Ulemas, deren Namen ich hier nicht genannt habe, um das Kapitel nicht zu sehr in die Länge zu ziehen, dies zu entschuldigen. Ich werde mich immer ihres Beistandes erinnern und werde im rechten Augenblick nicht verfehlen, der ganzen Welt ihre wertvollen Dienste kund zu tun.

Nach meiner Rückkehr von der ersten Kanalexpedition fiel nichts vor, was mein Vertrauen zu den Reformatoren vermindert hätte. Die Politik, die ich ihnen gegenüber verfolgte, war so

aufrichtig, daß ich Abdul Kerim el Halil und den Dr. Abdul Rahman el Schehbender ausdrücklich bat, sich zu den türkisch-arabischen Truppen, welche von der Kanalexpedition zurückkehrten, zu begeben, um sich von ihrer moralischen Haltung zu überzeugen. Ich lud sie nach Jerusalem ein, und nachdem ich ihnen ziemlich namhafte Summen zur Deckung der Reisekosten gegeben hatte, entsandte ich sie zu den Truppen. Ohne irgend welche Kontrolle hielten sie sich zwanzig Tage bei der Armee auf. Unterdessen war ich in Damaskus gewesen. Bei ihrer Rückkehr lobten sie die Disziplin und die gute Verproviantierung der Soldaten.

Im Laufe des Mai 1915 las ich in ägyptischen Blättern so heftige Angriffe des Komitees Ella Merkezye gegen die ottomanische Regierung, daß ich diesen Grad von Gemeinheit nicht verstehen konnte.

Ich fragte eines Tages Abdul Kerim el Halil, wie er mir den Widerspruch zwischen der treuen Gesinnung, welche die Reformatoren von Beirut und Syrien der Regierung gegenüber an den Tag legten, und den gemeinen Behauptungen eines Mannes wie Refik el Azmet und einiger anderer, die als Führer angesehen wurden, erklären könne. Ziemlich verlegen versuchte er mir eine Antwort zu geben, aber es war klar ersichtlich, daß meine Frage ihn sehr erschreckt hatte. Wenige Tage darauf suchte er mich auf und erklärte mir, daß er, falls ich wünsche, sich nach Ägypten begeben würde, um den dortigen Leitern des Ella Merkezye die notwendigen Aufklärungen über die Politik, die ich in Syrien befolgte, zu geben. Er versicherte mir, daß er sie bewegen würde, ihre Haltung zu ändern. Syrien befand sich zu dieser Zeit in der mißlichsten und bedenklichsten Lage. Die Engländer und Franzosen waren in den Dardanellen gelandet und erneuerten täglich ihre heftigen Angriffe. Auf Wunsch des großen Hauptquartiers hatte ich die 8., 10. und 25. Division, die sich in Syrien befanden, nach Konstantinopel geschickt; ihnen folgten später alle Maschinengewehrkompagnien, mit einem Wort das ganze zur Verteidigung der Dardanellen notwendige Kriegsmaterial. Um auf einem so ausgedehnten Gebiet, wie vom Taurus bis Medina die innere Ruhe aufrechtzuerhalten und das Land gegen eine feindliche Landung zu verteidigen, blieben zu meiner Verfügung nichts als eine oder zwei arabische Divisionen und das Freiwilligenbataillon

der Derwische Mewlevis. Wäre durch auswärtige Machenschaften ein Aufstand ausgebrochen, so hätte man keine Mittel gehabt, ihn niederzuwerfen, und die Regierung hätte alle arabischen Distrikte verloren. Hätten die Engländer und Franzosen mit Hilfe der Eingeborenen zwei Divisionen an irgendeinem Punkte der Syrischen Küste, z. B. in Beirut oder in Haifa ausgeschifft, so hätten wir uns in einer außerordentlich schlimmen Situation befunden. Da ich der Bevölkerung jedoch vollkommen sicher war, so trug ich keinerlei Bedenken, den Schutz des Landes den arabischen Formationen anzuvertrauen und das Küstengebiet fast ohne jegliche Aufsicht zu lassen. Ich bin überzeugt, daß, wenn die Engländer den geringsten Zweifel an der Treue der Bevölkerung Syriens und Palästinas gehegt hätten, sie ohne Zweifel eine Landung versucht haben würden. Aber zu der Zeit hatten die verräterischen Umtriebe des Scherif Hussein kaum begonnen, und ich hatte noch keine Kenntnis davon. Trotz allem erdenklichen Vertrauen, das ich Abdul Kerim El Halil bewies, da ich sicher war, daß man ihn durch Geld völlig gewinnen könnte, hatte sein Vorschlag, nach Ägypten zu gehen, doch mein Mißtrauen erweckt. Italien hatte uns zu der Zeit auch den Krieg erklärt; infolgedessen waren alle Verbindungen zwischen der syrischen Küste und der übrigen Welt unterbrochen. Ich begriff daher nicht, auf welche Weise Abdul Kerim Halil sich nach Ägypten zu begeben gedachte. Auf meine Frage gab er mir zur Antwort: „Ich werde auf jeden Fall ein Mittel finden." Diese Antwort bestärkte meinen Verdacht, ich ließ aber nichts davon merken.

Gegen Ende Juni kam Scheik Essad Schukaïr, der das Amt des „Mufti der Armee" (Armeegeistlichen) bekleidete, eines Tages zu mir und berichtete mir von den Anwandlungen zu Revolten, die sich in Syrien zu zeigen begannen. Er erklärte mir, daß der Deputierte von Beirut, Kiamil el Essad, welcher in seinem Heimatsdorfe in der Kaza von Sidon wohnte, nähere Mitteilungen machen könne. Ich schickte sofort eine Depesche an Kiamil Essad Bey, der zwei Tage später in Begleitung einer anderen Person in Jerusalem eintraf. Er sagte mir: „Effendim! Eure Exzellenz beweist den Reformatoren großes Vertrauen und läßt ihnen im Lande alle Freiheit. Aber ich fürchte, daß sie Ihr Vertrauen mißbrauchen, denn gegenwärtig beschäftigen sich Riza Bey el Sulk, der frühere Deputierte von Beirut, und Abdul

Kerim el Halil mit der Organisation einer Revolte in der Gegend von Tyrus und Sidon. Wenn Sie sofort eine Untersuchung anstellen lassen, so werden Sie meine Mitteilungen bestätigt finden."

Die Araber haben eine schwache Seite: sobald man einem von ihnen etwas mehr Wohlwollen beweist, so werden die anderen sofort eifersüchtig und fangen an, gegen ihn zu hetzen. Ich konnte aber trotzdem den Enthüllungen Kiamil el Essads einen solchen Beweggrund nicht unterlegen; ich hatte ihn niemals als im Rang niedriger stehend als Abdul Kerim el Halil behandelt, daher konnte er kein Interesse daran haben, gegen diesen zu intrigieren. Was aber Riza Bey el Sulk anbetrifft, so hatte ich ihn stets als einen Ränkeschmied angesehen und ihn niemals empfangen wollen. Nachdem ich mich mit Kiamil el Essad über die zweckmäßigste Basis der Untersuchung beraten hatte, erließ ich die nötigen Befehle. Die Untersuchung, welche vierzehn Tage dauerte, bewies in der Tat, daß Abdul Kerim el Halil und Riza Bey el Sulk einen Aufstand in der Umgegend von Tyrus und Sidon ins Werk setzten. Ich erließ sofort gegen sie und ihre Mitschuldigen einen Verhaftungsbefehl, denn jeder Zeitverlust konnte Gefahr bringen. Die Verschwörer hatten die Gegend gut gewählt, denn von dem ganzen Küstenstrich war die Gegend von Tyrus und Sidon am wenigsten bewacht, es gab dort nicht eine Kompagnie, nur ein paar Gendarmen bildeten die Aufsicht.

Da dieser Küstenstrich zwischen Beirut und Saint Jean d'Acre an keiner großen Verkehrsstraße liegt, so besuchten ihn weder Zivilbeamte noch Offiziere. Ich selbst habe nie daran gedacht, diese Gegend zu bereisen. Infolgedessen konnten die Revolutionäre dort in aller Ruhe arbeiten, und nachdem sie die öffentliche Meinung gründlich bearbeitet und vergiftet hatten, hätten sie von einer feindlichen Abteilung, die in der Nacht gelandet wäre, unterstützt, im Einverständnis mit dem Gegner das bergige Hinterland besetzen und es gegen Norden, Osten und Westen in Verteidigungszustand setzen können. Während Abdul Kerim el Halil und Riza Bey el Sulk an der Verbreitung von Unruhen arbeiteten, waren in der Tat von den feindlichen Wachschiffen einige nicht unbedenkliche Versuche gegen Tyrus und Sidon unternommen worden. Von Zeit zu Zeit wurden von diesen Schiffen ohne jeden Grund Mannschaften an Land geschickt, um unsere Telegraphenleitungen zu zerstören; aber jedesmal wurden sie von unseren

Gendarmen auf ihre Schiffe zurückgetrieben. Die Entdeckung dieser verräterischen Umtriebe zeigte Ziel und Zweck der gegnerischen Anstrengungen. Nach dieser Entdeckung sagte ich mir natürlich, daß es naiv wäre, meinerseits den Reformatoren noch weiter Vertrauen entgegen zu bringen, und ich beschloß, die Verräter mitleidlos zu verfolgen.

Gerade zu dieser Zeit kam die Nachrichtenstelle meines Generalstabs in den Besitz eines außerordentlich wichtigen Schriftstückes, das ich hier einfüge:

Rundschreiben Nr. 403. Kairo, 27. Ramazan 1332.

An den ehrwürdigen und weisen Seyd Effendi Schukri.

Gruß und Achtung zuvor!

In dieser Zeit, da der Weltkrieg mit aller Macht im Gange ist, erwartet das Vaterland von seinen Kindern größere Opfer als zu jeder anderen Zeit. Aus dem Weltkrieg können Feuerfunken in den Orient fallen, das Land in Flammen setzen und die Unschuldigen mit den Schuldigen verbrennen, die Araber zugleich mit den Türken. Es ist sicher, daß, wenn wider alles Erwarten die Regierung an dem Streit teilnehmen sollte, sie nicht unbeschadet daraus hervorgehen und daß es für sie das Ende bedeuten würde; im Fall eines Sieges der Triple-Entente wird dieses Ergebnis noch sicherer eintreten und den Russen die Lösung der orientalischen Frage erleichtern. Die arabischen Gebiete würden der gleichen Gefahr wie die ottomanischen ausgesetzt sein. Da die Türken das Verteidigungs- und Machtzentrum jedenfalls zum Schutz ihres eigenen Landes und Reiches verwenden werden, so würde die Arabien drohende Gefahr um so größer sein. Diese Tatsache wird jedenfalls eintreten. Um so mehr müssen wir Araber auf die Mittel bedacht sein, unsere gefährdete Unabhängigkeit zu schützen. Unsere Gesellschaft, die eine besondere Organisation besitzt und Mitglieder zählt, welche wegen ihrer Vaterlandstreue und Opferfreudigkeit bekannt sind, sieht es als ihre Pflicht an, sofort die nötigen Maßnahmen zu treffen, um das Wohl des Vaterlandes und das Leben seiner Kinder zu sichern. Zu diesem Zweck erlassen wir die Aufforderung, unverzüglich auf folgende Fragen zu antworten:

1. Über welche Streitkräfte verfügt Ihr, um im Notfall eine allgemeine Bewegung zu unternehmen?

2. Würde es möglich sein, uns pekuniär zu unterstützen oder Geldsummen zusammenzubringen, deren Ihr Euch nach Lage der Sache selbst bedienen könntet? Welche Höhe könnte diese Geldsumme erreichen?

3. Ist es möglich, einen sicheren Ort als Zufluchtsstätte für die Vertrauensleute zu finden, welche die Bewegung leiten sollen und von uns unterhalten werden?

4. Ist es möglich, uns als Vertreter Eures Komitees einen zuverlässigen Mann zu senden, der unsere Verhaltungsbefehle entgegennehmen und sich an einen bestimmten Ort begeben würde?

5. Meint Ihr, daß, wenn Ihr keine zuverlässige Persönlichkeit abordnen könntet, es nötig wäre, zum Zweck der Übermittelung unserer Verhaltungsmaßregeln jemanden zu Euch zu entsenden?

Dieses sind die betreffenden Punkte, deren Beantwortung wir umgehend erbitten. Jede verlorene Minute kann das Leben eines Arabers kosten. Der Augenblick der Selbstaufopferung für Pflicht und Vaterland ist gekommen. Gruß.

A.

P. S. Mit dieser Chiffre werden wir fortan zeichnen, aber bei Ihren Korrespondenzen an mich bitte ich ausdrücklich meinen Namen auf die Adresse zu setzen; der Briefumschlag muß in einen zweiten gesteckt werden und dieser muß folgendermaßen adressiert sein: Kairo, Schari-ud-Dewawine, Scheik Hakky Halef, Vorsteher der Moschee von Schamli Hanim, gegenüber dem Palast des verstorbenen Scherif Pascha. Sie müssen darauf bedacht sein, den Brief einem zuverlässigen Menschen zu übergeben, der ihn persönlich auf einem ausländischen Postbureau der Küste aufzugeben hat; wenn das nicht möglich sein sollte, wird es von keinem besonderen Nachteil sein, den Brief durch die lokale Post zu befördern.

Sobald ich von diesem Schreiben Kenntnis genommen hatte, erkannte ich sofort die Situation. Es war ersichtlich, daß die revolutionären Araber den Plan eines Aufstandes in Syrien und Palästina keineswegs aufgegeben hatten. Ich begriff nur nicht, warum Abdul Kerim el Halil und andere der Regierung seit Beginn des Krieges so viel Anhänglichkeit bewiesen, da das sich in Ägypten befindliche Komitee des Ella Merkezye, dessen Vertreter sie waren, die Leitung einer solchen Revolte übernommen hatte. Weder damals, noch nach der Empörung des Scherif Hussein, nach dem durch die Niederlage unserer glorreichen Armee hervorgerufenen vollständigen Verlust von Syrien und Palästina, ist es mir möglich gewesen, hinter dieses Geheimnis zu kommen.

Wenige Monate, nachdem ich mit der Abfassung meiner Memoiren begonnen hatte, haben einige politische Artikel im „Temps" mir Aufklärung über die heimlichen Ziele und Zwecke verschafft. Es war im Juni 1915, Abdul Kerim el Halil hatte angefangen, sich mit der Organisation des Aufstandes zu beschäftigen, und die Korrespondenz zwischen den Engländern und dem Scherif Hussein, zum Zweck eines Aufstandes, fiel gerade in diese Epoche. Ich

gebe den im „Temps“ am 18. September 1919 erschienenen Artikel wörtlich wieder:

Die Araber und die Entente.

Wir sind heute in der Lage, einige neue Mitteilungen zu bringen über die Unterhandlungen, welche während des Krieges zwischen den britischen Behörden und dem König des Hedjas, Vater des Emir Faisal, der gegenwärtig Einfluß in Syrien ausübt, gepflogen wurden. Der Meinungsaustausch zwischen der britischen Regierung und Hussein Scherif von Mekka, zurzeit König des Hedjas, über die territorialen Friedensbedingungen in der Levante fassen sich in acht Briefen vom Juli 1915 bis Januar 1916 zusammen.

1. Im Juli 1915 bietet der Scherif der britischen Regierung seine militärische Unterstützung an gegen die Zusage der Unabhängigkeit Arabiens in dem Gebiet, das im Norden Mersina und Adana in sich schließt und vom 37. Breitengrad bis zur persischen Grenze reicht; die Abgrenzung im Osten soll die persische Grenze bis zum Golf von Bassora sein; im Süden sollte der Indische Ozean das Gebiet umgrenzen, mit Ausschluß von Aden; im Westen endlich sollen das Rote Meer und das Mittelmeer bis Mersina die Grenze sein.

2. Am 30. August 1915 antwortete Sir Henry Mac-Mahon, britischer Resident in Kairo, ausweichend, indem er bemerkt, daß der Augenblick, die künftigen Grenzen zu regulieren, noch nicht gekommen sei.

3. In einem Schreiben vom 9. September, vorgelegt am 18. Oktober meldet Sir Henry Mac-Mahon dem Foreign Office, daß der Scherif auf der sofortigen Besprechung der Grenzfrage bestehe. Zugleich überreichte Sir Henry Mac-Mahon die ihm vom ägyptischen Vertreter des Scherif unterbreitete Erklärung, die folgendermaßen lautet:

„Eine Besetzung der rein arabischen Gebiete von Aleppo, Hama, Homs und Damaskus durch die Franzosen würde von seiten der Araber auf bewaffneten Widerstand stoßen; mit Ausnahme dieser Distrikte aber und einiger Grenzberichrigungen im Nordwesten nehmen die Araber die vom Scherif von Mekka vorgeschlagene Grenze an.“

4. Am 24. Oktober 1915 übersandte Sir Henry Mac-Mahon auf Befehl seiner Regierung dem Scherif ein Schreiben folgenden Inhalts:

„Die Gebiete von Mersina und Alexandrette und die westlich von Damaskus, Homs, Hama und Aleppo liegenden Teile von Syrien können nicht als rein arabisch angesehen werden und müssen daher von der ins Auge gefaßten Grenzregulierung ausgeschlossen bleiben. Mit der genannten Einschränkung und ohne auf unseren mit den arabischen Führern getroffenen Abmachungen zu bestehen, sind wir mit den Grenzen einverstanden; betreffend die Gebietsteile, in denen Großbritannien, ohne die französischen Interessen zu schädigen, Handlungsfreiheit hat, bin ich von der großbritannischen Regierung ermächtigt, Ihnen folgende Zusicherungen zu erteilen:

‚Großbritannien ist mit den oben erwähnten Einschränkungen bereit, die arabische Unabhängigkeit in den Territorien innerhalb der vom Scherif von Mekka vorgeschlagenen Grenzen anzuerkennen und zu unterstützen‘."

5. Am 5. November 1915 erwidert der Scherif, daß er geneigt wäre, auf den Ausschluß von Mersina und Adana einzugehen, jedoch auf den anderen Gebieten, namentlich Beirut, bestehen müsse.

6. Am 13. Dezember nimmt Sir Henry Mac-Mahon von der Verzichtleistung des Scherifs auf Mersina und Adana Kenntnis.

7. Am 1. Januar 1916 erklärt der Scherif, daß er, um die franko-britische Alliance nicht zu trüben, für die Dauer des Krieges auf seinen Ansprüchen im Libanon nicht bestehe, nach Beendigung des Krieges jedoch seine Rechte von neuem geltend machen werde.

8. Am 30. Januar 1916 nimmt Sir Henry Mac-Mahon von der Erklärung des Scherifs, alles was den englisch-französischen Beziehungen schaden könnte, zu vermeiden, Kenntnis und unterrichtet ihn davon, daß die Freundschaft zwischen England und Frankreich auch nach dem Kriege bestehen bleiben wirde.

Seitdem hörte jede Korrespondenz, Verhandlung und Besprechung der territorialen Friedensbedingungen zwischen Scherif und Großbritannien auf.

Aus diesen Aktenstücken geht hervor:

1. In dem vom 24. Oktober 1915 datierten Schreiben, welches die alleinige Verbindlichkeit Großbritanniens dem Scherif gegenüber enthält, ging die englische Regierung auf keine Verpflichtungen ein, die dem franko-britischen Abkommen vom Mai 1916 entgegengesetzt war.

2. Nach der Eröffnung der Verhandlungen, die Herr Georges Picot in London zu führen beauftragt war, um das Abkommen vom Mai 1916 vorzubereiten, hatte Großbritannien keine neue Verpflichtung dem Scherif gegenüber übernommen. Die erste Zusammenkunft der Unterhändler fand in der Tat am 23. November 1915 statt, und die beiden letzten im Januar 1916 gewechselten Briefe fügten zu den am 24. Oktober übernommenen Verpflichtungen gegenüber dem König Hussein nichts neues hinzu.

Dieser Artikel beweist deutlich, daß der Scherif Hussein bereits Anfangs 1915 zum Aufstand entschlossen war und sich offiziell an die großbritannische Regierung mit dem Vorschlag wandte, einen unabhängigen arabischen Staat zu gründen, der im Süden durch eine von Mersina-Adana bis Mossul reichende Linie begrenzt sein sollte. In dem Falle, daß England auf diese Vorschläge einginge, machte sich der Scherif anheischig, sich gegen seinen erlauchten Herrscher, den allerhöchsten Kalifen des Islam, zu erheben.

Wenn man diese Tatsachen, welche ich erst später erfahren habe, mit den Aufstandsbestrebungen, die ich Ende Juni 1915 ent-

deckte, zusammenbringt, so sieht man klar, daß Abdul Kerim el Halil und Genossen damals vom Scherif von Mekka die entsprechenden Weisungen erhielten und hierauf die ersten notwendigen Schritte zur Organisation des Aufstandes unternahmen.

Obgleich ich nie an die Aufrichtigkeit der Gesinnung des Scherif von Mekka geglaubt hatte, so hätte ich doch nicht vermutet, daß er während eines solchen Krieges, von dem das Schicksal des ottomanischen Kalifats abhing, sich mit den Staaten verbünden könnte, welche die ganze mohammedanische Welt unter das Sklavenjoch bringen wollten, und daß er so weit gehen würde, im ganzen Lande Zwietracht zu säen, um seine ehrgeizigen, persönlichen Pläne zu verfolgen.

Die im respektvollsten Ton gehaltene Korrespondenz, welche ich mit ihm seit dem Dezember 1914 führte, dauerte weiter, und er versprach, die zweite Kanalexpedition, die im Winter 1915 stattfinden sollte, mit einem Korps zu unterstützen, welches er aus dem Hedjas schicken wollte. Trotz der festen Überzeugung, daß Leute wie Refik el Azm, Scheik Reschid Riza, Abdul Kerim el Halil niedrig genug gesinnt waren, um sich von den Engländern und Franzosen kaufen zu lassen, konnte ich es nicht für möglich halten, daß ein Mann von Erfahrung wie der Scherif Hussein, ein Greis, der schon mit einem Fuß im Grabe stand, so egoistisch und ehrgeizig er auch war, eine auf Unternehmung eingehen würde, aus deren Entwicklung die sichere Knechtung der Araber wie der ganzen mohammedanischen Welt entstehen mußte. Damals wurde die Bemannung der „Emden" in der Nähe von Djeddah von Beduinen angegriffen, gerade als sie nach der Landung im Küstengebiet von Assyr den Boden von Hedjas betrat, um sich von hier aus nach Überwindung unzähliger Schwierigkeiten nach Deutschland zu begeben. Es war mir ganz klar, daß dieser Angriff der Beduinen vom Scherif Hussein angestiftet und befohlen sei, aber ich glaubte, er handle so, um sich bei den Engländern beliebt zu machen und den Arabern gegenüber den Schein zu erwecken, als handle es sich ihm darum, Ungläubige am Betreten der heiligen Stätten zu hindern. Die Engländer, welche damals über alle Küsten des Reiches die Blockade verhängt hatten, nahmen das Küstengebiet von Hedjas von der Blockade aus und gestatteten den arabischen Zambuks nach Belieben, sich in den ägyptischen Häfen Vorräte und Getreide zu verschaffen. Ich war mit dieser Sachlage ein-

verstanden, denn die Beduinen des Hedjas, sowie die seßhafte Bevölkerung und die aus der Umgegend der Heiligen Städte, waren nahe daran, Hungers zu sterben, und so war Syrien, das sich selbst kaum ernähren konnte, der Notwendigkeit enthoben, ihnen Nahrungsmittel zukommen zu lassen. Ich glaubte, daß die Engländer in dieser Weise vorgingen, um sich die Sympathien der Mohammedaner Indiens und ganz Afrikas zu verschaffen, und daß der Scherif Hussein alles vermeiden werde, was die Engländer von dieser freundlichen Gesinnung abbringen könnte. Ich sagte mir auch, daß die Hauptursache der gegen die Mannschaft der „Emden" gerichteten Angriffe wohl nur die war, auf seiten Englands keine Mißstimmung aufkommen zu lassen. Ich sehe jetzt ein, daß alle diese Vermutungen nichts als Hirngespinste waren; der Scherif Hussein hatte sowohl mich als auch die Staatsregierung und das glorreiche Kalifat betrogen, und zwar mit Mitteln, die des gemeinsten Heuchlers würdig sind; er hat sich nicht gescheut, Zwietracht unter die Mohammedaner zu säen und Ränke zu spinnen, indem er sich mit den Feinden des ottomanischen Reiches verbündete.

Der Prozeß gegen Abdul Kerim el Halil und seine Mitschuldigen fand in den Monaten Juli und August statt; sein Verlauf legte die verbrecherischen Ziele der Revolutionäre vollständig klar. Sie wirkten in ihrer Tragweite wahrhaft erschütternd auf mich. Alle zurzeit in Syrien befindlichen Truppen bestanden aus arabischen Regimentern, und hätten diese gemeutert, so hätte ich nichts in der Hand gehabt, um die Revolte zu dämpfen. Die Schlacht an den Dardanellen ging mit aller Heftigkeit weiter, es war ausgeschlossen, dieser Front ein Bataillon, geschweige eine Division für Syrien zu entziehen. Um alle diejenigen, welche irgendwelche Ruhestörungen planten, abzuschrecken, hielt ich es, der momentanen Lage und den Machtbefugnissen des Armeekommandanten in außergewöhnlichen Fällen entsprechend, für angebracht, das Urteil des Kriegsgerichts sofort zu bestätigen und vollstrecken zu lassen, und die kaiserliche Sanktion nachträglich einzuholen. Ich hatte die Zustimmung des Kriegsministers und des Ministers des Innern in dieser Sache bereits erlangt. Nachdem ich das Protokoll des Kriegsgerichts gelesen und die Ansicht des Feldkriegsgerichtsrats eingeholt hatte, bestätigte ich das Todesurteil und ließ es am folgenden Tage in Beirut vollstrecken. Das geschah

Ende August 1915. Die rasche Urteilsvollstreckung verursachte nicht wenig Schrecken und schüchterte die Aufständigen ein.

Abdul Gani el Ureïssi, Inhaber des „El Mufid", der mit vollem Rechte befürchtete, daß der Prozeß gegen Abdul Kerim el Halil viel Belastungsmaterial gegen ihn selbst ergeben könnte, verschwand von der Bildfläche. Das Kriegsgericht ließ später nach ihm fahnden und es wurde festgestellt, daß er mit zwei seiner Genossen aus dem Bereich des Djebel Drus geflohen war, doch wurde man seiner nicht habhaft. Drei oder vier Monate später wurden Abdul Gani el Ureïssi und seine beiden Gefährten durch Nuri Schalaan, den Scheik ul Meschayih des Stammes der Revale, bei Djof arretiert; sie wurden unter Bedeckung nach Damaskus gebracht und dort abgeliefert. Nuri Schalaan schrieb mir, seiner Meinung nach hieße es den Islam dem Untergang weihen, wenn man Leute, die Zwietracht in ihn bringen wollten, der Gerechtigkeit entziehen würde; er überliefere mir deshalb diese Leute, die sich kürzlich in sein Gebiet geflüchtet hätten.

Ich wende mich nun an die gesamte mohammedanische Welt und sage: Vergleichet das gesunde Urteil dieses einfachen, nicht weiter gebildeten Beduinenhäuptlings mit dem lasterhaften Charakter des Emir von Mekka, des Scherifs Hussein, der zu gleicher Zeit die schmählichste revolutionäre Bewegung gegen das muselmanische Kalifat vorbereitete. Kann man einem solchen Gegensatz gegenüber Gefühle des Abscheus und des Ekels unterdrücken?

Während Nuri Schalaan den Abdul Gani el Ureïssi der Regierung auslieferte, begnügte sich der Scherif Hussein nicht allein damit, mit den Engländern Verhandlungen einzuleiten, sondern er hatte die Dreistigkeit, seinen Sohn, den Scherif Faisal, zu mir zu senden, damit dieser ihn über alle Ereignisse in Syrien auf dem Laufenden halte.

Im September 1915 kam der Scherif Faisal nach Syrien und begab sich von da nach Konstantinopel. Als er in Stambul vom Sultan in Audienz empfangen wurde, drückte er seine, seines Vaters und seiner Familie Ergebenheit in so untertänigen Worten aus, daß Seine Majestät an der Wahrhaftigkeit seiner Erklärung nicht im geringsten zweifeln konnte. Der Scherif Faisal kehrte nach Syrien zurück, nachdem er allen Ministern dieselben Versicherungen abgegeben hatte, und wurde von mir mit vielen

Ehren aufgenommen. Während seines kurzen Aufenthaltes trafen wir die Vereinbarung, daß sein Vater ein Korps von eintausendfünfhundert freiwilligen Kamelreitern zur Teilnahme an der zweiten Kanalexpedition unter Faisals Führung nach Palästina senden sollte. Vor seiner Abreise nach Jerusalem hielt der Emir Faisal noch eine lange Ansprache an die zahlreichen Offiziere des Hauptquartiers, wobei er bei der glorreichen Seele des Propheten schwur, in kurzer Zeit an der Spitze seiner Krieger wiederzukehren und bis zum Tode mit ihnen vereint die Feinde des Glaubens zu bekämpfen. Es ist wohl zu bemerken, daß zu der Zeit, als der Scherif Faisal diese falschen Schwüre leistete, sein Vater bereits die vom 9. September und 5. November 1915 datierten Briefe an die Engländer geschrieben hatte und seine schändlichen Anschläge gegen das Kalifat vorbereitete. Ich hatte damals nicht die geringste Kenntnis von diesen Schändlichkeiten.

Das Verhör des Abdul Gani el Ureïssi enthüllte eine Menge wichtiger Tatsachen; ich hielt nun den Augenblick für gekommen, von den zu Beginn des Krieges im französischen Konsulat zu Damaskus beschlagnahmten Papieren entsprechenden Gebrauch zu machen. Ich hatte zu diesem Zwecke den Kriegsminister und den Minister des Innern um die nötige Vollmacht ersucht. Nach einem ziemlich langwierigen Briefwechsel erhielt ich die Erlaubnis. Das anhaltende Zögern erklärte ich mir durch den Umstand, daß die in den Dokumenten verdächtigten Personen sehr hohe Posten bekleideten. Ich bin der Ansicht, daß die Strenge der Maßregeln gegen eine Persönlichkeit, die ihren Glauben und ihr Vaterland verrät, im Verhältnis zu stehen hat zu der hohen, sozialen Stellung, die sie einnimmt, denn die verbrecherischen Umtriebe von Leuten dieser Art sind nicht ihrer Unwissenheit und Torheit zuzuschreiben und können in ihrer Wirkung ungleich unheilvoller sein. Sie begehen Verrat mit Vorbedacht und Überlegung.

Nachdem sich die beiden verantwortlichen Minister in dieser Hinsicht mit mir einverstanden erklärt hatten, übergab ich dem Kriegsgericht die beweiskräftigen Dokumente zur gerichtlichen Verfolgung von Personen, welche seit Jahren unter dem Deckmantel von Reformen, Selbstbestimmung und Unabhängigkeit der Araber alle möglichen umstürzlerischen Unternehmungen geplant hatten.

Mit den Aktenstücken, die den Emir Ali Pascha, seine beiden Brüder und einen ihrer Vettern betrafen, welch letztere als Werkzeuge französischer Politik in Syrien stark kompromittiert waren, glaubte ich eine Ausnahme machen zu müssen, wenigstens wünschte ich den Emir als Haupt der Familie zu retten.

Um aber zu beweisen, wie geachtet dieser Mann war und wie undankbar er sich gegen das Kalifat erwies, das ihn seit Jahren mit Wohltaten überschüttet hatte, will ich hier folgende Dokumente einfügen. Zuerst zwei Schreiben des französischen Botschafters an seine Regierung:

I.

Botschaft 62. Damaskus, den 16. April 1914.
Pol. 37.

Betreff: Übersetzung eines Briefes des Emir Ali Pascha

Ich habe die Ehre, Eurer Exzellenz in der Anlage die Übersetzung eines vom 14. März datierten, mir selbst aber erst am 27. übergebenen Schreibens des Emir Ali Pascha vorzulegen.

Der Sohn des Emir Abd-el-Kader bringt die seinem Vater zur Zeit seiner Anwesenheit in Paris vom Ministerpräsidenten gemachten Versprechungen in Erinnerung, betreffs des ihm zukommenden Drittels der Pension seines Vaters, die übrigens der Familie nicht ausgezahlt worden ist.

Bei seiner Rückkehr von einer mehrtägigen Reise hatte ich Gelegenheit, den Emir Ali Pascha zu sehen und ihm zu seiner Abgeordnetenwahl zu gratulieren (mein Schreiben vom 13. d. M. Nr. 59); ich versprach, seinen Brief unverzüglich nach Paris und Konstantinopel weiterzuleiten.

„Welcher Ursache schreiben Sie das Verhalten des Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten mir gegenüber zu?" fragte der Emir. „Meine sämtlichen Briefe sind unbeantwortet geblieben, die mir gemachten Versprechungen waren jedoch bindend."

„Ich weiß von diesen Angelegenheiten nichts als das, was ich von Ihnen selbst erfahren habe," war meine Antwort. „Sollte aber nicht das Ärgernis, welches der von Ihrem Sohne, dem Emir Said, gegen Frankreich geführte Schachzug gegeben hat, die Ursache zu dem Ihnen gegenüber gewahrten Schweigen sein?"

„Ja," entgegnete der Emir, „dieser Wahnsinnige fügt mir und sich selbst unermeßlichen Schaden zu, ich habe alle möglichen Mittel in Anwendung gebracht, um ihn festzunehmen."

„Alle," sagte ich, „aber nicht das ausschlaggebende. Ihr Sohn ist mittellos und, wie Sie wissen, nicht imstande, sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Wenn Sie ihm die 600 Franken, die Sie ihm

monatlich geben, entziehen, wird er sehr bald aufhören, im Rai el Amm den Franzosenfresser zu spielen."

„Das ist wahr," erklärte er, „und wenn er in dieser Weise fortfährt, so werde ich auch dazu greifen."

Indem der Emir bei diesem Thema verblieb, bot er mir Gelegenheit, mit aller Vorsicht zu erwähnen, wie bedauerlich es sei, daß es in seiner Familie zu einer Spaltung gekommen sei.

„Gewiß," entgegnete er, „ich hätte französischer Untertan bleiben sollen; aber es ist nicht meine Schuld, daß ich meine Nationalität gewechselt habe. Als mein Vater starb, war ich jung und unwissend, ich wußte nichts von Politik, und der damalige Konsul, der mich hätte beraten sollen, hat es nicht getan." Er fügte hinzu: „Wenn mein Sohn in dieser Weise fortfährt, so werde ich ihm die Existenzmittel entziehen."

Aber er wird sich hüten, sein Wort zu halten.

Unterdessen sagte mir Emir Ali Pascha, der in wenigen Tagen nach Konstantinopel zu reisen gedenkt, daß einer seiner ersten Schritte sein werde, sich dort zur Botschaft zu begeben und die Angelegenheit, die der Gegenstand dieses Briefes ist, zur Sprache zu bringen.

II.

Botschaft.
Nr. 69.

Damaskus, 31. Mai 1914.

Betreff: Übersetzung eines Briefes des Emir Ali Pascha.

Ich habe die Ehre, Eure Exzellenz zu ersuchen, ein in diesem Umschlag enthaltenes, versiegeltes Schreiben in Empfang nehmen zu wollen, welches mir von Emir Ali Pascha zugleich mit zwei sehr großen Photographien, die ich der Post nicht anvertrauen wollte, für Eure Exzellenz übergeben worden ist; die Photographien werde ich mit nächster Gelegenheit folgen lassen.

Eure Exzellenz kennt meine Meinung über Emir Ali Pascha, über den ich öfters Berichte erstattet habe, so auch am 24. August 1912, 25. Februar und 16. April dieses Jahres. Das erspart mir eine wiederholte Erklärung, aus welchem Grunde ich seiner Anhänglichkeit und Treue, die er in seinem Briefe zum Ausdruck bringt (er hat mir eine Abschrift desselben gegeben) ebensowenig Glauben schenke, wie der Betonung seiner Großmut, Gastfreundlichkeit, Loyalität der Türkei gegenüber und seiner Liebe zu Frankreich.

Das was für den Emir Ali Pascha allein in Betracht kommt, sind die von ihm beanspruchten 50 000 Franken. Der Inhalt seines ganzen Briefes ist eine Geldforderung.

Alle seine Gedanken, sein Herz und sein ganzer Wille sind einzig und allein auf diese fünf Ziffern gerichtet und in keiner Weise

auf die schönen, sie einhüllenden Redensarten, deren Sinn ihm ebenso fremd ist, wie die Sprache und die Schrift, deren er sich bedient.

Ich muß Eure Exzellenz um Entschuldigung bitten, wenn ich nochmals auf das Interesse zurückkomme, welches wir daran haben, die guten Absichten dieses algerischen Prinzen, jetzt türkischen Pascha, zu fördern, der entschieden weniger Einfluß und Ansehen besitzt, als er glauben machen will, aber immerhin in Damaskus eine ziemlich wichtige Rolle spielt.

Es würde alles nach Wunsch gehen, wenn Emir Ali Pascha weniger anspruchsvoll wäre. Eure Exzellenz hat durch meinen Brief vom 16. April erfahren, daß er sich zum Haupt der Familie Abd-el-Kader gemacht hat. Während er bisher behauptete, in Paris das Versprechen der vollen Pension eines Groß-Emir erhalten zu haben, schreibt er heute einfach so; — „Während meiner Unterredungen mit den Leitern der glorreichen französischen Republik hatte ich Gelegenheit, die rückständige Pension meines erlauchten Vaters zu erwähnen; die Summe beträgt 50 000 Franken. Seine Exzellenz Herr Poincaré gab mir das ausdrückliche Versprechen, meine Ansprüche mit seiner ganzen Autorität vor den Vertretern der französischen Nation zu unterstützen.“ Ich habe in dem oben erwähnten Briefe die Gründe dargelegt, weswegen es mir schwierig erscheint, die Ansprüche, auf die er sich beruft, und die Gunst, um welche er sich bewirbt, dem Emir Ali Pascha, zum Nachteil des Emir Omar, der uns stets treu ergeben gewesen ist, zu gewähren. Ich habe es zugleich als notwendig erachtet hinzuzufügen, daß Emir Abdullah Pascha, gleich Emir Ali Pascha ottomanisch naturalisiert, bessere Ansprüche geltend machen kann und uns treuer und uneigennütziger ergeben ist, wenn er auch geringeren Einfluß besitzt.

Mit diesem Vorbehalt bin ich der Meinung, dem Emir Ali Pascha eine halbjährige Gehaltsbewilligung zuzusprechen in der Weise, wie ich es Eurer Exzellenz in aller Ehrerbietung in meinem Brief vom 26. April Nr. 50 die Ehre hatte vorzuschlagen.

Es haben sich seit meinem Schreiben allerdings zwei neue Ereignisse zugetragen, die nicht zugunsten des Emir Ali Pascha sprechen.

Das erste ist das Ärgernis, welches zwei von dem Emir Mohammed Said gegen Frankreich veröffentlichte Artikel hervorgerufen haben. Über den einen Teil habe ich in meinem Telegramm vom 11. Mai berichtet, der andere ist noch schärfer. Emir Ali Pascha hat seinen Sohn, auf den er nicht den wünschenswerten Einfluß zu besitzen scheint, zweimal kaltgestellt und hat dem Rai el Amm eine sehr deutlich gehaltene Zuschrift übersandt, die aber von der Zeitung nicht abgedruckt wurde.

Die zweite Angelegenheit ist diese, daß Emir Ali Pascha das nach Konstantinopel gesandte Protesttelegramm gegen den in Paris stattfindenden arabischen Kongreß und die Reformen in Syrien unterschrieben hat. Als ehemaligem Präsidenten von „Einigkeit und Fort-

schritt" in Damaskus mußte es ihm allerdings schwer fallen, den Bitten des Wali und des Komitees in diesem Punkte zu widerstehen.

Es hat noch ein dritter Fall stattgefunden, der übrigens nicht politischer Natur ist und den ich hier ohne weitere Erklärungen wiedergebe: Vor mehr als zwanzig Jahren wurde ein Neffe des Emir Ali Pascha von Ali Bey el Maayyad, Bruder des Eurer Exzellenz wohlbekannten früheren Abgeordneten Schefik Bey, im Verlauf eines Wortwechsels getötet. Ali Bey wurde zu einer Gefängnisstrafe und Verbannung verurteilt, jedoch begnadigt. Jedesmal wenn er nach Damaskus kam, dangen die ganze Familie Abd-el-Kaders und vor allem Emir Ali Pascha Algerier, um ihn zu ermorden. Zweimal war Ali Bey gezwungen, in die Verbannung zurückzukehren, nachdem er diesen verbrecherischen Anschlägen glücklich entschlüpft war. In jüngster Zeit, beim drittenmal, sind zwei Personen, die sich in der Nähe Ali Beys befanden, als dieser von den gedungenen Mördern mit Revolverschüssen angefallen wurde, schwer verletzt worden. Der Mörder wurde von Ali Bey selbst festgenommen und hat ein umfassendes Geständnis abgelegt. Ein Verhaftungsbefehl wurde gegen Emir Mohammed Said (den Verfasser der gegen Frankreich gerichteten Artikel) erlassen, der dadurch gezwungen war, sich zu verbergen. Dank der Vermittlung des Walis und Mohammed Paschas Azum ist es endlich gelungen, die beiden Familien miteinander zu versöhnen. Ali Bey kann fortan, ohne belästigt zu werden, in Damaskus wohnen, und der Emir, der der Hauptschuldige war, hat sein Versteck verlassen. Es ist klar, daß diese Blutrache einen neuen Schatten auf die Taten des tripolitanischen Helden wirft, aber man wird über diese Geschichte wieder Gras wachsen lassen.

Im folgenden gebe ich die Übersetzung eines Briefes des Emir Ali Pascha an den französischen Generalkonsul in Damaskus vom 27. März 1914:

III.

27. März 1914.

Gelobt sei der einzige Gott!

S. Exz. Herrn Ottavi,
Generalkonsul der französischen Republik
in Damaskus.

Empfangen Eure Exzellenz die Ihrem hohen Rang gebührende Huldigung! Eurer Exzellenz wird es nicht unbekannt sein, daß die Regierung der französischen Republik meinem verstorbenen Vater, dem Emir Abd-el-Kader, eine lebenslängliche Pension bewilligt hat, nachdem er Algier verlassen hatte. Er und seine Familie lebten von der Wohltätigkeit der genannten Regierung. Nach seinem Tode entstanden in unserer Familie, da die meisten von uns der Politik unkundig sind,

wegen dieser Besoldung große Zwistigkeiten, die zu einer schließlichen Spaltung führten.

Die Schuld daran tragen einer Ihrer Vorgänger, Herr Gilbert, und der damalige Dragoman Habib Effendi Edde.

Zwei Drittel der Besoldung sind unserer Familie zugesprochen worden, das letzte Drittel verblieb dem französischen Staatsschatz. Während meines diesjährigen Aufenthalts in Paris habe ich mit dem Präsidenten der Republik, dem Ministerpräsidenten und dem Minister des Äußeren Unterredungen gepflogen und ihnen die Bitte vorgelegt, die Restsumme entweder mir ganz zuzusprechen oder auf die verschiedenen Glieder der Familie, ihren Verdiensten und ihrem Ansehen entsprechend zu verteilen.

Daraufhin wurde mir vom Herrn Minister die Restsumme zugesprochen. Der Ministerpräsident sagte mir sogar folgendes: „Eure Exzellenz können sich auf mein Wort verlassen und darauf rechnen, daß die französische Regierung Ihnen die Auszahlung der Restsumme zusprechen wird.“ Ich dankte den Herren Ministern der französischen Republik, empfahl mich ihnen und verließ sie von Dankbarkeit erfüllt für das Wohlwollen und die Wohltaten der französischen Regierung.

Seitdem erwarte ich die Erfüllung des Versprechens. Ich habe dem Präsidenten der Republik, dem Minister und seiner Exzellenz dem Herrn Botschafter eine Depesche übersandt und sie an das Versprechen erinnert. Aber bis heute habe ich noch keinerlei Antwort erhalten. Ich habe durch die Vermittlung Eurer Exzellenz eine weitere Anfrage eingereicht, die ebenfalls unbeantwortet blieb.

Da Eure Exzellenz der Vertreter der französischen Regierung und diplomatischer Geschäftsträger in Damaskus sind, so erlaube ich mir, um Ihre wohlwollende Vermittelung und Unterstützung meines Gesuchs bei den maßgebenden Behörden nachzusuchen. Für einen Staat wie Frankreich kann diese Besoldung keine große Sache sein. Eure Exzellenz weiß, daß ich die Stelle meines verstorbenen Vaters einnehme, für alle, die aus dem Orient und Okzident kommen, offenes Haus halte und ohne Unterlaß jedem, der meine Hilfe in Anspruch nimmt, dieselbe, soviel es in meinen Kräften steht, angedeihen lasse. Ich befinde mich daher in pekuniären Schwierigkeiten und Schulden. Sie können sich darüber bei Personen, die unsere Verhältnisse kennen, soweit sie persönlich uninteressiert sind, erkundigen. Die Erträge unserer Ländereien entsprechen nicht unseren sehr bedeutenden Unterhaltskosten. Wir sind nicht geringer als die Emire von Maghrib el Aksal (im äußersten Westen) und von Tunis, denen gegenüber die französische Regierung so außerordentlich zuvorkommend ist und stets für deren Wohlergehen Sorge trägt. Wir sind der französischen Regierung gemäß den Traditionen meines Vaters, des Emir Abd-el-Kader, treu ergeben, was Eure Exzellenz selbst bezeugen können, und wünschen in unseren Sympathien für die französische Nation durchaus keine Änderung eintreten zu lassen. In

der Erwartung einer günstigen Antwort, bitte ich Eure Exzellenz, den Ausdruck meiner vorzüglichsten Hochachtung zu genehmigen.

Damaskus, den 1./14. März 1329.

Gezeichnet: Eurer Exzellenz ergebener Ali,
Sohn des Emir Abd-el-Kader el
Hassan el Djezaïrli.

IV.

Französische Botschaft bei
der hohen Pforte.
Nr. 21.

Betreff: Emir Ali Pascha.

Pera, 19. Mai 1914.

Der französische Botschafter in Konstantinopel an Herrn Ottavi, Generalkonsul der französischen Republik in Damaskus.

Der Emir Ali Pascha, Abgeordneter von Damaskus, hat mir sofort nach seiner Ankunft in Konstantinopel mitteilen lassen, daß er mich zu besuchen wünsche, und ich hielt mich für veranlaßt, diesem Wunsche nachzukommen.

Während unserer Unterredung hat er sich zunächst damit begnügt, mich, der orientalischen Sitte gemäß, mit untertänigsten Höflichkeitsfloskeln und banalsten Ehrerbietungsversicherungen zu überschütten; für seinen nächsten Besuch behält er sich ohne Zweifel wichtigere Dinge vor. Sollte er die angeblichen Versprechungen, die ihm in Paris gemacht worden sein sollen, zur Sprache bringen, so werde ich mich der größten Zurückhaltung befleißigen. Ihn mit der größten Zuvorkommenheit aufnehmend, werde ich versuchen, seine Mißstimmung über unsere Zurückhaltung seinen finanziellen Ansprüchen gegenüber zu beschwichtigen.

Es scheint mir, daß es von unserer Seite ausgeschlossen ist, einem Abgeordneten des ottomanischen Reiches, der zudem nicht mehr auf unserer Seite steht, einen so hohen Monatsgehalt zu zahlen.

Auf Ihr Telegramm vom 16. April, das ich mitgelesen habe, teilt mir das Departement seinen Standpunkt den Ansprüchen des Emir gegenüber mit.

„Emir Ali Pascha", schreibt mir seine Exzellenz Herr Doumergue, „ist im Elysée und am Quai d'Orsay mit Wohlwollen und Höflichkeit aufgenommen worden. Er hat auf seine finanziellen Schwierigkeiten angespielt, aber keinerlei Unterstützungszusagen erhalten. Es besteht keinerlei Saldo auf den Kredit seines Vaters Abd-el-Kader, wie er es natürlich gern hinstellen möchte; im übrigen wäre dies mit den französischen Budgetbestimmungen unvereinbar. Die durch die Kammer jährlich bewilligten Gehälter werden regelrecht ausbezahlt.

Sollte der Emir wünschen, bei dieser Verteilung berücksichtigt zu werden, so müßte er zuförderst sein und der Seinen Verhalten Frank-

reich und dessen Vertretern gegenüber beträchtlich ändern, um das Gesuch einer nachträglichen Kreditbewilligung annehmbar zu machen. Bisher hat er uns noch keinen der Beweise geliefert, die wir von ihm zu erwarten berechtigt wären, und sein Sohn, Emir Said, gibt uns seinerseits im Gegenteil alle Ursache zur Unzufriedenheit."

Im Auftrag des Departements habe ich die Ehre, diese Mitteilungen zu Ihrer Kenntnis zu bringen.

gez. M. Bompard.

Schreiben des französischen Generalkonsuls in Damaskus an den französischen Botschafter in Konstantinopel.

V.

98./64.

Damaskus, den 25. Juni 1914.

Betreffs eines Briefes des Emir Ali Pascha.

Ich habe die Ehre, Eurer Exzellenz anliegend die Übersetzung eines Briefes zu übersenden, den ich soeben von Emir Ali Pascha, Vizepräsidenten der Abgeordnetenkammer in Konstantinopel, erhalten habe. Der Sohn Abd-el-Kaders beharrt darauf, von Frankreich eine Pension zu beanspruchen, obwohl er bereits von der ottomanischen Regierung eine solche bezieht. Ich unterhalte wohlweislich gute Beziehungen mit Emir Ali Pascha. Durch meine Vermittlung bringt er sein Gesuch in Erinnerung, welches er zu diesem Zweck Eurer Exzellenz und der Botschaft übersendet hat . . .

Ich habe die Absicht, Emir Ali Pascha umgehend zu antworten. In der liebenswürdigsten Form werde ich ihm vorstellen, daß es, solange er sich selbst in Konstantinopel befindet, eigentlich nicht zulässig ist, sich meiner Person zu bedienen, um mit der französischen Botschaft zu verhandeln, und daß ich mich nicht berechtigt fühle, nach all dem, was ich bereits geschrieben habe, die Angelegenheit Herrn Bompard von neuem ins Gedächtnis zu rufen. Ich werde die Gelegenheit zugleich benutzen, indem ich auf die Lokalpresse anspiele, zu bemerken, daß sein Sohn Said seine Kampagne gegen Frankreich uneingeschränkt fortführt.

Übersetzung.

Emir Ali Pascha, Sohn des Emir Abd-el-Kader, an Herrn Ottavi, französischen Generalkonsul in Damaskus.

Empfangen Sie meine besten Wünsche und Empfehlungen!

Ich befinde mich, Gott sei Dank, bei bester Gesundheit. Mein Neffe Emir Taher hat mir Ihre Grüße übermittelt, für die ich Ihnen bestens danke.

Sie, Herr Konsul, der Sie die Verhältnisse der Familie des Emir Abd-el-Kader, meines Vaters, kennen, wissen, daß ich Sie wiederholt um Ihre Vermittelung gebeten habe, damit die französische Regierung die Restsumme der Pension (die meinem Vater bewilligt wurde) mir zusprechen möge. Da Sie bisher keine Antwort erhalten haben, bitte ich Sie, das Gesuch bei Seiner Exzellenz, dem Herrn Botschafter in Konstantinopel, Herrn Bompard, zu erneuern.

Ich bin Seiner Exzellenz bereits begegnet, er hat mich besucht und mir eine günstige Erledigung meines Gesuchs in Aussicht gestellt. Ich ersuche Sie, ihm dieselbe noch einmal ins Gedächtnis zu rufen und mir den Inhalt Ihres Briefes mitzuteilen. Seien Sie meiner treuesten Ergebenheit für die französische Nation und meiner Dankbarkeit gewiß.

Ich bitte Sie, die Angelegenheit bis zu ihrer Erledigung vertraulich zu behandeln.

Ergebenst

den 24. Redjeb 1332. (18. Juni 1914.)

gez. Ali,
Sohn des Emir Abd-el-Kader.

VI.

Französische Botschaft
bei der hohen Pforte.
Nr. 27.

Therapia, 4. September 1914.

Der französische Botschafter in Konstantinopel an Herrn Ottavi, französischen Generalkonsul in Damaskus.

Als Ergänzung meiner Mitteilungen, das Pensionsgesuch Emir Ali Paschas betreffend, füge ich hinzu, daß das Departement der Meinung ist, wir seien nicht in der Lage, einem ottomanischen Abgeordneten, der von seiner Regierung Gehalt bezieht, eine solche Pension zu bewilligen, nachdem er sich von der französischen Partei abgewandt hat.

Sollte der Emir Ali wünschen, in Zukunft einen Teil der den Nachkommen Abd-el-Kaders bewilligten Summe zu erhalten, so müßte er, schreibt mir Herr Bienvenu-Martin, zuförderst seine und der Seinen Haltung Frankreich und dessen Vertretern gegenüber ändern. Er hat bisher noch keinerlei Beweise geliefert, die wir berechtigt sind, von ihm zu erwarten, und sein Sohn Emir Said fährt, worauf Sie mich selbst aufmerksam machen, fort, in den arabischen Blättern Frankreich und die Verwaltung in Algier in unzulässiger Weise anzugreifen. Diese Mitteilung ist für Ihre persönliche Kenntnisnahme bestimmt. Sie werden in Ihren Beziehungen zu Emir Ali Pascha nicht ermangeln, gemäß den momentanen Umständen, die uns den Nachkommen Abd-el-Kaders gegenüber die größte Vorsicht gebieten, Rechnung zu tragen.

M. Bompard.

VII.

Telegramm. Pera, 10./11. Oktober 1914. 9 Uhr 45 Min.

Französischer Konsul. Damaskus.

Die Beschwerden, die Emir Ali Pascha bei seiner Abreise von Konstantinopel vorbrachte, haben mich aufs höchste überrascht. Sie können ihm das von mir aus zu verstehen geben. Der letzte Satz Ihres Telegramms Nr. 61 war fast unleserlich.

Bompard.

VIII.

Ministerium des Äußeren. Kabinett des Ministers. — Pressebureau. — Vertraulich. — Mohammedanische Notablen.

Französische Republik.

Paris, den 6. März 1907.

Der Minister des Äußeren an den französischen Generalkonsul in Damaskus.

In dem vom 25. Juni 1905 datierten Schreiben übersandte Ihr Konsulat dem Departement das Namenregister der angesehensten arabischen Notabeln Ihres Bezirks. Die Liste geht inliegend an Sie zurück mit der Bitte, dieselbe berichtigt und durchgesehen an mich zurückzusenden.

Für den Minister, der Chef der Personalabteilung
Dutasta.

Nachtrag zum Brief an das Kabinett des Ministers. Kabinettsbureau. Personalangaben aus dem Konsulatsbezirk von Damaskus.
Note.

25. Juni 1905, Nr. 2

Es ist zu bemerken, daß die reichsten und einflußreichsten Persönlichkeiten — diejenigen, die in Damaskus am meisten Einfluß und Ansehen genießen — sämtlich von fremder Abstammung und bescheidener Herkunft sind und ihren Wohlstand der Protektion der Regierung verdanken. Es ist dem Departement nicht unbekannt, daß infolge der Metzeleien von 1860 die alten Familien von Damaskus zerstreut und von der türkischen Regierung zugrunde gerichtet worden sind. Ihre Nachkommen, ihres Vermögens beraubt, besitzen heute nicht den geringsten Einfluß mehr.

Ali Pascha, Sohn des Emir Abd-el-Kader.

Tätig, energisch und von größter Geldgier, hat Ali Pascha den verlockenden Angeboten der kaiserlichen Regierung nicht lange widerstehen können.

Nach dem Tode seines Vaters verzichtete er im Jahre 1887 auf die französische Protektion und Gehaltszahlung, die ihm von der Regierung der französischen Republik bewilligt worden war, um türkischer Untertan zu werden.

Seitdem hat er, dank der zahlreichen Intrigen, an denen er sich beteiligt, und dank des ihm vom Generalgouverneur des Wilajet zuteil gewordenen Beistands, ein für hiesige Verhältnisse beträchtliches Vermögen erworben. Er glaubte außerdem in einflußreicher Weise an der Verwaltung teilnehmen und einen angesehenen Posten bekleiden zu können; doch hat man ihn stets von den Verwaltungsangelegenheiten ferngehalten, da er wegen seiner früheren Beziehungen in Konstantinopel verdächtig schien. Er hegt deshalb einen gewissen Groll und bedauert, heute zu Reichtum gelangt, sich der Protektion beraubt zu haben, die ihn der türkischen Begehrlichkeit gegenüber so sicher in Schutz nahm.

Infolgedessen zeigt er sich den Vertretern der französischen Republik von allergrößter Höflichkeit und Willfährigkeit. Ohne seine Uneigennützigkeit zu überschätzen, glaube ich, daß wir uns im gegebenen Falle auf ihn verlassen können.

Seine Stellung im Lande ist eine höchst angesehene und er ist ohne Zweifel eine der einflußreichsten Persönlichkeiten in Damaskus.

Während der Prozeß gegen die zweite Gruppe der arabischen Hochverräter verhandelt wurde, setzte ich die sehr freundschaftliche Korrespondenz mit Scherif Hussein fort; im Januar erschien endlich der Scherif Faisal mit fünfzig Reitern aus Mekka in Damaskus. Er verblieb in meinem Hauptquartier, um mir bei der Ausrüstung der versprochenen 1500 Freiwilligen und den Vorbereitungen zur Materialsendung nach Mekka behilflich zu sein.

Das Kriegsgericht bereitete den Prozeß sorgfältig vor. Im Februar kam Enver Pascha zur Besichtigung der IV. Armee und Inspektion der Etappenorganisation des Sinai nach Syrien. Ich schlug ihm vor, auch Medina zu besuchen und wir reisten in Begleitung des Scherif Faisals ab. Gelegentlich dieses Besuches erhielten wir beide unter anderen Geschenken von Scherif Hussein einen Ehrensäbel, eine Auszeichnung, die bei den Arabern als ein Beweis allergrößter Freundschaft gilt. Während er uns in dieser Weise seine Anhänglichkeit bekundete, war er schon im Begriff, den Engländern durch das oben erwähnte Schreiben vom 1. Januar 1916 definitive Vorschläge zur Organisation des Aufstandes gegen das Kalifat zu machen. Wenn ich alle diese Einzelheiten anführe, so geschieht es, um die niedrige Gesinnung Scherif Husseins zu

beweisen und gewissen kurzsichtigen Leuten, welche den Aufstand des Scherif meiner mangelhaften Verwaltung zuschreiben, eine ausgiebige Antwort zu erteilen.

Der Prozeß dauerte fort, auch nach Enver Paschas Rückkehr nach Konstantinopel. Damals zeigte Scherif Hussein zum ersten Male sein wahres Gesicht. Gleich nachdem Enver Pascha in Konstantinopel angelangt war, sandte er mir eine chiffrierte Depesche, die er vom Scherif Hussein erhalten hatte. Dieselbe lautete, abgesehen von einigen sophistischen Einleitungen im wesentlichen:

> „Falls Sie wünschen, daß ich mich ruhig verhalte, so erkennen Sie meine Selbständigkeit im ganzen Hedjas, d. i. von Tebbuk bis Mekka an und verleihen Sie mir das erbliche Fürstentum. Schlagen Sie ferner das Verfahren gegen einige schuldhaft gewordene arabische Persönlichkeiten nieder und erlassen Sie eine allgemeine für Syrien und das Irak gültige Amnestie."

Der Sinn dieser Depesche war so dunkel, daß Enver Pascha mir mitteilte, er habe nicht klug aus ihr werden können und halte sie für eine Mystifikation.

Zu gleicher Zeit flehte mich der Scherif Faisal, wahrscheinlich auf Befehl seines Vaters an, Nachsicht und Großmut gegen die Angeschuldigten walten zu lassen.

Nach Empfang der Depesche von Enver Pascha ließ ich den Scherif kommen. Zum Zeugen der Unterredung bestellte ich Ali Fuad Bey, meinen Generalstabschef. Nach einigen einleitenden Worten wandte ich mich an den Scherif Faisal:

„Als ich nach meiner Rückkehr von Medina erfuhr, daß Ihr Bruder Ali Bey sich in die Befehlsgewalt des Kommandanten von Medina Eingriffe erlaubt und unter dem Titel Angelegenheiten des Imaret sich Verwaltungsbefugnisse anmaßt, schrieb ich dies seiner Jugend und seiner Unerfahrenheit zu; ich ließ ihn durch den Platzkommandanten ersuchen, ähnliche Eingriffe fortan zu unterlassen; ich bat auch Ihren Vater, dagegen einschreiten zu wollen.

Im Verlauf unserer bisherigen zahlreichen Unterredungen habe ich Ihnen gegenüber stets betont, daß ich selbst nicht ermangeln werde, die Rechte des Imaret zu schützen, und sollte Ihnen eines Ihrer Rechte widerrechtlich entzogen worden sein, so würde ich Ihnen unbedingt wieder dazu verhelfen, selbst wenn ich mich damit in Widerspruch mit noch so hoch gestellten Personen setzen

müßte. Ich habe dasselbe Ihrem Vater wiederholt schriftlich mitgeteilt und von ihm Dankesdepeschen erhalten. Aber ich glaube, Sie werden selbst zugeben, daß Ihr Vater in seiner eigenen Familie zahlreiche Feinde besitzt. Diese befinden sich in Konstantinopel und verabsäumen nicht, tagtäglich eine Unmenge Klatschgeschichten in die Welt zu setzen, um gegen Ihren Vater Mißtrauen bei der Regierung zu erwecken. In diesem Falle ist daher das beste, was Sie tun können, in Worten wie in Taten alles zu vermeiden, was Ihren Feinden Grund zu Verleumdungen geben könnte. Wenn Sie diese Depesche lesen, werden Sie zugeben müssen, daß Ihr Vater auf eine falsche Bahn geraten ist und seinen politischen Feinden selbst die Waffen gegen sich in die Hand gibt."

Scherif Faisal las begierig die Depesche und erblaßte. Schließlich sagte er: „O Effendim! Sie ahnen nicht, welch einen Kummer ich empfinde. Diese Depesche beruht sicher auf einem großen Mißverständnis; ich versichere Ihnen aber, daß mein Vater keine schlimme Absicht gehabt hat. Sie wissen, daß er die türkische Sprache nicht gut beherrscht; infolgedessen ist diese Depesche jedenfalls durch das Versehen eines türkischen Schreibers entstanden, der den arabischen Text nicht verstanden und ihn in dieser Weise falsch wiedergegeben hat. Gott verhüte, daß mein Vater je einem solchen Gedanken nachgegeben habe!"

Die Unruhe Scherif Faisals wuchs sichtlich; er erbot sich voll Eifer, seinem Vater zu schreiben, um ihn zu bitten, ähnliche Versuche zu unterlassen und erging sich in allen möglichen Redensarten.

Im Anschluß an diese Unterredung sandte ich Scherif Hussein folgende Depesche: „Ich habe von Ihrer Depesche an Enver Pascha Kenntnis erhalten; Sie verlangen den Besitz des Imaret mit erblicher Nachfolge und die kaiserliche Begnadigung einiger Personen, die sich als Feinde der Nation und des Glaubens erwiesen haben. Der zweite Teil Ihres Gesuchs ist unannehmbar, denn es würde dadurch eine Frage, die das allgemeine Wohl betrifft, in der schädlichsten Weise behandelt werden. Eine Regierung, welche Verräter begnadigt, wird von der öffentlichen Meinung der Schwäche bezichtigt, sie würde selbst die Hand dazu bieten, eine Anzahl Leute zum Verrat anzufeuern und dem Wohle des Landes und des Glaubens einen schweren Schlag versetzen. Wenn Sie Kenntnis der betreffenden Dokumente hätten, so würden Sie selbst einsehen,

in welchem Maße Verrat geübt wurde. Was dagegen die Frage anbetrifft, Ihnen den Besitz des Imaret erblich zu überlassen, so ist meine Ansicht folgende: Gestatten Sie mir, zu bemerken, daß der Augenblick, ein solches Verlangen zu stellen, mir nicht gut gewählt scheint.

In einem Augenblick, wo durch den Weltkrieg alle geistigen und physischen Kräfte aufs höchste gespannt sind, muß, das werden Sie selbst beurteilen können, ein solcher Wunsch, von einer Persönlichkeit ausgehend, die auf dem wichtigsten und am meisten gefährdeten Punkt des ottomanischen Reiches das Imaret bekleidet, auf das Publikum den schlimmsten Eindruck machen.

Meiner Meinung nach hätten Sie, selbst wenn Sie das Recht dazu besäßen, einem solchen Wunsche nicht Ausdruck geben sollen. Alle nationalen Kräfte sollten heutzutage nur auf den einen Punkt gerichtet sein: den Endsieg zu erringen.

Ich möchte Sie noch auf folgendes aufmerksam machen: Angenommen die Regierung ginge auf Ihre Forderung nur deswegen ein, um Sie in der schweren Zeit, die wir durchleben, davon abzuhalten, ihr Schwierigkeiten zu bereiten; wer kann die Regierung nach siegreicher Beendigung des Krieges daran hindern, mit aller Strenge gegen Sie vorzugehen? Die Männer, welche die heutige Regierung bilden und es gewagt haben, sich mutig gegen den Sultan Hamid zu erheben, dessen Despotismus auch Sie erschreckte, würden es nie verzeihen, wenn jemand die Kühnheit hätte, sie in dem für das Wohl der mohammedanischen Welt unternommenen Kriege zu stören. Sie würden aber auch nicht ermangeln, die großmütige Gunst Sr. Majestät des Kalifen allen denen zu sichern, die aus Liebe zu Gott dazu beigetragen haben, das heilige Ziel zu erreichen."

Während dieses Depeschenwechsels fällte das Kriegsgericht in Aalye das Urteil. Scherif Faisal setzte alles in Bewegung, um die Begnadigung der Verurteilten zu erlangen. Er besuchte mich jeden Tag und lenkte das Gespräch immer wieder auf die Begnadigung. Wie ich von Zeit zu Zeit hörte, tadelte er die Notabeln, die ihn besuchten und warf ihnen vor, daß sie nichts zur Rettung ihrer Landsleute unternahmen und forderte sie auf, sich wenigstens zu deren Gunsten bei mir zu verwenden.

An einem Freitag lud er mich in den eine Stunde von Damaskus entfernten Pachthof „Kabun" zum Frühstück ein. Ich begab mich

dorthin in der Begleitung einiger Offiziere. Nach der Mahlzeit kam er wieder auf das Thema. Ich fragte ihn, ob er von dem Grad des Verbrechens der Angeschuldigten Kenntnis habe. Er versicherte, nichts davon zu wissen. Wenn er genaueres wüßte, entgegnete ich ihm, würde er es schwer bereuen, um ihre Begnadigung gebeten zu haben. Am Tage vor der Urteilsvollstreckung erschien auf Bitten Scherif Faisals der Scheik Bedreddin, für den ich die größte Hochachtung empfand, im Hauptquartier, um bei mir ein Wort für die Verurteilten einzulegen. Der Scheik Abdul Kader el Halil, Prediger an der Ormajadenmoschee, begleitete ihn. Man wird schwerlich, nicht nur in Damaskus, sondern in der ganzen Welt, einen unaufrichtigeren, heuchlerischeren Menschen finden. Im Vergleich mit seiner Verschlagenheit erscheint die der Leute von Medina, die sich den Fluch des Propheten zugezogen haben, gering. Ich fand es angebracht, seine Bestrafung auf eine spätere Zeit zu verschieben. Ich bat den Scheik Essad Schukaïr, Mufti der Armee, als Dolmetscher zu dienen. Der Scheik Bedreddin Effendi trug sein Anliegen mit der ihm eigenen Feinheit der Rede vor. Ohne das Kriegsgericht und die Verurteilten zu erwähnen, erging er sich in ausführlichen, allgemeinen Betrachtungen über die verbrecherischen Umtriebe, die das Heil des Islam gefährden. Unter Anziehung zahlreicher Schriftstellen erklärte er schließlich:

Gott bedroht mit dreierlei Strafen diejenigen, die Zwietracht und Unruhe unter die Gläubigen bringen: mit dem Tode, dem Verlust beider Arme und lebenslänglicher Verbannung. Diese Strafen müssen dem Schaden angemessen sein, den jene Störungen verursachen. Wir befinden uns in einer Zeit, in der die Welt des Islam in den gefährlichsten Krieg eingetreten ist. Wenn es in solcher Zeit Leute gibt, die fähig sind, den Islam durch ihre Intrigen zu schwächen, so sind diese die gemeingefährlichsten Schädlinge. Der Prophet sagt: „Wer zugunsten eines Verräters beim Richter einschreitet, ist selbst ein Verräter. Denn wissentlich oder unwissentlich fördert er die Unruhen."

Sobald der Scheik Kiamil Bedreddin seine Rede beendet hatte, erwiderte ich lachend und indem ich den Scheik Essad und Abdul Kader el Halil fest ansah: „Sie haben den ehrwürdigen Scheik zu mir geleitet, damit er zugunsten der vom Kriegsgericht verurteilten Verräter ein Wort einlege; er hat jedoch soeben dem Urteil des Kriegsgerichts zugestimmt und mich mit den Worten der Hei-

ligen Schrift darauf aufmerksam gemacht, daß ich nicht das Recht habe, Verräter zu begnadigen. Ist es nicht so, Bedreddin Effendi?“

Er ließ seinen Blick über die Anwesenden gleiten und nickte mit dem Kopf. „Erbarmen Scheik!“ rief der Scheik Essad Schukair. „Du vernichtest uns, du stürzest uns ins Unglück! Nach dem was du gesagt hast, ist es uns nicht mehr möglich, uns beim Pascha zu verwenden, denn gemäß deiner Fetva wird er uns als Verräter betrachten und nicht zögern, uns auch an einer Schnur baumeln zu lassen“, sagte er scherzend und beendete damit die Unterhaltung.

Am nächsten Tage wurde das Urteil in Beirut und Damaskus vollstreckt.

Einige Leute behaupten, ich hätte ohne Bestätigung des Sultans das Urteil nicht vollstrecken dürfen.

Dagegen ist zu sagen: erstens war ich dazu gesetzlich ermächtigt, zweitens konnte ich nur durch eine solche schleunige Vollstreckung die übrigen Verräter in Schach halten. In Arabien haben hochgestellte Persönlichkeiten einen solchen Einfluß, daß oft die Anwesenheit einer einzigen Person mehr ausrichten kann als ein ganzes Armeekorps. Damit ein Befehlshaber, mit so wenig Mitteln, wie mir zur Verfügung standen, Macht und Einfluß der Regierung in einem Lande aufrechterhalten kann, das seit Jahren durch englische und französische Propaganda vergiftet wurde, ist es unerläßlich, daß die Bevölkerung überzeugt von seiner Befugnis sei, jeden, wer es auch sei, bestrafen und züchtigen zu können, ohne sich in Konstantinopel erst die Erlaubnis dazu holen zu müssen.

Ich bin sicher, daß es nur der Urteilsvollstreckung im April 1916 zu verdanken ist, daß in den zweieinhalb Jahren, die der Unabhängigkeitserklärung Scherif Husseins folgten, kein Aufstand in Syrien ausbrach.

Abgesehen davon hatte ich mit Enver und Talaat Pascha bzw. dem Kriegsminister und dem Minister des Innern vereinbart, daß das Urteil ohne vorgängige Anfrage vollstreckt werden dürfe. Nachträglich schickte ich die Prozeßakten nach Konstantinopel, wo sie durch den Kassationshof des Kriegsministerium revidiert und nach Beschluß des Ministerrats dem Sultan zur Genehmigung vorgelegt wurden. Damit wurden die von der Armee ausgesprochenen und vollzogenen Urteile mit der kaiserlichen Sanktion versehen und das Prozeßverfahren endgültig abgeschlossen.

Einige Leute wollen auch behaupten, daß die Verbrechen der Angeschuldigten, die in Syrien verurteilt und hingerichtet wurden, in die allgemeine Amnestie von 1913 fielen und daß ihre spätere Verurteilung für dieselben Verbrechen im Widerspruch mit dem Gesetze stehe. Wie ich bereits in dem Rotbuch, betitelt „Die Wahrheit über die syrische Frage", näher ausgeführt habe, benutzten diese Personen die allgemeine Amnestie, um ihre verbrecherischen Umtriebe aufs neue zu beginnen, und die Verurteilung bezog sich nur auf die nach diesem Zeitpunkt begangenen Verbrechen. Da die Aktenstücke, welche ihre Straffälligkeit vor der Amnestie betreffen, sehr beweiskräftig sind, hat das Kriegsgericht dieselben mitgeprüft und veröffentlicht, um die Schändlichkeit ihres Verrats noch klarer darzulegen. Sollte jemand nach der Veröffentlichung des Rotbuches diese Behauptungen noch aufrecht erhalten wollen, so wäre darin die deutliche Absicht zu erkennen, der Regierung auf jeden Fall Fehler nachweisen zu wollen.

Am Tage der Urteilsvollstreckung veröffentlichte die Armee einen Aufruf, der einige der Aktenstücke enthielt, um auf diese Weise das Verständnis für die Schuld der Angeklagten zu erleichtern.

Zwei oder drei Stunden darauf suchte mich Scherif Faisal auf. „Ich schwöre es beim Andenken meiner Vorfahren," sagte er, „daß, hätte ich gewußt, wie schändlich das Verbrechen jener Leute ist, ich mich nicht nur niemals für sie bemüht, sondern darum gebeten hätte, ihnen Glied für Glied abzuschneiden, um ihre Qual zu verlängern. Möge Gott sie verdammen!"

Am selben Tage erschien der Abgeordnete von Damaskus, Azem Zade Mehmed Pascha, bei mir. „Ich fühle mich förmlich dadurch erniedrigt," sagte er, „daß unsere Familie solche Mitglieder aufweist. Sie haben die göttliche Gerechtigkeit vollzogen; möge Gott und sein Prophet Sie in seinen heiligen Schutz nehmen!"

Einen Monat nach diesem Ereignis erhielt ich von Scherif Hussein Antwort auf mein Telegramm. Aus der Antwort entnahm ich, daß meine Depesche einen wenig angenehmen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Zunächst empfahl er im Interesse der Regierung eine allgemeine Amnestie, sodann beschwerte er sich bitter über den Kommandanten von Medina; er schrieb, er könne es nicht dulden, daß seine, ihm vom ottomanischen Kalifat erteilten Rechte ihm widerrechtlich entrissen würden.

Damals wurde die Haltung des Scherif Ali Bey in Medina gegen Basri Pascha einfach unerträglich. Ich bestellte daher sofort Scherif Faisal zu mir, legte ihm die Antwort seines Vaters vor und teilte ihm in strengem Ton mit, daß, wenn sein Bruder fortführe, sich in dieser Weise Übergriffe zu erlauben, ich ihn mit militärischer Gewalt daran verhindern würde. Ich fügte hinzu: „Faisal Bey Effendi! Ich kann Ihnen sagen, daß ich weder die Sprache, deren sich Ihr Vater in letzter Zeit bedient, noch die Handlungsweise Ihres Bruders Ali Bey in Medina verstehe. Die Beziehungen, die wir hier mit Ihnen unterhalten haben, waren freundschaftliche; wie ist das Benehmen Ali Beys in Medina zu erklären? Einerseits rüsten sie ein Korps von 1500 Freiwilligen für die Kanalexpedition aus, die Regierung unterstützt sie mit Waffen und Geld, andererseits beginnt Ihr Vater separatistische Neigungen zu zeigen, während Ihr Bruder Ali Bey ein Verfahren einschlägt, welches mit den Forderungen Ihres Vaters in Übereinstimmung ist. Ich möchte Sie in deutlicher Weise darauf aufmerksam machen, daß, wenn Sie gut Freund mit uns sein wollen, Sie auch die Bedingungen der Freundschaft einzuhalten haben. Verfolgen Sie aber andere Ziele, so nehmen Sie lieber gleich die Waffen in die Hand und schreiten Sie zur Empörung. Wir werden dann wenigstens die gegenwärtige Komödie beenden und uns offen als Feinde gegenüberstehen. Gott wird das Weitere beschließen! Ist Ihr Ziel aber nicht Empörung, so schreiben Sie Ihrem Bruder Ali Bey, er möge sich sofort hierher zu mir begeben und fortan unterlassen, in die Machtbefugnisse des Platzkommandanten einzugreifen!"

Durch das letzte Schreiben Scherif Husseins war es mir vollständig klar geworden, daß dieser Mensch nur einen Vorwand zum Aufstand suchte. Deshalb führte ich Scherif Faisal gegenüber diese scharfe und deutliche Sprache.

Unter dem Eindruck meiner Worte erblaßte Scherif Faisal so, daß kein Blutstropfen in seinen Wangen blieb. Er erhob sich, legte die Hand aufs Herz und sagte: „Verzeihung, Exzellenz! Wie können Sie uns solcher Dinge beschuldigen, wie sollten Angehörige einer Familie, die vom Propheten abstammt, und die es sich zur Ehre anrechnen, die treuesten Anhänger des Kalifen zu sein, Verräter sein können! Besinnen Sie sich um Gottes willen! Weder ich noch mein Vater, noch meine Brüder sind Verräter an der Nation und der Regierung. Wir sind die ergebenen Diener der

glorreichen Herrscher, die uns stets mit Wohltaten überhäuft haben. Sie können sicher sein, daß ich die Streitigkeiten zwischen meinem Bruder und dem Kommandanten Basri Pascha schlichten und ihn kommen lassen werde, damit er Ihnen die Hand küsse!"

Der Generalstabschef der Armee, Ali Fuad Bey, war bei diesem Gespräch zugegen. Der Scheik Essad Schukair teilte mir nachträglich mit, daß Scherif Faisal in größter Erregung ins Büro meines Generalstabschefs gekommen sei, und in Tränen ausbrechend habe er ihm gesagt, daß, da er mich so aufgebracht gesehen habe, er befürchten müsse, daß ich seinen Bruder festnehmen und in Damaskus hinrichten lassen würde.

Dieser Vorfall spielte anfangs April 1916; aus dem im „Temps" veröffentlichten, oben erwähnten Artikel geht indes hervor, daß sich Scherif Hussein bereits seit dem 1. Januar 1916 mit den Engländern verständigt hatte und nur auf eine günstige Gelegenheit wartete, die Fahne des Aufruhrs zu entrollen.

Hätte ich damals Kenntnis von diesen Dingen gehabt, so hätte ich Scherif Faisal sofort in Damaskus, seinen Bruder in Medina festnehmen lassen; ich hätte sogar in aller Eile eine türkische Division nach Mekka entsandt, mich der Person Scherif Husseins und seiner Söhne bemächtigt und diesen verhängnisvollen Aufstand im Keime erstickt. Was sollte ich jedoch tun? Ich hatte damals keinen schriftlichen Beweis für die verbrecherischen Absichten dieser schändlichen Leute in der Hand.

Scherif Hussein hatte schon fünfzig bis sechzigtausend Goldpfunde zur Ausrüstung des Hilfskorps von 1500 Freiwilligen für die Kanalexpedition erhalten. Die nötigen Gewehre wurden Ende April nach Medina geschickt und sollten von da nach Mekka gehen. Die veränderte Sprache Scherif Husseins veranlaßte mich jedoch zur Vorsicht; ich schützte Transportschwierigkeiten vor und schrieb ihm, daß ich es für angebrachter hielte, seine Freiwilligen ohne Waffen nach Medina marschieren zu lassen, wo sie dieselben empfangen würden.

Eines Tages, gegen Mitte Mai, erschien Scherif Faisal und teilte mir mit, daß sein Bruder von seinem Vater den Befehl erhalten habe, sich zur Sinaiarmee an die Front zu begeben, und daß er, falls ich es erlaubte, nach Medina gehen möchte, um seinen Bruder nach Jerusalem zu geleiten, was, fügte er hinzu, auf die Mudjahids einen ausgezeichneten Eindruck machen würde.

Ich verstand sofort, daß er mir durch diese List zu entkommen hoffte; da ich jedoch daran gewöhnt war, von Scherif Hussein und seinen Kindern betrogen zu werden, zog ich es vor, es bis zuletzt zu sein. Nach einem Augenblick der Überlegung erwiderte ich: „Gut, ich gebe Ihnen die Erlaubnis. Empfangen Sie in meinem Namen die Freiwilligen in Medina und führen Sie sie hierher. Ich werde den zuständigen Behörden die notwendigen Anweisungen für den Bahntransport der Truppen erteilen. Ich werde Ihnen einige Ulemas aus Damaskus als Begleitung zuteilen und Sie werden eine Spezialdelegation zur Begrüßung der Mudjahids bilden."

Bei diesen Worten funkelten Scherif Faisals Augen vor Freude. In diesem Augenblick sah ich die Wahrheit klar vor mir. Ich sagte sogar zu Ali Fuad Bey, meinem Generalstabschef: „Ich bin überzeugt, daß wir uns in allernächster Zeit einem Aufstand im Hedjas gegenübersehen werden. Der Scherif Faisal hatte über die Möglichkeit, mir zu entkommen, eine solche Freude, daß er sie kaum verbergen konnte."

Ali Fuad Bey teilte meine Ansicht und stimmte in Anbetracht der Unmöglichkeit eines anderen Auswegs meinem Vorgehen bei.

Zu dieser Zeit war ein Truppenkontingent von zwei- bis dreitausend Mann, bestimmt, die Kader der im Yemen befindlichen Korps zu ergänzen, aus Konstantinopel in Medina eingetroffen. Der Platzkommandant war seit vierzehn Tagen bemüht, die zum Transport notwendigen Kamele aufzutreiben. Basri Pascha teilte mir mit, es gehe das Gerücht um, daß diese Truppe, deren Ausbildung nicht sehr gut war und die in jeder Kompanie kaum einen Reserveoffizier und fünfzig bewaffnete Soldaten besaß, unterwegs zwischen Medina und Mekka von den Beduinen infolge der Hetzreden des Scherifs Hussein in einen Hinterhalt gelockt werden würde.

Ich antwortete dem Kommandanten, schärfte ihm ein, bis zum Empfang einer neuen Order dieses Detachement in Medina zurückzuhalten, die Leute durch die gerade anwesenden Offiziere tüchtig ausbilden zu lassen und sie mit den ursprünglich für die Mekkafreiwilligen bestimmten Gewehre zu bewaffnen. Betreffs der verdächtigen Umtriebe des Scherif Ali möge er sich vorsehen, um auf einen Überfall in Medina gefaßt zu sein. Ich fügte hinzu, daß der Scherif Faisal im Begriff sei, nach Medina zu kommen.

Nachdem der Scherif Faisal, von einigen Leuten begleitet, die ich ihm als Suite zugeteilt hatte, abgereist war, faßte ich den Entschluß, vorsichtigerweise Fahri Pascha, einen der Kommandanten des mir unterstellten Armeekorps, der durch seine Zuverlässigkeit und Vaterlandsliebe bekannt war, nach Medina zu schicken. Ich setzte Fahri Pascha die augenblickliche Lage und meine Ansicht darüber auseinander und sprach ihm von dem Verdacht, den ich hinsichtlich einer bevorstehenden Revolte des Scherif Hussein hegte. Ich ersuchte ihn, sich unter dem Vorwand, das Grab des Propheten zu besuchen, nach Medina zu begeben und im Notfalle im Einvernehmen mit Basri Pascha alle nötigen Verteidigungsmaßregeln zu treffen. Der Kommandant von Medina, Basri Pascha war zwar ein mutiger, ehrenhafter und vaterländisch gesinnter Mann, der die eigenartige Psyche der Araber von Medina sehr genau kannte, hatte aber nicht viel Kriegserfahrung, und ich fürchtete daher, daß er in einer schwierigen Lage nicht genügend kräftige Maßregeln ergreifen würde.

Basri Pascha und Fahri Pascha erhielten dieselben geheimen Anweisungen. Demnach sollte Fahri Pascha beim ersten Anzeichen einer Revolte der Söhne des Scherif sofort das Kommando übernehmen, während sich Basri Pascha mit den Zivilangelegenheiten befassen sollte, und ich war überzeugt, daß in einem derartigen Moment es zwischen diesen beiden ehrenwerten Türken, die die Liebe zu ihrem Vaterlande über alles stellten, zu keinem Zwist kommen würde. Außerdem hielt ich in Damaskus, um gegen jede Möglichkeit gewappnet zu sein, zwei oder drei Bataillone und ein oder zwei Gebirgsbatterien zum sofortigen Abmarsch nach Medina bereit. Diese Truppen kannten ihren Verwendungszweck nicht, standen aber in Bereitschaft, so daß sie eine halbe Stunde nach dem ersten Abmarschsignal auf die Eisenbahn verladen werden konnten. Von dem Linienkommissär, Oberstleutnant Suleyman Schefket Bey, einem Manne von ehrenhafter Gesinnung und bewährter Verschwiegenheit, ließ ich die Instradierung für die Truppen vorbereiten.

Nach seiner Ankunft in Medina schrieb mir der Scherif Faisal, wie sehr er sich über die bevorstehende Begegnung seines Bruders Ali mit mir freue. Da der Scherif Hussein mich gebeten hatte, ihm für die Auslagen der abmarschbereiten Mudjahids, ich weiß nicht wieviel tausende Pfunde zu geben, beauftragte ich den Kommandanten von Medina, dem Scherif Ali diese Summe

zu überweisen. Der Scherif Hussein, der sich seit dem ersten Januar 1916 mit den Engländern verbündet hatte, schämte sich nicht, ein oder zwei Tage vor seinem Abfall, gegen Ende Mai 1916, von der Regierung unter lügenhaftem Vorwand Geld zu fordern. Am 2. Juni, während eines Aufenthaltes in Beirut, wurde ich von Fahri Pascha von Medina aus an den Apparat gebeten. Ich hatte das sichere Vorgefühl, eine Unglücksnachricht zu erfahren. Fahri Pascha meldete:

„Seit meiner Ankunft unterhalte ich die freundschaftlichsten Beziehungen zu den Scherifs Ali und Faisal Bey; sie luden mich noch vor zwei Tagen nach Hezret Hamza, wo sich das Lager der Mudjahids befindet; hier frühstückten wir zusammen. Die Freiwilligen widmeten sich allen möglichen, bei den Beduinen beliebten Spielen und sangen Lieder über die Schläge, die sie den Engländern geben würden. Gestern abend war ich in die Wohnung der Scherifs Ali und Faisal Bey gebeten. Das erste Kontingent der Mudjahids sollte in zwei Tagen nach Deraa abtransportiert werden.

Heute morgen stand ich vor einer merkwürdig veränderten Sachlage. Einer der Leute des Scherif Ali Bey brachte mir einige Briefe. Einer war für mich, der zweite, vom Scherif Hussein, für Sie, und der ebenfalls vom Scherif Hussein abgefaßte dritte war an das Großwesirat gerichtet. Da die beiden letzteren chiffriert waren, ließ ich sie unverzüglich weiterbefördern. In dem Briefe an mich schreibt mir Ali Bey: „Dem Befehl meines Vaters gemäß wird der Transport der Freiwilligen nach Palästina eingestellt. Ich habe infolgedessen den Entschluß gefaßt, mit den Mudjahids nach Mekka zurückzukehren, anstatt unnütz hier zu verweilen. Ich bedaure, daß ich ohne Abschied abreisen mußte. Bitte mich deswegen zu entschuldigen!"

Natürlich konnte ich die chiffrierten Briefe des Scherif Hussein nicht lesen. Ich habe sofort ein Detachement in das Lager geschickt, das gestern von den Freiwilligen besetzt war; es war leer. Ali Bey hatte mir zwar geschrieben, daß er nach Mekka zurückkehre, hatte aber nach Aufschlüssen, die mir die regierungstreuen beduinischen Scheiks gaben, seine Truppen in drei Teile geteilt und sie nach verschiedenen Richtungen abgeschickt. Es scheint mir sicher, daß die Eisenbahnlinie heute abend oder spätestens morgen früh angegriffen werden wird, und daß Ali Bey die Verbindungswege zwischen Medina und Syrien stören und mit seiner ganzen

Truppenmacht einen Handstreich auf Medina versuchen wird. Ich habe natürlich, gemäß den Instruktionen, die Sie mir gegeben, das Kommando aller Truppen in Medina übernommen und augenblicklich alle Verteidigungsmaßregeln ergriffen, um jeder Möglichkeit gewappnet gegenüberzustehen. Ich bitte Sie, uns nicht ohne Verstärkungen zu lassen!"

Ich teilte Fahri Pascha mit, daß ich sofort Befehl gebe, die schon nach Medina bestimmten Truppen dorthin abgehen zu lassen und fragte ihn, ob er noch weitere Verstärkungen brauche. Ich ließ darauf die an mich und an das Großwesirat gerichteten Depeschen des Scherif Hussein dechiffrieren. In dem Telegramm an mich teilt mir der Scherif Hussein mit, daß er sich leider nicht an der Expedition gegen den Kanal beteiligen könne, solange die Bedingungen, die er in seinem Telegramm an das Großwesirat erwähne, nicht erfüllt seien und solange ihm gegenüber keine unzweideutige Haltung eingenommen würde.

In seinem Schreiben an das Großwesirat sagt er, daß er nicht wisse, an wessen Wort er sich zu halten habe, da einer der beiden Diplomaten, mit denen er verhandelte, ihm die ausgesuchteste Höflichkeit erwiesen hätte, während der andere nur die verletzendsten Ausdrücke gebraucht habe; er sehe sich genötigt, jede Verbindung mit der Regierung abzubrechen, solange ihm die Erfüllung der Bitte, die er vor zwei Monaten an Enver Pascha gestellt, nicht zugesichert werde. Mit dem höflichen Diplomaten war ich und mit dem Mann, der ihn in so verletzender Weise behandle, war Enver Pascha gemeint. Vor ungefähr zwanzig Tagen hatte Enver Pascha an Scherif Hussein eine Depesche gesandt, die dessen Sohn Ali auf die Notwendigkeit hinwies, seine Handlungsweise dem Kommandanten von Medina gegenüber zu ändern. Man versteht, daß der Scherif Hussein, der keinen anderen Vorwand zum Abfall fand, aus diesem Umstand Nutzen ziehen wollte. Die Briefe, die ich an ihn gerichtet hatte, waren derart abgefaßt, daß sie keinerlei Vorwand zu irgendwelcher Zwistigkeit boten. Der Brief von Enver Pascha enthielt zwar keine verletzenden Äußerungen, aber auch kein Übermaß an höflichen Wendungen. Die Form dieses Briefes also bildete den Anlaß zum Aufstand des Scherif Hussein.

Als der Scherif Faisal nach Medina abreiste, gab ich ihm auf alle Fälle einen Chiffreschlüssel mit, falls sich außergewöhnliche Vorfälle ereignen sollten, die er nur mir mitteilen wollte.

Ich erhielt von ihm eine Depesche in dieser Geheimschrift. In dieser Depesche sagt Scherif Faisal wörtlich folgendes: „Mein Vater hat Befehl gegeben, den Transport der Freiwilligen für Syrien aufzuhalten, und dies aus Gründen, die ich Ihnen hoffentlich werde persönlich auseinandersetzen können, wenn ich in kurzem das Vergnügen haben werde, Sie zu sehen. Die in der letzten Zeit entstandene Situation hat mich im höchsten Grade erregt, und da es mir peinlich wäre, Sie wiederzusehen, solange die Ursachen nicht beseitigt sind, so habe ich die Ehre, Eurer Exzellenz zur Kenntnis zu bringen, daß ich mich für eine gewisse Zeit nach Medina begeben werde."

Zwei oder drei Tage darauf bestätigte die Revolte, die mit dem Angriff auf die Eisenbahnlinie nördlich von Medina begann, den verbrecherischen Versuch von Scherif Hussein. Da die weiteren Ereignisse einzig auf die Kämpfe zwischen den Aufrührern und Soldaten Bezug haben, halte ich es nicht für nötig, sie in meinen Memoiren zu erwähnen. Den gesamten Briefwechsel mit Scherif Hussein, den ich vom Beginn des Krieges bis zum 2. Juni 1916 aufbewahrt habe, hoffe ich bei meiner Rückkehr in mein Vaterland — so Gott will! — veröffentlichen zu können. Da ich jedoch die französischen Übersetzungen der Proklamationen, die Scherif Hussein zur Rechtfertigung seiner Revolte veröffentlichen zu müssen glaubte, aus dem Mandelstammschen Buche kennen gelernt habe, so halte ich es im Hinblick auf den Zweck dieser Niederschrift für nützlich, sie näher zu untersuchen.

Man kann die Ursachen der Revolution, die in der ersten Proklamation des Scherif Hussein vom 25. Chaban 1334 (27. Juni 1916) aufgezählt sind, kurz wie folgt zusammenfassen. Die Proklamation stellt in ihrem Originaltext ein beredtes Beispiel der heuchlerischen arabischen Ausdrucksweise dar, ihre Übersetzung findet sich auf S. 260 in dem Werke Mandelstamms.

1. Seit dem Tage, da das Komitee „Einheit und Fortschritt" zur Macht gelangte (er will wahrscheinlich sagen, seit dem 23. Juli 1908, da das Land die Verfassung erhielt), wurde das Land so schlecht verwaltet, daß das Reich mit einer Anzahl von Territorien seine ganze Bevölkerung und sein Ansehen einbüßte.

2. Im Laufe der zahlreichen auswärtigen Kriege, die durch diese schlechte Verwaltung entstanden, wurde die Bevölkerung und be-

sonders die des Hedjas, so verelendet, daß sie sich genötigt sah, alles bis auf ihre Haustüren zu verkaufen.

3. Nicht genug daran, hat man sogar die mohammedanischen Gebote übertreten. Zum Beispiel hat in Konstantinopel, unter den Augen der Regierung und des Scheik-ul-Islam, eine Zeitschrift, betitelt „El-Idjtihad", über den Propheten eine Sprache zu führen gewagt, wie sie mit der traditionellen Ehrerbietung nicht vereinbar ist.

4. Dieselbe Zeitschrift hat sich nicht entblödet, eine Änderung in den Bestimmungen des muselmanischen Scherifats bezüglich der Erbfolge vorzuschlagen und zwar in dem Sinne gleicher Erbteilung zwischen Mann und Frau.

5. Den Kriegszustand zum Vorwand nehmend, hat die Regierung ein Fetwa erlassen, das den Truppen, die in Städten wie Damaskus, Medina oder Mekka stationiert sind, gestattet, die Fasten nicht einzuhalten.

6. Es wurden die dem Kalifen nach religiösem Rechte (Scheriat) zustehenden Grundrechte geändert und die Macht des Kalifen beschränkt, indem man Seine Majestät des Rechtes beraubte, den Chef Seines kaiserlichen Kabinetts oder den Minister Seiner Ziviliste zu wählen.

7. Endlich ist der Schleier gefallen, und es ist offenbar, daß das Kaiserreich sich in den Händen von Enver Pascha, Djemal Pascha und Talaat Bey befindet, die es nach ihrem Gutdünken verwalten.

8. Der auffallendste Beweis dafür ist der Befehl, der kürzlich dem Kadi des Tribunals von Mekka übermittelt wurde und der ihm einschärft, seine Urteile nur auf Grund von in seiner Gegenwart vor dem Gerichtshof niedergeschriebenen Zeugnissen zu fällen und die lediglich von Mohammedanern unter sich protokollierten Zeugnisse nicht in Betracht zu ziehen. Dies ist ein Verstoß gegen die Sure (Koranvers) „Suret el Baquara".

9. Ein anderer Beweis ist, daß man zur selben Zeit Personen von Rang aufhängen ließ, wie den Emir Omar von Algier, den Emir Arif El Schihabi, Schefik Bey el Maayyad, Schukri Bey el Assali, Abdul Wahab (es ist nicht ersichtlich, warum der Scherif Hussein diesem letzteren nicht den Beinamen „El Inglisi", unter welchem er bekannt war, geben will), Teffik Bey el Baset, Abdul Hamid el Zohravi, Abdul Gani el Ureïssi und ihre Anhänger.

10. Damit begnügte man sich nicht, sondern verbannte alle ihre Verwandten und Anhänger, Männer, Frauen und Kinder, raubte ihre Güter, ergriff und konfiszierte ihr Eigentum.

11. Sie haben das Grabmal des glorreichen Bruders des Emir Abd-el-Kadir el Djezairi el Hassani zerstört.

Dies sind alle Gründe für den Aufstand, die der Scherif Hussein mit aller Mühe in dem Zeitraum von fünfundzwanzig Tagen, vom 2. Juni 1916, dem ersten Tag der Rebellion, bis zum 27. Juni 1916, dem Datum seiner Proklamation, zusammenstellen konnte.

Und nun appelliere ich an das Gerechtigkeitsgefühl der ganzen mohammedanischen Welt. Gibt es in diesen Sätzen, vom ersten bis zum achten, auch nur den mindesten Grund, der einen wirklichen Mohammedaner, einen Mann, der Anspruch auf die Würde eines Nachkommen des Propheten erhebt, bewegen könnte, sich gegen das mohammedanische Kalifat zu erheben? Denn die Geschehnisse, welche der Scherif Hussein in den Paragraphen 9, 10 und 11 zur Begründung anführt, hatten erst nach Juli 1915 stattgefunden, ein Zeitpunkt, in dem er sich bereits in Verhandlungen mit den Engländern eingelassen hatte, und gerade infolge dieses Abfallsversuches des Scherif Hussein sah sich die Regierung genötigt, jene vorbeugenden Maßregeln zu ergreifen, um das allgemeine mohammedanische Interesse zu wahren. Der Scherif Hussein hat daher keineswegs das Recht, sie als Ursache seiner Auflehnung anzuführen. In einer Nummer des Jahrganges 1918 der Zeitung „El Kible“, die in der heiligen Stadt Mekka erscheint, habe ich einen Brief von Scherif Hussein gelesen. Ich kann diesen Brief leider nicht in seinem vollen Umfang veröffentlichen, da ich ihn gegenwärtig nicht zur Hand habe; darin sagt der Scherif Hussein, indem er sich an eine arabische Persönlichkeit wendet, deren Namen er nicht nennt, ungefähr folgendes:

„Seit dem Zeitpunkt unserer Ernennung als Emir verfolgen wir das erhabene Ziel der arabischen Befreiung; wir haben nie versäumt, für dieses Ziel zu wirken und zu diesem Zweck Freundschaftsbande zwischen uns und den hochgestellten arabischen Persönlichkeiten angeknüpft. Der Grad unserer Bemühungen geht zur Genüge aus der Tatsache unserer Beteiligung an der Expedition von Assyr hervor, wohin wir eine Truppenmacht unter dem Befehl unseres Sohnes Abdullah sandten, um die Offensiv-

bewegung, die der Emir Ibn el Reschid auf Anstiftung der Türken gegen den Emir Ibn-el-Suud unternommen hat, zu verhindern usw."

Das ist, was man ein unfreiwilliges Eingeständnis nennt!

Tatsächlich hat der Scherif, wie er selbst zugibt, seit dem Tage seiner Ernennung zum Imaret den Gedanken gehegt, sich gegen seinen Monarchen aufzulehnen. Alle Wali von Hedjas hatten die Absicht des Emir erkannt und sie nach Konstantinopel weitergegeben. Wehib Pascha erwies sich als besonders zuverlässig in dieser Angelegenheit. Aber da er es für notwendig hielt, mindestens zwei Divisionen nach Mekka zu schicken, um den Scherif abzusetzen und einen neuen zu ernennen, verzichtete die Regierung darauf, ein derart radikales Mittel zu ergreifen, das von neuem Anlaß zu nutzlosem Gerede geben und Unzufriedenheit hervorrufen konnte, und die Regierung hielt es ihrer inneren Politik für angemessener, sich am Ende des Balkankrieges mit den Arabern zu verständigen.

Erst wenn ich Gelegenheit haben werde, die in einem Zeitraum von über einem Jahre gewechselten Briefe zu veröffentlichen, wird man sich einen Begriff von den Anstrengungen machen können, die ich insbesondere nach unserem Eintritt in den Weltkrieg entwickelt habe, um dem Scherif jeden Anlaß für ein Zerwürfnis und jeden Vorwand dazu zu rauben.

Der Scherif Hussein möchte das über einige Honoratioren in Syrien gefällte Todesurteil als Verbrechen darstellen. Obwohl ich schon in einem Rotbuch, betitelt „Die Wahrheit über die syrische Frage", die Dokumente veröffentlicht habe, welche die Schuld jener Angeklagten beweisen, halte ich es doch nicht für unnütz, einige dieser Dokumente hier noch einmal vorzulegen.

I.

Das französische Konsulat in Damaskus.

Gegenstand: Betreffs der Angelegenheit von Nahle Mutran Pascha von Baalbek.

15. Januar 1913.

Der Generalkonsul
an S. Exz. Mr. Bompard.

Ich habe die Ehre, Eurer Exzellenz zur Kenntns zu bringen, daß ich im Laufe der letzten Woche zwei Besuche von einer in Baalbek sehr einflußreichen Persönlichkeit, Nahle Mutran Pascha, erhielt.

Dieser war vor zwei Jahren Sekretär der türkischen Botschaft in Paris und kennt mehrere unserer Diplomaten; er gehört der griechisch-katholischen Kirche an und ist Mitglied der unionistischen Partei, die er jedoch in dem Gespräch mit mir derart verleugnete, daß er von dem „Zusammenbruch der Politik des Komitees und von der Vermessenheit der Jungtürken" sprach.

Nahle Mutran Pascha benutzte eine Reise, die er nach Damaskus unternehmen mußte, um die Revision des Prozesses einer seiner Freunde durchzusetzen, zu einem Besuch bei mir, um mit mir eine Angelegenheit zu besprechen, die, wie er sagte, den natürlichen Schutzherren des Libanon und Syriens von Interesse sein müsse. Im gleichen Sinne habe sich auch der leitende französische Staatsmann geäußert.

„Die gegenwärtige Lage ist unerträglich," fuhr er fort. „Wir sind entschlossen, den Anschluß von Baalbek und der Ebene von Bukaa an den Libanon, dem sie auch geographisch verbunden sind, durchzusetzen; wir haben zu diesem Zweck die Unterstützung und den Schutz der französischen Regierung nötig. Mohammedaner und Christen, alle sind wir einig, unsere Sache durchzuführen; wir wissen, wie wir unser Ziel erreichen können, falls die ottomanische Regierung uns Widerstand entgegensetzen sollte. Ein Teil der Bevölkerung von Baalbek gehört unserer Partei an, und die Stadt nimmt eine besondere Lage ein; sie ist der Schlüssel zum Mittelpunkte Syriens und zu den Straßen ins Innere. Der Chef der Mutevalis, Essad Bey-Haydar, der einflußreichste Mann des Landstriches, Abdul-Gani-el Rufai, der Führer der Mohammedaner und ich sind entschlossen, unser Land dem Libanon anzugliedern, nach Beirut zu gehen, um unser Projekt Herrn Couget mitzuteilen, der sich mit allem, was den Libanon betrifft, besonders beschäftigt; aber da Baalbek in dem Bezirk Ihres Konsulats gelegen ist, so ist es meine Pflicht, in meinem Namen und im Namen von Essad Bey und Abdul Gani Ihnen von dieser Sache Mitteilung zu machen.

Die Versicherungen von Nahle Mutran Pascha konnte ich nur mit der größten Vorsicht aufnehmen, obwohl ich ihn mit aller Höflichkeit empfing. Aber der ehemalige Botschaftssekretär hat mir einen zweiten Besuch abgestattet, wobei er mich wiederholt seiner Ergebenheit für Frankreich versicherte und mir jeden Dienst zu leisten versprach, den er uns in seinem Lande erweisen könne.

II.

Beirut, den 18. März 1913.

M. Biné, der Chefredakteur der arabischen Zeitung „El-Salah", unterbreitet mir soeben im Namen der Unterzeichneten ein Manifest, das ich in Anbetracht seines politischen Interesses Eurer Exzellenz in der Anlage übermitteln zu müssen glaube.

Diese Adresse wurde abgefaßt mit der Zustimmung der leitenden Mitglieder des Komitees, das den geheimen Zweck verfolgt, in Syrien Reformen durchzuführen, und von dem ich schon zu wiederholten

Malen dem Departement berichtet habe. Es ist unterzeichnet von den bedeutendsten dieser Persönlichkeiten, von denen der Rechtsanwalt M. Pierre Tarrad und M. Tueni, der Dolmetscher des Konsulats, griechisch-katholisch sind, während der Rentier M. G. Hani Maronit und der Doktor Sabit Protestanten sind.

In dem Brief, den sie mir im Namen ihres Glaubensgenossen senden, legen diese Herren Gewicht darauf, die Wünsche der Christen in Syrien genau darzustellen und ihre Anhänglichkeit an Frankreich zu beteuern. Dieses Dokument ist ein neues Zeugnis von der tiefen Sympathie, die uns von der christlichen Bevölkerung jenes Gebiets entgegengebracht wird; es zeigt auch, wie lebendig der Eindruck ist, der durch die Versprechungen Frankreichs hervorgerufen wurde, und wie groß die Hoffnungen, die sie erweckt haben.

III.

Beirut, den 12. 3. 1913.

Herrn F. Couget,

Generalkonsul von Frankreich in Syrien,

Beirut.

Herr Generalkonsul!

In der Erwägung, daß Frankreich der Schutzherr der ottomanischen Christen und das Adoptivvaterland der Christen in Syrien ist, beehren sich die unterzeichneten christlichen Mitglieder des Vollzugsausschusses der von allen Räten der Gemeinden des Amtsbezirks Beirut zum Zweck der Ausarbeitung eines Reformentwurfes für dieses Wilajet erwählten Generalversammlung der wohlwollenden Aufmerksamkeit des Herrn Generalkonsuls von Frankreich in Syrien die folgenden Betrachtungen zu unterbreiten, die sich beziehen auf:

die Lage der ottomanischen Christen;

die durch den Vollzugsausschuß ausgearbeiteten Reformvorschläge;

die Wünsche der Christen in Syrien;

und bitten den Herrn Generalkonsul, diese Erwägungen der Regierung der französischen Republik zu unterbreiten und sie mit seiner Autorität zu stützen.

Die Lage der ottomanischen Christen: Von jeher war die Lage der Christen im ottomanischen Reich traurig und beklagenswert. Diese Lage dürfte sich jetzt, infolge des Balkankrieges und der türkischen Niederlagen, noch bedeutend verschlechtern; denn die unmittelbaren Folgen dieser Niederlagen sind: 1. die Erhöhung der Steuern; 2. das Wiederaufflammen des mohammedanischen Fanatismus; 3. erhöhte Auswanderungslust der syrischen Christen.

1. Die Erhöhung der Steuern: Infolge des Verlustes ihrer europäischen Provinzen wird die türkische Regierung danach trachten — und tut es wohl bereits — ihren asiatischen Provinzen jene Lasten aufzu-

bürden, welche die verlorenen Provinzen zu tragen hatten. Nun aber wird für denjenigen, der die Parteilichkeit und die schikanösen Maßnahmen der türkischen Verwaltung in der Verteilung und Erhebung der Steuern kennt, kein Zweifel darüber bestehen, daß die neuen Lasten ausschließlich der christlichen Bevölkerung zufallen werden.

2. Das Wiederaufflammen des mohammedanischen Fanatismus: In den Händen der türkischen Politiker war der mohammedanische Fanatismus immer schon ein wertvolles und unfehlbares Mittel. So haben sie auch im Verlaufe der letzten Ereignisse auf dem Balkan nicht versäumt, ihn auszunützen. Daraus entsprang eine greifbare Tatsache. Der Balkankrieg wird von den Mohammedanern als Religionskrieg, als Kreuzzug betrachtet; das Kreuz gegen den Halbmond, die vereinigte Christenheit gegen den Islam. Von da ist es für die Mohammedaner kein weiter Schritt zu glauben, daß der Aufenthalt der Christen im ottomanischen Kaiserreich die Hauptursache des türkischen Verfalls und Niederganges sei. Nach mohammedanischer Auffassung sind die ottomanischen Christen als die wahrhaften Urheber allen Unheils, von dem das Reich betroffen wird, zu betrachten, als seine geborenen Feinde. Sie werden Gegenstand aller Kränkungen und Unterdrückungen sein. Sicherlich nicht jener offenen und ausgesprochenen Unterdrückung, die einer fremden Macht den Vorwand zur Einmischung geben könnte (der Türke ist zu listig und vorsichtig hierzu), sondern jener heimlichen und peinigenden Unterdrückung, welche die türkischen Behörden vortrefflich anzuwenden verstehen und für die sie in der Biegsamkeit ihrer Gesetze ein wertvolles Hilfsmittel finden.

3. Der Antrieb zur Auswanderung der syrischen Christen: Seit dem Anfang des Balkankrieges ist eine erkleckliche Anzahl von Mohammedanern aus Mazedonien und Thrazien nach Syrien ausgewandert. Diese Bewegung, die im Anwachsen begriffen ist, wird offenbar von den Behörden begünstigt. Aus diesem Umstand wird bedauerlicherweise und zum Nachteil der Christen eine Störung des Gleichgewichtsverhältnisses zwischen der Zahl der Christen und der der Mohammedaner in Syrien erwachsen. Diese, die schon durch ihre Religion Gewaltherrscher sind, werden es noch mehr durch das erdrückende Übergewicht ihrer Masse. Die Christen in Syrien sind über diese Zustände bereits in Erregung geraten, und viele von ihnen sind deshalb nach Amerika ausgewandert. So stellt die gegenwärtige Lage einen außerordentlich starken Antrieb zu einer Auswanderung zwiefacher Art dar: Zur Auswanderung der Mohammedaner nach Syrien und zu jener der Christen nach Amerika. Eine auch nur kurze Fortdauer dieses Zustandes bedeutet die Vernichtung des christlichen Elements in Syrien.

Reformvorschläge: Unmittelbar nach der Rede des damaligen Ministerpräsidenten Herrn Poincaré, in welcher jener bedeutende Staatsmann die Türkei aufforderte, in ihren asiatischen Provinzen Reformen einzuführen, erklärte die türkische Regierung aus eigenem Antrieb, daß sie geneigt sei, ihren Wilajets Reformen zuzugestehen,

und forderte die Wali auf, für ihren Amtsbezirk Reformvorschläge zu unterbreiten. Durch Erfahrung gewitzigt, wußten die ottomanischen Christen, was sie von der Aufrichtigkeit der Absichten der Regierung zu halten hätten. Diese Reformvorschläge hatten keinen anderen Zweck, als gegebenenfalls die Einmischung Europas hintanzuhalten, wenn es von der Türkei die Einführung bestimmter Reformen verlangen sollte. Die Türkei würde in den Reformvorschlägen, die dem Anscheine nach von den Bewohnern des Landes ausgearbeitet, in Wahrheit aber von der Regierung redigiert sein würden, eine Ausflucht finden, um die von Europa geforderten Reformen zurückzuweisen; sie würde geltend machen, daß diese nicht den Entwürfen entsprächen, die von den Interessenten selbst ausgearbeitet worden seien.

Trotzdem erklärten sich die Christen von Beirut einverstanden, mit den Mohammedanern zusammen an der Ausgestaltung der Reformvorschläge zu arbeiten, und zwar aus den folgenden beiden Gründen: 1. Um den Plan der türkischen Regierung zu durchkreuzen und zu verhindern, daß der Entwurf in ihrem Sinne ausgearbeitet werde; 2. um in diesem Entwurfe das Prinzip der europäischen Kontrolle in allen Verwaltungszweigen einzuführen. Wäre dieses Prinzip einmal von allen Mitgliedern der Kommission, sowohl Christen wie Mohammedanern, anerkannt, so würde es unwiderlegbar beweisen, daß nach Ansicht der ganzen Bevölkerung jede Reform in der Türkei ohne die Mitwirkung Europas unmöglich sei.

Die Wünsche der syrischen Christen: Angenommen, daß mit der Beihilfe Europas Reformen eingeführt werden könnten, so würde diese Lösung den Wünschen der Christen in Syrien nicht genügen. Jene sind unauflöslich mit Frankreich verbunden und könnten nie vergessen, was sie ihm im Gefühl der Bewunderung für seine hohe Zivilisation und dem der Dankbarkeit für seine Hilfe in den Tagen des Unglücks schulden.

Der Herzenswunsch der Christen in Syrien ist die Okkupation Syriens durch Frankreich.

Im Hinblick darauf stellen die unterzeichneten Vorstandsmitglieder im Namen der Christen von Beirut, in der ihrem Rang entsprechenden Reihenfolge, die folgenden Punkte auf, die ihnen als der politischen Lage Syriens einzig angemessen erscheinen:

1. Die Okkupation Syriens durch Frankreich.
2. Die vollständige Selbständigkeit des Wilajets Beirut unter dem Schutz und der Kontrolle Frankreichs.
3. Die Vereinigung des Wilajet Beirut mit dem Libanon und Unterstellung unter die tatsächliche Herrschaft Frankreichs.

Gezeichnet: Michel Tuéni, Josef Hani, Pierre Tarrad, Doktor Eyub Sabit, Rizcullah Arcasch, Khalil Zéiné.

IV.

Französische Republik.

Ministerium für auswärtige Angelegenheiten.
Abt. für Politik und Handel.
Europa, Afrika, Orient.
Nr. 10.

Paris, den 22. Januar 1913.

Betreff: Syrien.

Der Minister für auswärtige Angelegenheiten an Herrn Couget, Ersten Botschaftssekretär, Verweser des französischen Generalkonsulats in Beirut.

Vertraulich.

J. p. J. Durch eine Depesche vom 15. d. M. hat mir der Botschafter der Republik in Konstantinopel von einer interessanten Unterredung zwischen ihm und Schefik El Mueyed über die Angelegenheiten in Syrien und die separatistischen Tendenzen, die sich in der arabischen Welt zeigen, Mitteilung gemacht.

Ich halte es für nützlich, Ihnen zur vertraulichen Information die Kopie des Telegramms, das M. Bompard mir betreffs dieser Angelegenheit sandte, zukommen zu lassen.

Für den Minister und mit Vollmacht.
Der dem Direktor für Politik und Handel zugeteilte Minister
P. de Margerie.

V.

Französische Republik.

Ministerium für auswärtige Angelegenheiten.
Abt. für Politik und Handel
Nr. 31.

Pera, den 15. 1. 1913.

Betreff: Syrien.

Abschrift.

M. Bompard, Botschafter der französischen Republik in Konstantinopel an Herrn Poincaré, Ministerpräsidenten und Minister des Auswärtigen.

Ich habe soeben den Besuch des Schefik Bey el Mueyed, des früheren Abgeordneten von Damaskus, empfangen, der einer der angesehensten Familien dieser Stadt angehört und selbst eine große Rolle dort spielt. Er kam, um mit mir über die Angelegenheiten in Syrien zu sprechen, die durch die Niederlagen der Türken in Rumelien aktuell geworden sind.

Nach der langen und zeremoniellen Einleitung, wie sie im Orient gebräuchlich ist, befragte er mich zunächst über den Sinn und die Bedeutung der Erklärungen Eurer Exzellenz bezüglich der Christen in der Türkei. Es lag ihm daran, zu erfahren, ob die Fürsorge der französischen Regierung den Christen auch in Zukunft entgegengebracht werden und ob sie sich auch auf die mohammedanische Bevölkerung von Syrien erstrecken würde, die Frankreich als ihr zweites Vaterland zu betrachten gewohnt sei. Ich antwortete ihm, daß Eure Exzellenz die besondere Rolle, die Frankreich in der ganzen Levante mit Hinsicht auf die Katholiken zufalle, im Auge behalten müsse, daß es aber an den Traditionen der Freundschaft und Hilfsbereitschaft festhalte, die es in allem, was Syrien und seine Bewohner angehe, ohne Unterschied der Religion pflege.

Schefik Bey El Mueyed stand offenbar unter dem starken Eindruck des bei den syrischen Mohammedanern zugunsten Englands veranstalteten Pressefeldzugs, denn er zeigte sich sehr erleichtert durch die Erklärungen, die ich ihm gab, die er mich mehrmals wiederholen ließ und für die er mir mit Wärme dankte. Hierauf berührte Schefik Bey El Mueyeb den Kern der Angelegenheit und sprach über die Reformen, die die Verwaltung von Syrien brauche, über die Dezentralisation, über die Zusammenfassung der drei syrischen Wilajets in eine einzige Provinz und über die Ausschließung der Türken von den öffentlichen Ämtern. Ferner sagte er mir, daß die ottomanische Regierung allen diesen Projekten abgeneigt sei, daß er aber nicht zögern würde, sie mit Waffengewalt durchzusetzen. Er fragte mich darauf rund heraus, ob, wenn türkische Truppen nach Syrien gesandt würden, um es unter das ottomanische Joch zu zwingen, die französische Regierung bereit sei, ein Armeekorps nach Aleppo zu schicken, um ihnen den Weg zu versperren.

Ich antwortete dem Schefik Bey El Mueyed, daß die ottomanische Regierung die Dezentralisation tatsächlich von einem falschen Standpunkt aus beurteile, da sie fürchte, daß sie zu einer schnellen Auflösung führen könnte, und daß es infolgedessen Sache der Reformatoren sein müsse, sie vom Gegenteil zu überzeugen. Es sei von Wichtigkeit, die loyale Gesinnung der Bevölkerung Syriens außer allen Zweifel zu stellen. Wenn die Syrier Verwaltungsbeamte und Richter, die der Landessprache kundig sind, erhalten und zur Deckung des Provinzial- und Gemeindebudgets genügende Mittel bereitgestellt werden, so hätten sie alle heute erreichbaren Reformen verwirklicht, aus denen in der Folge weitere hervorgehen könnten. Ich habe ihm gleichzeitig Klugheit und Zähigkeit empfohlen, indem ich mich wohl hütete, ihm auf den gefährlichen Grund zu folgen, auf den er mich, wohlmeinend oder nicht, locken wollte.

Schefik Bey El Mueyed ist am selben Tage nach Ägypten abgereist, wo er zweifelsohne den englischen Behörden dieselben Mitteilungen wie mir machen und ihre Antworten mit den meinen vergleichen wird. Ich wünsche, sie möchten ebenso korrekt sein. Er wird sich dann

nach Beirut begeben, wo der Wali zum großen Mißvergnügen von Kiamil Pascha — wie er mir sagte — eine Kommission zur Besprechung von Reformen eingesetzt hat, an deren Arbeiten er teilnehmen wird, bevor er nach Damaskus zurückkehrt. Er wird dann seine Freunde in dieser Stadt, die bisher sehr viel Gleichgültigkeit an den Tag gelegt und den Beirutern freie Hand gelassen hatten, in Bewegung setzen. Die syrische Angelegenheit reift also sehr rasch, und die Bewegung, die an der Küste begann, wird sich binnen kurzem auf das Innere erstrecken, dessen Bevölkerung roher und leidenschaftlicher ist als die im ganzen höfliche und friedfertige des Küstenstrichs.

VI.

Französische Republik.

Abt. für Politik und Handel
Europa, Afrika, Orient.
Nr. 15. Paris, den 23. März 1913.

Betreff: Syrien.

Vertraulich.

Der Minister für auswärtige Angelegenheiten an Herrn Ottavi, Generalkonsul von Frankreich in Damaskus.

Der Vertreter Frankreichs in Kairo hat mir am 22. März depeschiert, daß neulich eine wichtige Sitzung des aus syrischen Christen und Mohammedanern bestehenden ottomanischen Dezentralisationskomitees in Kairo stattgefunden hat. M. Tuéni, der Dolmetscher des französischen Generalkonsulats in Beirut, nahm in seiner Eigenschaft als Delegierter des in Syrien bestehenden Dezentralisationskomitees an der Sitzung teil und hat M. Defrance darüber Bericht erstattet. Alle Mitglieder des Komitees, die mohammedanischen mit inbegriffen, seien übereingekommen, daß die wünschenswerteste Lösung der syrischen Frage die folgende sei:

Die Errichtung eines autonomen Fürstentums Syrien, das von einem mohammedanischen — von der Bevölkerung frei gewählten — Fürsten regiert, der Schutzherrschaft Frankreichs unterstellt wird. Die Anwesenden hätten den Entschluß gefaßt, angestrengt zu arbeiten, um dieses Ziel zu erreichen.

Da M. Tuéni Herrn Defrance gesagt hatte, daß er von dem Komitee beauftragt sei, mir von jenen Entschließungen Mitteilung zu machen, dankte ihm dieser für sein Verhalten und versprach ihm, dem Departe-

ment Bericht zu erstatten; riet ihm aber zugleich, die Tätigkeit des Komitees in den Bahnen der Besonnenheit und Gerechtigkeit zu erhalten.

Ich habe die Ehre, Ihnen diese Mitteilungen zum Zweck Ihrer persönlichen Information zukommen zu lassen.

Für den Minister und mit Ermächtigung:

Der Staatsrat und bevollmächtigte Minister
Direktor Paléologue.

VII.

Französische Republik.

Ministerium für auswärtige Angelegenheiten.
Abt. für Politik und Handel.
Europa, Afrika, Orient.
Nr. 55.
Syrien. Der ottomanische Dezentralisationsausschuß.

Paris, den 28. März 1913.

Der Minister für auswärtige Angelegenheiten an Herrn Couget, Ersten Sekretär, Verweser des Generalkonsulats von Frankreich in Beirut.

Der diplomatische Agent von Frankreich in Kairo hat mir interessante Hinweise über die kürzlich vom Dezentralisationsausschuß gefaßten Entschließungen, betreffend Syrien, zukommen lassen.

Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen zur Danachachtung und zu Ihrer vertraulichen Information die Abschrift der Depesche zu übermitteln, die M. Defrance mir in dieser Angelegenheit sandte.

Für den Minister und mit Ermächtigung:

Der dem Direktor für politische und kommerzielle Angelegenheiten beigeordnete bevollmächtigte Minister
P. de Margerie.

VIII.

Französische Republik.

Ministerium für auswärtige Angelegenheiten.
Abt. für Politik und Handel.
Europa, Afrika, Orient.
Nr. 131.
Syrien. Der ottomanische Dezentralisationsausschuß.

Kairo, den 28. März 1913.

Abschrift.

Herr Defrance, bevollmächtigter Minister der französischen Republik in Kairo, an Herrn Pichon, den Minister für auswärtige Angelegenheiten.

Die Syrier in Kairo sind augenblicklich sehr fleißig oder rufen sich wenigstens gegenseitig zu lebhafter Tätigkeit auf. Am 22. d. M. habe ich durch mein Telegramm Nr. 17 über die Sitzung des Dezentralisationsausschusses, der M. Michael Tuéni, der Hilfsdolmetscher unseres Generalkonsulats in Beirut, beigewohnt hat, gemeldet. Aus den ergänzenden Informationen, die ich seither sammeln konnte, geht hervor, daß die Entschließungen des Ausschusses weder so entschieden noch so einstimmig waren, wie M. Tuéni gemeint hatte. Dieser, der übrigens nur unter dem Titel eines Privatmannes, als vornehmer Syrier, keinesfalls aber in seiner amtlichen Eigenschaft handelte, legt in der syrischen Angelegenheit zugunsten einer unmittelbaren und radikalen Entschließung einen fast übertriebenen Eifer an den Tag.

Es ist außerdem interessant, festzustellen, daß die durch den Dezentralisationsausschuß bekundeten Tendenzen zumindest in einem Punkt die Auskünfte bestätigen, die man mir vor kurzem darüber gab, wie sich die syrischen Mohammedaner die wahrscheinliche Zukunft ihres Landes vorstellen, und die ich dem Departement in meinem Brief vom 23. März Nr. 123 übermittelte.

Es scheint, daß die Syrier — Mohammedaner und Christen —, wenigstens die Ägypten bewohnenden, ihre Forderungen dem zweiten der in meinem vorerwähnten Schreiben angegebenen Vorschläge angepaßt haben. Dem nämlich, der Syrien zu einem autonomen Fürstentume unter einem mohammedanischen Fürsten machen will. Ich erfuhr, daß Kiamil Pascha — jetzt in Kairo — den Mitgliedern des Dezentralisationsausschusses Hoffnungen machte, sich vollkommen mit ihrem Reformentwurf einverstanden erklärte und ihnen versprach, alle ihre Wünsche zu befriedigen, wenn er zur Macht gelange. Aber ebenso wie alle diejenigen, die jene Versicherungen erhielten,

nicht daran zweifeln, daß der greise Staatsmann bei seiner Wiederernennung zum Großwesir nicht zögern würde, diese Versprechungen zu erneuern, ebenso sind sie auch davon überzeugt, daß diese Versprechungen nicht gehalten, und daß die Syrier wieder einmal mit schönen Redensarten abgespeist werden würden! Und dies ist der Grund, der den ersten Vorschlag: Einführung eines Regimes mit dezentralisierter Verwaltung (die sogenannte administrative Dezentralisation) als unannehmbar erscheinen läßt.

In einem Punkte, was die Schutzherrschaft einer Fremdmacht betrifft, unter die die Syrier gegebenenfalls ihr zukünftiges Fürstentum stellen wollen, befinden sich die in meinem Schreiben Nr. 123 geäußerten Meinungen im Widerspruch zu den nach Tuénis Bericht im Ausschuß bestehenden Tendenzen. Nach meinen in letzter Woche erhaltenen Berichten wünschten die Syrer unter Ausschließung jeder anderen die Schutzherrschaft Englands. Nach der Darstellung von M. Tuéni sind die Mohammedaner und die Christen des Ausschusses. darin einig, daß sie nur die Schutzherrschaft Frankreichs erstreben- Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß mein Berichterstatter ein Beamter der anglo-ägyptischen Regierung ist, während M. Tuéni leidenschaftliche Sympathien für Frankreich hegt. Mir scheint die Wahrheit in der Mitte zu liegen. Sollte Syrien eines Tages unter fremde Schutzherrschaft gestellt werden, so würden die syrischen Christen einstimmig oder fast einstimmig wünschen, daß dieser Schutz von Frankreich ausgeübt werde, und unter den Mohammedanern, von denen eine erkleckliche Anzahl England den Vorzug gibt, einige den Schutz Frankreichs annehmen, weil sie seine aufrichtigen Anhänger sind; die anderen würden gleichgültig eine englische oder französische Schutzherrschaft entgegennehmen, ganz wie es von außen her über sie bestimmt würde.

Da der Ausschuß sich für die provinzielle Autonomie Syriens ausgesprochen hatte, mußte er natürlich darauf bedacht sein, für die Leitung des zukünftigen Fürstentums geeignete Persönlichkeiten ausfindig zu machen. Diese Frage wurde, soviel ich weiß, in keiner der Sitzungen des Ausschusses berührt, aber mehrere Mitglieder desselben haben sich bereits damit beschäftigt. Ich habe in meinem vorigen Brief Nr. 123 darauf hingewiesen, daß der Vorsitzende des Ausschusses Refik El-Asm der Anschauung ist, daß der zukünftige Fürst von Syrien niemand anderer sein könnte als das Haupt seiner Familie Schefik-Bey el Mueyed el Asm. Andere Mitglieder des Ausschusses vertreten die Anschauung, daß die Syrer niemals einen der ihren als Fürsten anerkennen würden, da jeder sich dem anderen gleich, wenn nicht ihm überlegen dünkt. Sie wünschen die Wahl eines Fürsten aus der Familie des Khediven. Zu dieser Gruppe zählt auch M. Tuéni, der zu mir kam, um mir seine Anschauung mitzuteilen, die, wie er sagte, von vielen Syriern geteilt wird. Es handle sich darum, im gegebenen Augenblick die Kandidatur des Prinzen Jussuf Kemal Pascha, des Vetters des Khediven, in den Vordergrund zu stellen.

Dieser sei der Besitzer eines riesigen Vermögens, vollkommen unabhängig und habe, über seine Meinung befragt, bereits zu verstehen gegeben, daß er die Wahl vielleicht annehmen würde, aber unter der förmlichen Bedingung, daß, wenn Syrien dem Schutz einer Fremdmacht unterstellt werde, dieser Schutz einzig von Frankreich ausgeübt werden sollte, unter völliger Ausschließung jedes anderen und vor allem des englischen Protektorats.

Obiges läßt die Erregung und den Tatendrang erkennen, wovon unzweifelhaft die mohammedanischen und christlichen Führer erfüllt sind. Aber vom Vorsatz bis zur Tat ist ein weiter Schritt, und die Syrier in Kairo scheinen mir — wenigstens im gegenwärtigen Augenblick — nicht fähig, diesen Schritt zu tun, wenn sie nicht kräftig dazu angespornt werden.

Überflüssig zu erwähnen, daß, wenn ich irgendwelche vertrauliche Mitteilungen erhalten oder auch provozieren will, Euer Exzellenz über die ziemlich verworrenen Pläne und Unternehmungen der Syrier in Ägypten auf dem Laufenden halten zu können, weder die Mitglieder des Dezentralisationsausschusses noch einzelne syrische Persönlichkeiten bei der Vertretung der Republik die nötige und so wünschenswerte Unterstützung finden.

IX.

Nr. 85. Mappe III. Dossier I. Beirut, den 22. April 1913.

Der französische Generalkonsul in Beirut an Seine Exzellenz Herrn Pichon, Minister für auswärtige Angelegenheiten.

Unter dem Datum vom 21. Januar Nr. 10 geruhten Euer Exzellenz mir den Inhalt eines Briefes vom 15. Januar, Nr. 31 zu Kenntnis zu bringen, in welchem Seine Exzellenz M. Bompard Ihnen über eine Unterredung, die er mit Schefik-Bey el Mueyed gehabt hat, Bericht erstattete.

Dieser frühere Abgeordnete, der nach einem längeren Aufenthalte in Ägypten vor kurzem in Beirut ankam, stattete mir gestern einen Besuch ab.

Ich ließ es mir natürlich angelegen sein, meine Worte mit jenen unseres Botschafters in Übereinstimmung zu bringen.

Übrigens drehte sich unsere Unterhaltung ausschließlich um das letzte Manifest der reformistischen Bewegung in Beirut. Schefik-Bey findet, daß die Führer dieser Bewegung ihre Unklugheit und Unerfahrenheit dadurch gezeigt hätten, daß sie zu glauben scheinen, es genüge, einen Reformplan zu entwerfen, den die Zentralregierung sofort in die Tat umsetzen würde ... Von meinem Berichterstatter wurde mir bestätigt, daß einige Delegierte, unter anderen Achmed

Muhtar Beyhum, einer der intelligentesten hiesigen Mohammedaner, beabsichtigen, sich nach Konstantinopel und Europa zu begeben, um die syrische Frage mit der ottomanischen Regierung und mit den Vertretern der Regierungen von London und Paris zu besprechen.

Schefik-Bey hielt es — mit Recht — für ein wichtiges inzwischen erreichtes Resultat, daß zwischen den verschiedenen Teilen der Bevölkerung trotz ihrer traditionellen Gegensätzlichkeit in religiöser und politischer Beziehung das Gefühl einer gewissen Gemeinschaftlichkeit erzeugt worden sei.

Er steht im Begriffe sich nach Damaskus zu begeben, wo die reformistische Bewegung noch lange nicht so viel Boden gewonnen hat wie in Beirut. Er hofft auch auf die Bildung von Komitees, nicht mehr mit reformistischen, sondern mit dezentralisierenden Tendenzen und will diese Komitees mit dem Dezentralisationsausschuß in Ägypten in Verbindung setzen.

X.

Französisches Konsulat.

Dechiffrierung. Pera, den 27. Januar 1913. 2 Uhr nachts.
(Eingelangt am 28. mittags 12 Uhr.)

Antwort auf Ihr Telegramm Nr. 3. Zweifellos mußte die Wiedererlangung der Macht seitens der Partei „Einigkeit und Fortschritt", die während ihrer Herrschaft mit solchem Nachdruck die Türkisierung des ottomanischen Reichs vertrat, eine große Erregung im Herzen der arabischen Bevölkerung wachrufen, welche das Kabinett Kiamil-Pascha Reformen im Sinne der administrativen Dezentralisation hatte hoffen lassen. Aber um die Schritte, die bei uns unternommen worden sind, zu verstehen, muß man die gegenwärtige Lage der arabischen Notabeln in Betracht ziehen. Diese waren seit 1908 zum Schweigen verurteilt und haben nunmehr, aus dem Exil zurückgekehrt, die ihnen auferlegte Zurückhaltung abgelegt und im Laufe der letzten Monate sich aktiv an der Politik beteiligt, indem sie sich gegen das Komitee „Einigkeit und Fortschritt" wandten. Nach den Namen der Persönlichkeiten zu schließen, die sich durch die Vermittlung von Emir Omar an uns gewendet haben, gehören sie offenbar zu denjenigen, die vor allem Wert auf ihre persönliche Sicherheit legen. Nichtsdestoweniger sollten Sie ihnen sympathisierend entgegenkommen, denn es ist von Wichtigkeit, daß die mohammedanischen und christlichen Führer wissen, daß sie auf unser volles Wohlwollen zu rechnen haben. Aber Sie müssen sorgfältig verhüten, daß das Interesse, das wir ihnen entgegenbringen, sie nicht zu irgendwelchen Unvorsichtigkeiten verleite. Gegenwärtig, da die Großmächte sich hinsichtlich der Regelung der die europäische Türkei betreffenden Fragen in so großen Schwierigkeiten befinden, ist es von Wichtigkeit, daß die Frage der asiatischen Türkei ihnen nicht auch noch beschwerlich falle.

Es ist Ihre Aufgabe, die Syrier bei aller Aufrechterhaltung freundschaftlichsten Verkehrs mit den mohammedanischen oder christlichen Notabeln, die sich an Sie wenden sollten, daran zu hindern, irgendwelche Initiative zu ergreifen, die eine derartige Frage aufrollen und gleichzeitig unsere Politik sowie die unserer Alliierten, noch dazu ohne deren Einwilligung, in Mitleidenschaft ziehen könnte.

Wenn irgendwelche hochstehende Persönlichkeiten durch die Verhältnisse genötigt sein sollten, in Ihrem Konsulat Zuflucht zu suchen, werden Sie sie aufnehmen und ihre Auslieferung verweigern, mit dem Bemerken, daß Sie unserem Botschafter darüber berichten werden.

XI.

Botschaft 92. Den 16. August 1913.
Pol. Dep. 72.

Die Anschauungen von Mulay Hafid über den Panislamismus.
Die Anhänglichkeitsbeteuerungen für Frankreich.

Bezugnehmend auf Ihr Telegramm vom 11. August und auf das meine vom 15. habe ich die Ehre, Euer Exzellenz mitzuteilen, daß die panislamitischen oder anglophilen Syrier, die die Durchreise Mulay Hafids zu ihrem Vorteil auszunützen gedachten, da sie Gelegenheit zur Anschwärzung Frankreichs zu finden meinten, in dieser Hoffnung getäuscht worden sind. Mulay Hafid hat in Baalbek, wo er sich auf seiner Reise von Beirut nach Damaskus aufhielt, und wo er mit größter Herzlichkeit empfangen wurde, Ansichten geäußert, wie sie niemand erwartet hätte. Es war in dem Hotel in Ras-el-Ain in Gegenwart des Kaimakams, des Mufti, des Kadi, der obersten Vertreter der Behörden und der vornehmsten Notabeln der Stadt, wo der frühere Sultan von Marokko seine Überzeugungen aussprach und jene Erklärungen abgab, über die ich Ihnen Bericht erstatten werde.

Das Gespräch drehte sich darum, wie das beste Mittel ausfindig zu machen sei, alle arabischen Völker zu einer einheitlichen Masse von unwiderstehlicher Kraft zu vereinen.

„Hirngespinste, all das," erklärte Mulay Hafid im Moment, als die panislamitische Begeisterung den Höhepunkt erreicht hatte, „die arabischen Völker haben zwar dieselbe Religion und sprechen dieselbe Sprache, aber sie sind getrennt durch die Verschiedenheit der Rassen, denen sie angehören und die Ungleichheit des Bodens, den sie bewohnen. Der Kontrast ist zu tief, als daß sie jemals zu einer Nation verschmolzen werden könnten. Vegetation, die geographische Struktur, klimatische Verhältnisse und wirtschaftliche Interessen wirken entscheidend auf die Abgrenzung zwischen den menschlichen Vereinigungen, wogegen die Gemeinsamkeit der Sprache und Religion nicht aufkommen kann." Dann: „Heute können die kleinen oder schwachen

Nationen ihre Selbständigkeit nicht wahren; sie können nicht allein bleiben und müssen sich den großen anschließen. Und selbst die großen sind genötigt, die kleinen aufzunehmen, um weiter existieren zu können. Dies ist, wie das arabische Sprichwort sagt, der große Fisch, der den kleinen verschlingt."

„Ja," sagte hier der Kaimakam, „ja, wenn der kleine Fisch unvorsichtig ist." Der Sultan, dem diese Bemerkung sichtlich mißfiel, fuhr fort:

„Frankreich ist tatsächlich die höchstkultivierte, reichste und mächtigste Nation der Welt. Die Großmächte richten sich bei ihren kriegerischen oder friedlichen Eroberungen nach strategischen oder wirtschaftlichen Erwägungen. Frankreich ist durch strategische Interessen genötigt, sich im Libanon oder in Syrien festzusetzen; denn vom wirtschaftlichen Standpunkt aus würden aus einer Verbindung jener Länder mit Frankreich einzig die ersteren Vorteil ziehen. Sie sind außerdem bereits französisch in allem, was Sprache, Kultur und Zivilisation anlangt; alles wirkt zusammen, um sie in die Arme jener Nation zu treiben. Die Annexion des Libanon und Syriens durch Frankreich ist notwendig und unabänderlich bevorstehend."

Nun war es Sache der anglophilen Mohammedaner, die Erfolge der englischen Kolonisation in Ägypten herauszustreichen. Mulay Hafid schloß sich in mehreren Punkten diesem Lobe an. Er fügte hinzu: „Frankreich ist berühmt durch seine Toleranz gegenüber den Religionen und Sitten aller kleinen und großen Nationen. Trotz meiner Sympathie für England habe ich mich mit ganzem Herzen Frankreich und den Franzosen ergeben.

XII.

Telegramm aus Ägypten.

An Zohravi-Effendi.

Hotel Kröcker, Konstantinopel.

Unsere Partei hat einstimmig Ihre Ernennung zum Senator vorgeschlagen. Sie spricht Ihnen für Ihre Intervention bei der Regierung zugunsten der arabischen Forderungen ihr Vertrauen aus.

Der Präsident:
Réfik.

XIII.

Ella Merkezyé und die Unabhängigkeit.

24. Juli 1914.

Mein teuerer und geliebter Bruder!

Gruß u. s. w. zuvor!

Ich habe Ihre Briefe, die auch von Réfik-Bey und unseren anderen Freunden gelesen wurden, nach und nach erhalten.

Sollte die Regierung ihren Standpunkt betreffs der Inkraftsetzung des neuen Militärgesetzes aufrechterhalten, so billigt unser Zentralausschuß die Vorschläge, die in Ihrem ersten Briefe enthalten sind und die den Streik im ganzen Land und die Schließung der Läden verlangen.

Obwohl wir beschlossen hatten vorgestern zusammenzukommen, um Ihre Briefe zu lesen und zu besprechen, wurde infolge des Todes von Georgi Zeyden, dem Eigentümer von El-Hilal, die Sitzung auf Sonnabend verschoben. Ich werde Ihnen das Ergebnis mitteilen. Sie sehen die Dinge sehr gerecht. Der Wali sucht nach Gewohnheit der Türken das Volk einzuschläfern, um auf diese Weise zu verhindern, daß Protesttelegramme nach Konstantinopel geschickt werden. Es ist also unbedingt notwendig, daß unsere Freunde sich nicht durch ähnliche Kunstgriffe täuschen lassen. Im Gegenteil, man muß das Eisen schmieden solange es glüht, kaltblütig jeder Möglichkeit entgegensehend und Protest auf Protest folgen lassen. Sie handelten sehr richtig, als Sie den Deputierten telegraphierten, daß sie ihres Amtes entsetzt seien, falls sie nicht die Aufschiebung des neuen Unterdrückungsgesetzes durchzusetzen vermöchten. Wenn es jenen Abgeordneten nicht gelingen sollte, die Wünsche der Bevölkerung zu erfüllen, und wenn sie sich weigern sollten, ihr Amt niederzulegen, so müßte ihnen bei ihrer Rückkehr ein schlimmer Empfang bereitet werden, um sie auf diese Weise zum Rücktritt zu nötigen.

Der Zentralausschuß hat dem Großwesirat in Konstantinopel seinen Protest übersandt. Der Wortlaut dieses Protestes wird binnen kurzem veröffentlicht werden. Sobald er in Druck erscheint, werden wir ihn natürlich allen unseren Komitees und allen Zeitungen übersenden. Wir werden auch Ihnen zahlreiche Exemplare zusenden. Wir erwarten die Ankunft Ihres verehrten Bruders. Wir wünschen ihm, der für uns das Vorbild der arabischen Vaterlandsliebe, der Liebe für Wissenschaft und Kultur, darstellt, alles Gute. Wollen Sie nicht mit ihm kommen, um unsere Freude zu vergrößern? Wir würden im Ausschuß alle Maßregeln besprechen, die man hinsichtlich der letzten, alles Maß übersteigenden Ereignisse treffen könnte. Die Nachricht von dem Verbot des „Fetel-Arab" und von der Verhaftung seines verantwortlichen Redakteurs wirkte auf uns wie ein Blitzstrahl. Einige Stunden vor Ankunft Ihres Briefes, als ich beim Durchlesen der Zeitung auf eine Abhandlung über die „Sklaverei" stieß, dachte ich mir, daß der Wali sich dieses Vorwandes bedienen würde, um die Zeitung zu verbieten, besonders eine Zeitung, die wie der „Fetel-Arab" dem Wali und der niederträchtigen Regierung, der jener verpflichtet ist, feindselig gegenübersteht. Ich weiß nicht, wie ich die Qualen und Peinigungen schildern soll, die wir Araber unter dieser sich konstitutionell nennenden Schreckensherrschaft zu erdulden haben. Möge Gott uns von der türkischen Erpressung, von ihrer Regierung, von ihrer Freiheit und von ihrer Konstitution befreien!

Verflucht sei diese Regierung, ihre Konstitution, ihre Freiheit, der Tag und die Stunde, an denen sie proklamiert wurde, verflucht seien alle Häupter dieser despotischen Regierung!

Gestern kamen wir wie gewöhnlich mit unseren Freunden und Landsleuten in der Splendid-Bar zusammen. Als die Nachricht von dem Verbot des „Fetel-Arab" sich verbreitete, waren wir tief erschüttert. Doktor Sehmil, außer sich, schimpfte unbändig. Er beabsichtigt, womöglich im „El-Mukattam" einen glühenden Artikel zu bringen, den er sogleich abzufassen begann. Sollte „El-Mukattam" ihn nicht drucken, so wird er ihn in den französischen Zeitungen erscheinen lassen. Ich werde Ihnen die betreffenden Nummern schicken.

Ich kann Ihnen unseren tiefen Schmerz über den Tod des Emir Mustafa Arslan nicht schildern. Im Gegensatz zu seinem Verwandten war er tätig und unserer Sache ergeben. Warum starb der andere nicht an seiner Statt?

Mein Bruder, wie denken Sie über die Reise, die Talaat und Djavid nächsten Monat nach Syrien unternehmen werden? Ich bin der Ansicht, daß Sie bei uns die Stellung und den Einfluß ihrer Partei verstärken und unter den Arabern, sogar unter den Reformierten, Haß und Zwist zu säen wissen werden. Schon um dieser Gefahr vorzubeugen, müssen wir ein leidenschaftliches Manifest abfassen, es in allen Gegenden unseres Vaterlandes verbreiten und dem Volke raten, sie mit Gewehrkugeln und Dynamit zu empfangen. Dies ist eine Maßregel, die geboten ist und die sie auf jeden Fall verdienen.

Ich denke sogar, daß nach Veröffentlichung eines derartigen Manifestes diese Leute, die sehr feige sind und vor allem Djavid, der seinen eigenen Schatten fürchtet, darauf verzichten werden, zu kommen. Wenn Sie trotzdem auf ihrem Vorhaben bestehen sollten, so müßte man die Bevölkerung bearbeiten, um ihnen Demütigungen aller Art zu bereiten, aber in einer Weise, die die Gefahr einer gesetzlichen Verfolgung ausschließt. Es steht bei Ihnen, in dieser Sache zu bestimmen. Außerdem müßte man unter der Flagge des Reformismus in Beirut und allen anderen Städten durch die sie reisen, eine mächtige Kundgebung vorbereiten, die jene Bewegung als eine einheitliche erscheinen läßt.

Aber wenn sie — was Gott verhüten möge! — wider alles Erwarten bei uns freundlich und entgegenkommend aufgenommen werden sollten, so könnte die Regierung mit Recht ihren Sieg über uns Reformisten bejubeln und nicht ohne Grund sagen: „Man sieht, wozu die Araber fähig sind. Nie werden sie irgend etwas ernsthaft betreiben."

Nachdem ich obenstehendes geschrieben hatte, erhielt ich Ihren Brief vom 20. Juli 1914. Ich bin außer mir darüber, daß Sie den Brief Refik-Beys noch nicht erhalten haben. Habe ich doch diesen Brief eigenhändig auf der französischen Post aufgegeben. Gott verfluche . . . es ist nicht möglich, in dieser Welt von Bestien zu leben. Wenn sich unter uns nicht solche Individuen befänden, so hätten

wir unser Ziel vielleicht schon längst erreicht und wären von den türkischen Parasiten befreit.

Als die Angelegenheit des Chefredakteurs des „Fetel-Arab“ unseres Bruders Abdul Gani Ureïssi erörtert wurde, verteidigte ich ihn. Mein Zuhörer antwortete mir darauf: „Du verteidigst ihn, aber du vergißt, daß du hier bist, während der Mann, den du verteidigst, in Konstantinopel ist.“ Ich erwiderte: „Ich kenne diesen jungen Mann wie mich selbst; ich kenne ihn sogar besser als mich. Es ist vielleicht möglich — Gott möge mich davor bewahren! — daß ich mich der Regierung verkaufen, daß ich ein Amt annehmen würde, aber Abdul Gani würde niemals solch eine Niedrigkeit begehen.“ Dies schien ihn zu überzeugen, und er änderte seine Meinung. Ich las soeben einen Artikel „Erinnerungen und Betrachtungen“. Ich werde ihn der „Mirat-ul-Garb“, einer in Amerika erscheinenden Zeitschrift, einschicken. Ich habe diesem Artikel einige Zeilen über den Fall des „Fetel-Arab“ hinzugefügt, auch einiges gesagt über die Niederträchtigkeiten und die Schändlichkeiten des Abdul Kadir el Dena und über die Lügen des El Unsi.

gez. Hakky El Asm.

XIV.

Kairo, den 3. Juli 1914.

Mein teurer edler Bruder!

(Nach den üblichen Begrüßungen:)

Vor einigen Tagen ist Fuad Bey el Hatib von hier abgereist. Ich hoffe, daß Sie mit ihm gesprochen haben und daß Sie sich mit ihm über die Nationalhymne verständigt haben. Ich habe Ihnen unlängst geschrieben, daß auch ich mich mit dem Dichter Halil-Effendi Mutran darüber unterhalten habe. Er hatte mir für heute ein nationales Lied versprochen, scheint sich aber damit verspätet zu haben, obwohl er im allgemeinen sein Versprechen zu halten pflegt. Sobald er es geschrieben hat, werde ich es Ihnen übersenden. Ich war außerordentlich erfreut, als ich in Ihrem letzten Briefe las, daß grün-schwarz-weiße Kokarden unter der Bevölkerung verteilt worden seien.

Der Schatzmeister des Ausschusses Nedjib Bey Bustros war verhindert, bei der Sitzung zu erscheinen. Ich ließ seinen Sekretär rufen und nahm Einblick in die Bücher. Ich habe festgestellt, daß die Gesellschaft von uns fünf Monatsbeiträge zu fordern hat. Darauf habe ich die Berechnung Ihrer Ausgaben aufgestellt. Selbstverständlich haben Sie noch ein Guthaben beim Ausschuß. Aber ich habe den Brief, in welchem Sie mir Rechenschaft über Ihre Ausgaben ablegen, zerrissen und vernichtet, denn ich wollte nicht, daß ein Schriftstück in fremde Hände falle, aus dem man Einzelheiten unserer aufständischen Unternehmungen, unserer Reformbewegung und unserer Feindseligkeiten gegen die Regierung entnehmen könnte. Vor einigen Monaten hat

die ottomanische Polizei in Kairo von der ägyptischen Behörde meine Verhaftung und Vernehmung verlangt, unter der Beschuldigung, daß ich Flugschriften verfaßt hätte, worin die Araber zum Aufstand aufgefordert würden, und daß ich sie in den arabischen Wilajets verteilt hätte. Die maßgebenden politischen Persönlichkeiten in Ägypten, mit denen ich sprach und die sich der notwendigen Autorität erfreuen, haben mich über die Sache auf dem Laufenden gehalten. Obwohl sie das Verlangen der ottomanischen Regierung zurückwiesen, rieten sie mir doch, nichts bei mir zu behalten, was den Verdacht erwecken könnte, daß ich derartige Flugschriften hätte drucken und verteilen lassen. Dieser Warnung gemäß habe ich jedes kompromittierende Schriftstück vernichtet.

Darüber habe ich ganz vergessen, die Summe Ihrer Ausgaben, die in Ihrem ebenfalls vernichteten Brief erwähnt ist, zu notieren, und bitte Sie, sie mir von neuem mitzuteilen, damit ich Ihnen die Gegenaufstellung machen kann. Grund des Verbots der Zeitung ,,El-Ahram" im Reich sind einige Artikel von Dr. Schebbal Schmil, betitelt ,,Der Menschfang" und von Ibrahim El Nedijar ,,Über die wirtschaftliche Lage des Staates und die Abgeordneten". Ich danke Ihrem Bruder für seine glänzenden Artikel und empfehle mich Ihnen mit dem Ausdruck vorzüglichster Hochachtung.

gez. Hakky El Asm.
H. El Missri.

(Nachschrift mit Bleistift:)

Meine Erwartung hat mich nicht betrogen. Bei meiner Ankunft in Kairo fand ich Ihren Brief im Briefkasten vor. Ich werde Ihnen die Antwort durch den nächsten Kurier übermitteln. Da ich meinen Brief vor Abgang des ägyptischen Postschiffes auf dem französischen Postamt abgeben muß, kann ich nicht so ausführlich schreiben, wie ich wollte.

(Es folgen verschiedene Belege über Einnahmen und Ausgaben.)

XV.

Kairo, den 20. Juni 1914.

,,. . . Ich habe Ihnen bereits geschrieben, daß ich einem Dichter, der unserer Partei angehört, vorgeschlagen habe, patriotische Lieder zu verfassen. Dieser Dichter ist leider vor einigen Tagen gestorben. Daraufhin sprach ich mit dem Dichter Halil Effendi Mutran. Er hat mir freudigst eine Zusage gegeben, wurde aber am folgenden Tag zur Erledigung einer Angelegenheit nach Alexandrien abberufen. Ich habe nun mit dem berühmten Dichter Fuad Effendi El Hatib, dem Beamten der sudanesischen Regierung in Khartum, der Mitglied unserer Vereinigung ist, gesprochen. Da er nach Beirut reisen muß, habe ich ihm eine Empfehlungskarte an Sie mitgegeben. Wenn auch Sie ihn noch selbst darum bitten wollen, bin ich überzeugt, daß er die gewünschten Gesänge sofort schreiben wird."

XVI.

Kairo, den 16. April 1914.

„. . . Ich habe Ihren Brief, der die Notwendigkeit des Zusammentretens eines zweiten Kongresses zur Verwirklichung unserer Bestrebungen behandelt, mit großer Aufmerksamkeit durchgelesen. Noch stehe ich ganz unter dem Eindruck der Bewunderung, die die von Ihnen angeführten entscheidenden Gründe in mir erweckt haben. Ich habe diese Ideen Réfik Bey und allen anderen Kameraden mitgeteilt, die alle Ihre Anschauung teilen. Réfik Bey bestimmte den Chefredakteur des „El-Ahram", der unserer Genossenschaft angehört, diese Vorschläge in seiner Zeitung zu erörtern.

Gestern abend ist unser Ausschuß zusammengetreten, um die notwendigen Abänderungen des Programmes unserer Partei zu besprechen. Ich habe die Darlegungen von Abdul Hamid Zohravi angehört; zwar wurde auch von der Einberufung eines neuen Kongresses gesprochen, jedoch nahmen die Darlegungen von Abdul Hamid Zohravi vor allem die Aufmerksamkeit der Versammlung in Anspruch und riefen einen gewissen Tumult hervor. Der Vorsitzende hob daraufhin die Sitzung auf und vertagte die Fortsetzung der Diskussion bis zur nächsten Versammlung. Diese wird vielleicht in zwei Tagen stattfinden. In der letzten wurden Ihre Vorschläge, bezüglich eines zweiten Kongresses, von allen Mitgliedern angenommen. Die Einberufung wird, meiner Ansicht nach, im nächsten Winter stattfinden.

gez. Hakky El Asm.

XVII.

Kairo, den 16. April 1914.

„. . . Auf Verlangen des Ausschusses ist Abdul Hamid Zohravi hierher gekommen. Ich werde Ihnen das Ergebnis unserer Besprechungen mit ihm und die Abänderungen unseres Programms mitteilen. Man wird Ihnen auch aus Bagdad Artikel über die Angelegenheit von Aziz übersenden.

Ich habe den Brief Abdul Ganis an Réfik Bey bezüglich der Einberufung eines zweiten Kongresses durchgelesen. Sie werden aus inliegendem Brief, den ich an unseren Bruder Mehmed Effendi richte, meine Anschauung über diese Angelegenheit kennen lernen.

gez. Hakky El Asm.

XVIII.

Kairo, Oktober 1914.

Verehrter Bruder!

Meinen Gruß zuvor!

Ihr Brief vom 21. September ist angekommen. Tun Sie Ihr Möglichstes, um sich mit unseren Freunden, deren Vorbereitungen in

Damaskus dem Abschluß nahe sind, in Verbindung zu setzen. Wo immer jene sich aufhalten mögen, treffen Sie alle nur möglichen Anstalten, um sich zu vergewissern, daß sie sich bei guter Gesundheit befinden und daß unser Briefwechsel mit ihnen ungefährdet ist.

Wenn sich der Konflikt zwischen „Sahb" und seinen mächtigen Feinden vertiefen sollte, so würde dies eine Umwälzung zur Folge haben, die für uns günstig wäre und auf die wir infolgedessen von jetzt ab hinarbeiten. Diese Gefahr ist es, die, wie wir annehmen, „Sahb" zurückhält, an der allgemeinen Umwälzung mitzuarbeiten. Unseren Anstrengungen wird es vielleicht gelingen, unser Land vor der Gefahr, die es bedroht, zu bewahren. Im Falle der Beteiligung von „Sahb" werden wir Mittel finden, unsere Freunde, wo immer sie sich aufhalten mögen, zu benachrichtigen.

Wir heißen Ihren Grundsatz, nicht gegen den Strom zu schwimmen, für gut, ebenso wie wir uns mit Ihrer Anschauung, nur mit Menschen in Korrespondenz stehen zu wollen, von deren Fähigkeiten Sie überzeugt sind, einverstanden erklären. Geben Sie diese Handlungsweise solange nicht auf, bis Sie bei Ihren Nachbarn vorteilhaftere Dispositionen wahrnehmen, da Sie andernfalls im Falle eines Konflikts gezeigt hätten, daß Sie in einem Gegensatz mit ihnen stehen. Bedienen Sie sich keiner so durchsichtigen Anspielungen wie es die des „unmittelbaren Nachbarn" in Ihrem letzten Briefe ist. Es ist besser, seinen Gedanken offen auszusprechen, als derart leicht zu durchschauende Anspielungen zu gebrauchen.

Verzweifeln Sie nicht am „heiligen Geist".

Gruß von allen unsern Freunden an unsere Freunde.

gez. Honneur.

Wer diese Schriftstücke aufmerksam durchliest, sieht leicht, daß die französische Regierung mit heißem Eifer bemüht war, die Annexion Syriens unter dem Vorwand des Schutzes der Araber vorzubereiten. Ich möchte auch wissen, ob irgend jemand vor dem Weltkrieg über die Absichten Englands in bezug auf den Irak und Palästina in Unkenntnis gewesen ist. Um sich so zu stellen, als ob man von diesen Absichten nichts wüßte, muß man entweder schwachsinnig sein oder sein Gewissen verkauft haben. Nehmen wir an, daß der Scherif Hussein im Moment, da er im Monat Juli 1915 Unterhandlungen mit den Engländern anknüpfte, nicht über die Absichten Frankreichs unterrichtet gewesen wäre, daß er, vom Ende des ottomanischen Reiches überzeugt, sich erhoben hätte, um der mohammedanischen Welt den glorreichen Dienst zu erweisen, die Araber dadurch wieder aufzurichten, daß er auf der arabischen Halbinsel an Stelle

der untersinkenden Türkei ein großes arabisches Reich errichte, welches sich — gemäß den Versprechungen, die er von England erhalten hatte — über alle Territorien südlich einer von Mersina nach Adana und Mossul verlaufenden Linie erstrecken würde. Aber wenn die Antwort, die ihm am 24. Oktober 1916 durch Sir Henry Mac Mahon zuteil wurde, seine Aufmerksamkeit nicht erweckte, zogen dann die Dokumente, die ich in Syrien nach der Hinrichtung der Verschwörer veröffentlichte, Dokumente, von denen jedes ein unwiderlegliches Zeugnis für die Absichten Frankreichs bildet, weit klarer als alles, was ich hier angeführt habe, nicht seine Aufmerksamkeit auf sich? Waren dies nicht genügend starke Argumente, um ihm die Größe des Verbrechens, das er beabsichtigte, klar zu machen? Man kann das Ziel, das Sir Henry Mac Mahon verfolgte, wohl erkennen, als er — schon damals — in seinem Brief vom 24. Oktober 1916 auseinandersetzte, daß gewisse Teile des Küstenlandes von Syrien und des Libanon nicht rein arabisch genannt werden könnten. England müsse unbedingt die Ansprüche Frankreichs, die jene Teile Syriens beträfen, in Betracht ziehen.

Um anzunehmen, daß die Engländer den Türken den Irak nur weggenommen hätten, um ihn den Arabern zum Geschenk zu machen, müßte man in politischen Dingen völlig mit Blindheit geschlagen sein.

Als der Scherif Faisal sich im Generalquartier der Armee in Syrien befand, sagte ich ihm das alles und machte ihm verständlich, daß die Araber am selben Tage, da sie sich von den Türken lossagten, unter das Joch der Engländer und Franzosen gezwungen werden und damit des Schutzes des islamitischen Kalifats vollkommen beraubt sein würden.

Nun aber, am Ende des Weltkrieges, haben die Engländer, die — dank der Revolte des Scherif Hussein — die türkische Armee in Palästina vernichtet haben, die Okkupation von Syrien und Palästina durchgeführt. Wie sieht es in den mohammedanischen Gebieten aus? Das Gebiet von Palästina mit Jerusalem, dem kostbaren Geschenk, das der Großkalif Omar der mohammedanischen Welt vermachte, ist vollkommen in den Händen der Engländer, die hier — wie es heißt — einen Judenstaat errichten wollen. Sie weisen den Franzosen ein Gebiet zu, das sie „Großlibanon" nennen und das die Gebiete des früheren Libanon, Tripolis

von Syrien, Beirut, die Städte Tyrus und Sidon mit Hinzuziehung der Gebiete von Baalbek und der Bukaa-Ebene umfaßt. Die Engländer nehmen das ganze Gebiet des Irak unter ihr Protektorat. Da sie von der Annexion des Hedjas — das als unabhängiger Staat anerkannt ist — abgesehen haben, beabsichtigen sie, unter dem französischen Protektorat eine arabische Herrschaft auf einem Strich Land zu errichten, der die Städte Damaskus, Hama, Homs und Aleppo umfaßt. Aber es scheint, daß die Franzosen mit diesem Plan nicht einverstanden sind.

Um zu zeigen, wie sehr sich die Engländer der außerordentlichen Vorteile, die ihnen aus der Revolte des Scherif Hussein erwuchsen, bewußt sind, gebe ich hier den unverkürzten Artikel, den Schukri Ganem, der Vorsitzende des Zentralausschusses von Syrien — der mit Beinamen, wie der „Großemir“, der „Verteidiger der Araber“ und ähnlichen geehrt wurde — am 12. Oktober 1919 im Figaro erscheinen ließ.

Syrien und die Rechte des Hedjas.

Wie es scheint — „zögert“ man noch und weigert dem Emir Faisal die Rechte des Königs in seinem Königreiche Syrien.

Will man den Erklärungen jenes Emirs glauben, so werden diese Rechte von der Mehrheit der beteiligten Parteien nicht bestritten.

Prüfen wir sie!

Sie beruhen auf den englischen Versprechungen von 1915. Tatsächlich scheint aus der Lektüre der Briefe zwischen Hussein, dem Scherif von Mekka und Sir Henry Mac Mahon hervorzugehen, daß England dem Hedjas, wenn nicht ganz Syrien, so doch sein vornehmstes Gebiet: Damaskus, Homs, Hama, Aleppo versprochen hat. Auf dieser Grundlage also beruhen die Rechte des Scherifs, der König geworden, und seines Sohnes Faisal! Dies sind die Versprechungen (niemand spricht von Verpflichtungen!), auf die dieser Emir sich stützt und durch die er sich berechtigt glaubt, bei allen anderen Vereinbarungen oder Entschließungen, ja selbst bei der Friedenskonferenz seine Stimme abzugeben.

Was sind diese Briefe in Wirklichkeit: Versprechungen oder Verpflichtungen? Ist es im zwanzigsten Jahrhundert zulässig, daß zwei Privatleute, seien sie wer immer — noch dazu aber zwei Ausländer — über ein ganzes Land und über ein ganzes Volk verfügen können?

Kann jener geheime Briefwechsel mit nebenhergehenden Besprechungen irgendwelche gesetzliche oder geordnete Ansprüche begründen?

Bedeutet das Ausstellen eines Wechsels in dieser Höhe und in dieser Art auf den Namen dritter Personen, die nichts davon wissen und die nicht einmal etwas schulden, daß wir ihre Gläubiger werden können?

Wodurch also ist dieser Anspruch tiefer begründet als andere Ansprüche derselben Art? Die Vereinbarungen von 1916 zwischen England, Frankreich und Rußland hatten, wie wenig auch zu ihrer Verteidigung gesagt werden kann, doch wenigstens durch die Bedeutung der Vereinbarenden größeres Gewicht. Außerdem konnten jene Großmächte, da sie diese Länder unter sich verteilten, ihre Absicht, ihnen Freiheit und Wohlstand zu bringen, zur Entschuldigung anführen. Was aber konnte der schwache und in Kulturlosigkeit erstarrte Hedjas dem jungen Syrien bringen?

Aber wenn Faisal unser Land so liebt und seine Unverletzbarkeit gewahrt wissen will, warum spricht er dann nicht jeder willkürlichen Vereinbarung unterschiedslos allen Wert ab, warum macht er eine Ausnahme, wo es zu seinen Gunsten ist? Im Gegenteil, er sagt der Agentur Reuter: „Wir erkennen die Vereinbarung von 1916 nicht an." Er fügt hinzu: „Ich kümmere mich nicht darum, was diese oder jene Regierung darüber denken könnte." Sicher nicht? Ist ihm auch die Meinung jener Regierung gleichgültig, von der er jene Briefe erhielt, die er nun zur Begründung seiner Eigentumsansprüche anführt? Erklärte doch dieser vorsichtige Diplomat der türkischen Schule, der vierzig Tage vor der Okkupation Syriens durch die Alliierten versucht hatte, sich mit der Türkei zu verständigen, da er die Haltlosigkeit seiner Lage fühlte, daß jene erste Übereinkunft (von 1915) den Wünschen der syrischen Bevölkerung entspreche. Damals schon? Was wußte er und was wußten der Archäologe Lawrence und Sir Henry Mac Mahon zu jener Zeit darüber? Sie mußten sogar das Gegenteil vermuten, da es die Hauptsorge des Emirs und seiner Gewährsleute seit ihrer Ankunft in Syrien gewesen war, zu verhindern, daß ihre Behauptungen Lügen gestraft werden könnten. Ein Regen von Gold und Versprechungen, eine Entfaltung von Luxus und ein Aufwand von Militärmacht, eine Wühlarbeit, die sich bekanntlich auch gegen das alliierte Frankreich richtete, Drohungen, Mordtaten, nichts blieb unversucht. Es fehlt nicht an Beispielen und Zeugenaussagen: Die Ermordung des Enkels Abd-el-Kader, die Ausweisung seines Bruders Said von Damaskus und seine spätere Verhaftung, der die Verhaftung des Mandjib Bey, des Bezirksvorstandes von Aleppo, voranging, dessen Verbrechen darin bestand, daß er mit seinen achtmalhunderttausend Parteigängern Frankreich seine Stimme gegeben hatte. (Wäre der Raum nicht so beschränkt, so würde ich hier einen ausführlichen Bericht dieses Geschehnisses bringen!) Die Verfolgung, Verhaftung und Ermordung der Notabeln von Baalbek wegen der gleichen Stimmabgabe. Selbst in Damaskus, das seit dem Waffenstillstand der Sitz der autokratischen und theokratischen Machtvollkommenheit des Hedjas geworden war, zwang dieses System Einigen Schweigen auf, während es Andere mit Gold überschüttete, um ihnen die Zunge zu lösen. Denn der Sohn des Scherifs, der Träger der heiligen Fahne, der für die verblendeten und unwissenden Teile der Bevölkerung der sichere Vorläufer einer religiösen Wiedergeburt ist, darf auf kein Hilfsmittel, das

Sinnbild der Herrschaft bedeutet, die Faisal den Gläubigen ververspricht, verzichten. Wenn Syrien ihn tatsächlich begehrte, wozu mußte er dann mit Gewaltmitteln aller Art, Kompromissen, Korruption, Terror und Verbrechen arbeiten?

Was bleibt also von jenen angeblichen Rechten des Sohnes jenes mohammedanischen Papstes übrig, dessen Vater — wie es scheint — für seinen Aufstand gegen seine türkischen Beherrscher durch den Königstitel und die Verleihung einer unserem materialistischen Zeitgeist entsprechenden weltlichen Macht reichlich entschädigt wurde.

Wahr ist, was jener Emir nicht gesagt hat und was man nicht anders als in diplomatischen Redewendungen ausdrücken kann, deren Schamhaftigkeit so groß ist, daß hier die Wahrheit — offenbar der Eigentümlichkeit des Landes gemäß — als mohammedanische Frau behandelt wird, die der Uneingeweihte nicht ohne Schleier betrachten darf. Vielleicht will man auch in Frankreich die Gefühle der Nachbarstaaten und Alliierten schonen, die sich entsetzen, wenn man die gebräuchlichsten Dinge beim Namen nennt. Und man beschönigt, man umschreibt, man macht Winkelzüge. Aber man wird nicht darüber hinwegkommen, daß die Rechtsansprüche jenes Emirs einzig auf dem Willen derjenigen beruhen, die ihn hierher geführt haben. Er dankt alles jenem Willen, der seit 1915 zum Ausdruck gekommen ist, der bei den Vereinbarungen von 1916 mitgespielt und sich in der Verpflichtung vom 30. September 1918 — am Tag darauf wurde der Enkel des Abd-el-Kader getötet und sein Bruder verbannt — kundgetan hat und der sich nun in dem provisorischen Übereinkommen vom 19. September ausspricht. Er ist das Werkzeug der Politik, die ihn zu dem gemacht hat, was er ist, und ihn nach Syrien gebracht hat; und diese Politik versteift sich darauf, ihn hier zu halten, um ihn vielleicht zu gelegener Zeit zur Verfügung zu haben.

Dies alles ist übrigens ganz korrekt vor sich gegangen und man wäre im Unrecht, wenn man England oder einem seiner Agenten auch nur die mindeste Unkorrektheit vorwerfen wollte. Nichts kam äußerlich aus dem Gleichgewicht bei diesen Unternehmungen, durch die die Syrier in Araber verwandelt und Geographie und Geschichte vergewaltigt wurden. Diese vollkommene Korrektheit in Form und Anwendung der Mittel ist die Eigentümlichkeit einer gewandten Politik.

Auch ist es lächerlich, alles Dritten zur Last zu legen: In Syrien unterstützt man die Rechte der Araber, in Palästina jene der Zionisten. In der Türkei vertreten die Inder die Rechte des Kalifen und in Afrika stimmen die deutschen Kolonien für die Dominions. Mittlerweile wird im Morgenland ein Verbündeter, ein Freund direkt geschädigt, ja, mehr als das, erschüttert und gezwungen, sich an die Küste des Libanon zu halten, wo sein „förmliches" Mandat ihm das restliche Gebiet von Palästina und Mossul zuweist.

So also erscheint Emir Faisal, der einfach ein Detachement von 2000 Mann kommandiert, als unbestrittener Herrscher Syriens. Wir hätten kaum den Mut, uns über dieses unverdiente Unglück zu beklagen, wenn Frankreich, das noch von seinen Opfern blutet, einigen Vorteil daraus gezogen hätte. Aber kann man von Vorteil sprechen, wenn es eines Landes beraubt wird, das, abgesehen von den beträchtlichen materiellen Interessen, sein Ansehen im Orient und der ganzen islamitischen Welt gesteigert hat? . . . Nun, wenn der Bluff im Hedjas gelänge — denn die Person Faisals ist nur eine vorgeschobene —, wenn er in Syrien oder gar in Damaskus, Homs, Hama, Aleppo belassen würde, während England Kaifa, Akka, Palästina, Cypern, Ägypten, Mesopotamien, Arabien und Persien und alle heiligen Städte des Islam beherrscht, würden dann nicht die Interessen Frankreichs in diesem Lande, seine Sprache, alle seine Intentionen ernstlich bedroht sein? Und Syrien, dieses Land, das es nach seinem Bild zu formen begonnen hatte, sollte für immer entstellt und unkenntlich gemacht werden? Wer hätte gedacht, daß dies die Früchte des Sieges der Zivilisation über die Barbarei sein würden! Es ist nicht zu glauben! Man muß sich auch dagegen wehren. Es ist wie ein beängstigender Traum, eine Halluzination. Die Wirklichkeit ist anders, muß anders sein.

England ist ein Verbündeter, der nicht nur in seiner Haltung korrekt ist, sondern eine rechtliche Gesinnung und freisinnige Auffassung hat. Es ist weise in seinen Ratschlägen, vorsichtig in seiner Politik, human gesinnt in hohem Maße und es kann sich nicht von egoistischen Erwägungen leiten lassen, die man ihm vorwerfen könnte, wenn Syrien durch seine Schuld zerstückelt und dem Hedjas oder einem Manne des Hedjas ausgeliefert würde. Syrien wird den Syriern unverletzt und in seinen Grenzen unverändert bleiben, so wie ein hübsches Bild im Rahmen.

Einzig Frankreich wird — nach den Worten des Herrn Ministerpräsidenten in seinem Brief an den Zentralausschuß in Syrien — den Auftrag erhalten, sich eigenhändig seiner Zukunft zu versichern und sie brüderlich im Sinn seiner hohen nationalen Bestrebungen zu gestalten.

Schukri Ganem
Präsident des Zentralausschusses von Syrien

Dieser Artikel läßt deutlich erkennen, daß keiner der Ansprüche des Königs vom Hedjas, Scherif Hussein, auf die Städte Damaskus, Hama, Homs, Aleppo wohlwollende Berücksichtigung findet, und daß er und sein Sohn Faisal wie Lumpenhunde behandelt werden. Und der Enkel des Emirs Abd-el-Kader, el Djezairi el Hassani, den er „mein erlauchter Bruder“ nannte,

beschuldigt ihn, den Emir Abd-el-Kader verräterischerweise ermordet zu haben. Eine englische Zeitung versichert in einem Artikel, den ich gelesen habe, daß der Scherif Hussein in Mekka mit englischem Geld arbeite und für denjenigen, der die Natur des Bodens und des Klimas vom Hedjas kennt, dürfte kein Zweifel darüber bestehen, daß dies ewig so fortgehen wird. Nach diesem Sachverhalt und dank der Revolte des Scherif Hussein ist der „Hadem el Haremeïn el Scherifeïn" (Beschützer der zwei heiligen Städte) nach meinem Ermessen kein anderer wie S. M. Georg V., der König von England.

Es ist offenkundig, daß England den Scherif Faisal zum Emir eines arabischen Staates, der aus den Städten Damaskus, Hama, Homs, Aleppo gebildet werden sollte, ernennen und auf diese Weise versuchen wollte, Hand auf dieses Gebiet und damit auf sämtliche wichtige Stätten der islamischen Welt zu legen.

Dies ist die genaue Darstellung des Unglücks, das durch die Revolte des Scherif Hussein die mohammedanische Welt betroffen hat. Gegen den Schaden, den der Scherif Hussein dem islamischen Kalifat zugefügt hat, sind die Schläge, welche die maurischen Führer der mohammedanischen Macht versetzten, als sie sich mit den christlichen Staaten verbündeten, um sich untereinander zu bekämpfen, nur gering.

Und wenn — was Gott verhüte — Konstantinopel, das der heilige Hadiß „Lefe tachtahane Kostantiniéti" als natürlichen Mittelpunkt des mohammedanischen Kalifats bezeichnet, tatsächlich, wie es die Europäer beabsichtigen, unter die Verwaltung des Völkerbundes gestellt werden sollte, so wäre das Werk des Verrates von Scherif Hussein vollendet. Denjenigen, die uns sagen: „Hättet Ihr euch nicht am Weltkrieg beteiligt, so wäre es nicht so weit mit euch!", antworten wir, daß, wenn wir an diesem Kriege nicht teilgenommen hätten, das Ergebnis für uns dasselbe gewesen wäre, da die Eroberungsgelüste der Franzosen, der Engländer und Russen nicht von heute herstammen, sondern sich seit Jahrhunderten verfolgen lassen. Folglich hätten sich diese drei Nationen, nachdem sie siegreich aus dem Kriege hervorgegangen, in unser Land geteilt, wie man die Güter schwacher und ohnmächtiger Leute zu teilen pflegt. Wir hätten also dann noch die Schande und Erniedrigung auf uns nehmen müssen, ohne Kampf das von Gott uns anvertraute Gut Räubern überlassen zu haben.

So Gott will, wird es den Türken, dank der letzten nationalen Bewegung, die sie unter der Führung von Mustafa Kemal Pascha unternahmen, gelingen, ihrem Land das stolze Stambul, das schöne Smyrna, zu retten und, wenn sie die geeigneten Maßregeln ergreifen, innerhalb ihrer natürlichen Grenzen den Wohlstand ihres Volkes und die Wohlhabenheit ihres Landes zu sichern. Auf die Bitten und das Drängen der gläubigen Einwohner der mohammedanischen Gebiete wird ihr verehrter Beherrscher von neuem den Sitz des Kalifats einnehmen und zum geistigen Führer aller Mohammedaner der ganzen Welt werden.

Was die Mohammedaner der arabischen Länder, die dem Verrat des Scherif Hussein zum Opfer gefallen sind, betrifft, so richten wir aus tiefstem Herzen Gebete für ihre Unabhängigkeit und Freiheit zu Gott, da wir ihren Kummer und ihr Leiden wie unser eigenes empfinden und daher auch ebenso ihre Freude und ihr Glück mitgenießen werden.

Verpflegung der Armee und der Bevölkerung im Operationsgebiet

Ich hätte am liebsten in diesen Memoiren alles unerwähnt gelassen, was sich auf die Verpflegung der Armee und der die Operationszone bewohnenden Bevölkerung bezieht, da dies eigentlich mehr in den Rahmen der militärischen Kriegsgeschichte der IV. Armee paßt. Ich glaube indes, daß es doch nötig sein wird, hier einige Tatsachen zu erwähnen, welche geeignet sind, die während des Krieges gegen mich veröffentlichten lügnerischen und mich aufs tiefste kränkenden Behauptungen richtig zu stellen, in denen mir untergeschoben wurde, ich hätte die syrische Bevölkerung, besonders die des Libanon, absichtlich Hungers sterben lassen. Herr Mandelstamm widmet dieser Angelegenheit eines der wichtigsten Kapitel seines Buches.

Als ich in Syrien ankam, war die Ernte von 1914 vorbei; die Produzenten hatten einen Teil des Überschusses ihrer Erzeugnisse an die Händler verkauft und den Rest in ihren Lagerhäusern aufgestapelt. Das Erträgnis des Zehnten war ganz und gar für den Heeresbedarf bestimmt worden. In jenem Jahre, in dem in Syrien die Ernte ausgezeichnet war, gab es eine genügende Menge von Zerealien, um den Bedarf der Armee und der Bevölkerung sicherzustellen.

Da aber die Erzeugnisse des Libanongebirges und Palästinas für den Bedarf der dortigen Bevölkerung nicht genügen konnten, mußten auch Lebensmittel vom Hauran, Homs und Hama nach diesen Gegenden geschafft werden. Bekanntlich bezog in Friedenszeiten, wo die Kosten aller Transporte vom Landesinnern nach der Küste zu höher waren als die Transportkosten zur See an den Küsten des Libanon und Palästinas, dieser Teil Syriens Zerealien aus dem Ausland, während der Ernteüberschuß der Produktionszentren wie Hauran, Hama, Homs und Aleppo für die Ausfuhr bestimmt war.

Jetzt, wo wegen des Krieges Ein- und Ausfuhr nicht mehr möglich waren, war es unumgänglich nötig, für die Verpflegung des Libanon und Palästinas Getreide aus den Produktionszentren kommen zu lassen. Diese lagen größtenteils im Wilajet Syrien; der Aufkauf von großen Getreidemengen, um die Bevölkerung des Libanon

vor Hungersnot zu schützen, hatte eine bedeutende Preissteigerung in dem ganzen Wilajet zur Folge, und in Damaskus, der menschenreichsten Stadt Syriens, wurde das Brot sehr teuer. Als später, gegen Januar 1915, der Verwaltungsrat des Wilajets in Erwägung zog, daß der Preis noch immer steigen würde, beschloß er, die Getreideausfuhr nach dem Libanon und Palästina zu untersagen. Ich erhielt natürlich von dieser Entscheidung nur Kenntnis durch die Klagen der Bevölkerung der Mutesarrifs vom Libanon und Jerusalem sowie des Wilajets Beirut.

Da ich mich nicht in die Verwaltungsangelegenheiten der Wilajets einmischen wollte, jedoch einsah, daß diese Maßregel sehr schädlich sei, bat ich den Wali von Syrien, sich mit den anderen Walis und Mutesarrifs zu verständigen, um eine Lösung zu finden. Ich sah, daß die Bedürftigkeit der Bevölkerung des Sandschaks Jerusalem, wo mein Hauptquartier sich befand, von Tag zu Tag zunahm, und daß die Lage im Libanon noch ernster war. Im übrigen gewährte dieses Ausfuhrverbot keine großen Vorteile, denn die Schmuggler brachten es fertig, die Zerealien vom Hauran nach dem Libanon und vom Sandschak Kerek nach Jerusalem zu schaffen. Infolgedessen stieg das Getreide, obgleich es in genügender Menge vorhanden war, im Preis, weil es im Schleichhandel eingeführt wurde. Wenn ich sage, daß die Preise in die Höhe gingen, so überstiegen sie doch nicht zwei und einen halben bis drei Piaster für das Kilo. Dies war die Lage bis zum Frühjahr 1915. Im allgemeinen fängt in Palästina die Erntezeit gegen Ende April an, und die Bevölkerung kann sich alsdann ausreichend mit Getreide versorgen. Doch die ganze Ernte vermag den Bedarf der Einwohner für kaum sieben bis acht Monate zu decken; der Fehlbetrag muß durch Einfuhr gedeckt werden.

Im Wilajet Syrien beginnt die Erntezeit frühestens anfangs Juli; der Verwaltungsrat des Wilajets bestand infolgedessen auf seinem Beschluß, das Ausfuhrverbot bis zu diesem Zeitpunkt nicht aufzuheben.

Gerade gegen Mitte April standen wir einer unvorhersehbaren Schwierigkeit gegenüber. Ganz Syrien wurde derart von Heuschrecken überschwemmt, daß man im ganzen Wilajet im Mai und Juni nicht einen einzigen Baum mehr finden konnte, dessen Blätter nicht abgefressen waren, und in einer Reihe von Ortschaften war das Getreide, das noch nicht in den Halm ge-

schossen war, vollkommen vernichtet. Diese Katastrophe erschütterte alle unsere Hoffnungen, und wir begannen zu überlegen, wie es möglich sein werde, das Jahr durchzuhalten.

Da damals der Zehnte sowie der Überschuß der Ernten in den Wilajets Aleppo und Adana für den Bedarf der anderen Armeen bestimmt waren, hing die Verpflegung der gesamten IV. Armee sowie die der Wilajets Syrien und Beirut, der Sandschaks Libanon und Jerusalem sowie Medinas und der von ihm abhängigen Gebiete ausschließlich von der syrischen Ernte ab. Wäre die Heuschreckenplage nicht gewesen, so hätten wir vielleicht dank den Maßregeln, die wir anzuwenden gedachten, die Verbraucherzentren ständig versorgen können. Aber die Ernte war kaum halb so groß wie in den vorhergehenden Jahren.

Nach den von Konstantinopel erhaltenen Instruktionen sollte der verdoppelte Zehnte ausschließlich der Verproviantierung der Armee dienen, mit anderen Worten, der vierte Teil der Ernte war für sie bestimmt. Ich gab die nötigen Befehle, und man begann allerorten, in den Armeedepots den entsprechenden Anteil aufzustapeln. Dies geschah in den letzten Tagen des September.

Die Walis und Mutesarrifs stellten in einer Beratung die besonderen Bedingungen fest, nach denen die Haupternte unter den großen Städten und den Bewohnern des Libanon verteilt werden sollte. Zunächst wurde über das Getreideausfuhrverbot des Wilajets Syrien berichtet. Dann faßten die Walis den festen Entschluß, sich gegenseitig auszuhelfen. Doch da die Getreidemengen geringer waren als der allgemeine Bedarf, war es unmöglich, aus dieser Maßregel alle Vorteile zu ziehen, die man davon erwartete. Obwohl die Armee sich noch nicht mit der Verpflegungsfrage befaßte, gewährte ich während der schlechten Jahreszeit von 1915 den städtischen Behörden von Damaskus, Beirut und Jerusalem sowie dem Mutesarriflik Libanon und insbesondere dem maronitischen Patriarchen und allen maronitischen Kirchen vielfache Unterstützungen in Form von Getreide aus den Armeevorräten.

So blieb die Lage bis zum Erntejahr 1916, das heißt bis zum Monat März. Ich hielt die Beteiligung der Armee bei der Aufstellung eines Verpflegsplanes in diesem Jahre für nützlich und lud in das Hauptquartier der Armee zu Jerusalem die Generalgouverneure der Wilajets Syrien, Beirut, Aleppo und Adana sowie die Mutesarrifs des Libanon und Jerusalem, damit wir gemeinsam einen

einheitlichen Beschluß fassen könnten. Wir schätzten die Getreidemengen ab, die nötig sein würden, um ein Jahr lang den Bedarf der Großstädte wie Damaskus, Beirut, Jerusalem, Aleppo und Adana sowie des Sandschaks Libanon sicherzustellen, und wir berechneten auch den Armeebedarf.

So schlossen wir denn, nachdem wir auch das gesamte Erträgnis der produzierenden Wilajets abgeschätzt hatten, daß die zu erwartenden Mengen jeden Bedarf vollkommen decken würden, wenn man den Zehnten und eine Getreidemenge in der doppelten Höhe des Zehnten erheben und sofort dem Produzenten bar bezahlen würde. Nachdem wir uns überlegt hatten, daß die Verwendung von Regierungsbeamten für den Ankauf dieser Produkte sehr schwierig sein und gewisse Mißlichkeiten im Gefolge haben würde, beschlossen wir, daß Unternehmer gegen einen festen Prozentsatz sich auf eigene Rechnung und zu einem im voraus festzusetzenden Preise mit der Erhebung, dem Transport und der Ablieferung des Getreides in die Etappendepots an den Bahnhöfen befassen sollten, und daß die Regierung die an die Bevölkerung jedes Sandschaks abzuliefernden Mengen bestimmen würde. Auf dieser Basis wurde ein Protokoll aufgenommen und unterzeichnet. Die nötigen Geldmittel für alle diese Ankäufe sollten im voraus aus der Armeekasse erhoben werden und die Depots der Etappeninspektionen würden die Zerealien den vorher erwähnten Großstädten sowie dem Libanon nur gegen bare Bezahlung des Betrages liefern, den jedes Wilajet und Mutesarriflik zu entrichten hätte. Der Preis der in jedem Sandschak zu kaufenden Getreidemengen sollte nach den Beschlüssen des Verwaltungsrates des betreffenden Sandschaks festgesetzt werden.

All diese Operationen sollten zusammen einer einzigen großangelegten Buchführung unterstehen, und so beschloß ich, im Hauptquartier ein besonderes Büro einzurichten, dessen Organisation ich dem Direktor des Rechnungsbüros des Marineministeriums Teffik Bey, übertrug, dem ich den Titel Finanzrat der Armee beilegte. Gleichzeitig wurde in Konstantinopel eine besondere Organisation für die allgemeine Verpflegung unter dem Vorsitz des damaligen Ministers des Innern, Talaat Bey, gegründet.

Da Talaat Bey meine Verfügungen, von denen ich das Ministerium des Innern und der Finanzen zuvor in Kenntnis gesetzt hatte, den Bedürfnissen Syriens ganz entsprechend fand, eröffnete er dem

Wilajet Syrien einen Kredit von zweihunderttausend Pfund, um die Ankäufe zu erleichtern.

Mit diesem Kapital und einigen weiteren Hunderttausenden, die ich der Armeekasse entnahm, gingen wir ans Werk.

Für den Ankauf der Erzeugnisse aus den Sandschaks Jerusalem, Kerek, Hauran, Damaskus und Hama bestimmten wir die fähigsten Kaufleute der betreffenden Orte zu Unternehmern und schlossen mit ihnen sehr klare und eingehende Verträge ab.

Dieses System ließ sich leicht und schnell im Sandschak Jerusalem durchführen, wo die Erntezeit sehr früh beginnt. Und da ich wußte, daß große Getreidemengen in die Armeedepots fließen mußten, zögerte ich nicht, die in diesem Depot befindlichen Reservemengen an die Bevölkerung der Städte Damaskus und Beirut sowie des Libanon zu verteilen.

Ich war sehr glücklich in dem Gedanken, daß in diesem Jahre die Dinge einen guten Verlauf zu nehmen schienen und die Bevölkerung freier atmen konnte und nicht in die Hände der Wucherer zu fallen brauchte. Doch ich ahnte nicht das Elend, welches das Schicksal der syrischen Bevölkerung, insbesondere der des Libanon und Beiruts, zugedacht hatte. Als Scherif Hussein anfangs Juni seinen Aufstand begann, lud ich zunächst die Scheiks der zwischen Medina und Maan befindlichen Stämme sowie die Häupter der Stämme, die längs der Eisenbahnlinien und an den Ufern des Roten Meeres wohnten nach Damaskus ein, um sie zu hindern, sich den Aufständischen anzuschließen. Ich fragte sie, welche Getreidemengen sie benötigen würden, um ihren eigenen Bedarf sowie den ihrer Stämme zu decken, und ich setzte die Anzahl der Getreidewaggons fest, die sie jeden Monat erhalten sollten. Nachdem ich erfahren hatte, daß die Engländer angefangen hatten, Zerealien zu dem Satze von einem Piaster für die Okka zu liefern, schlug ich Konstantinopel vor, zum gleichen Preise Korn an sie zu verteilen, wobei die Differenz von der Staatskasse bestritten werden sollte und erhielt auch die Zustimmung dafür.

Da ich Truppen nach Medina schickte, um den Aufstand zu unterdrücken und wenn möglich Mekka in Eilmärschen zu erreichen, damit der Scherif Hussein unschädlich gemacht werden könnte, sah ich mich genötigt, auch dorthin viel Getreide zu schicken, um die Verpflegung der Truppen zu sichern. Gleichzeitig stand ich vor der Notwendigkeit, den zwischen Medina

und Mekka wohnenden Stämmen sehr billige Lebensmittel aus den Militärdepots zu überlassen, damit sie nicht zum Feinde übergingen.

Alle diese Maßnahmen führten schließlich zur Erschöpfung der Lagervorräte und erhöhten den im März abgeschätzten Heeresbedarf. Im Juni 1916 setzte ein sehr warmer Ostwind ein, der eine Woche lang anhielt und sehr empfindlich auf die Kulturen des Hauran, von Hama, Homs und Aleppo einwirkte, und diese neue Plage drückte das allgemeine Erträgnis der Ernte noch herab. Trotzdem schritten die Ankäufe der Unternehmer in den Sandschaks Kerek, Hauran und Damaskus lebhaft fort und auch die Lieferungen an die Heeresdepots erfolgten regelmäßig. Diese Lage erlaubte es, das Hilfswerk der Verpflegung der Bevölkerung der großen Städte und unabhängigen Sandschaks regelmäßig fortzusetzen.

Gerade in diesem Moment setzte unter den Syriern eine fanatische Propaganda zum Zwecke der Entwertung des türkischen Papiergeldes ein, das von Tag zu Tag an Wert verlor.

Die Bevölkerung begann von den Unternehmern die Bezahlung für die Kornankäufe in gemünztem Gelde zu fordern, welchem Verlangen natürlich unmöglich entsprochen werden konnte. Trotzdem wurden von den Unternehmern Ankauf und Ablieferung ernsthaft weiterbetrieben, und im Sandschak Aleppo wurde dank den Bemühungen und der Tatkraft des Wali Mustafa Abdul Halil Bey ein besonderes Amt eingerichtet. Schließlich brach in einer Gemeinde des Sandschaks Hauran, wo die Bevölkerung sich weigerte, an unsere Unterhändler zu verkaufen, infolge der Aufhetzungen einiger Verräter, zu deren Parteigänger der Scherif Faisal sich gemacht hatte, ein lokaler Aufstand aus.

Zur Unterdrückung dieser Revolte bestimmte ich eine kleine bewaffnete Truppe, die ich nach Medina schicken wollte, aber momentan auf einen persönlichen Einfall hin am Bahnhof von Deraa, dem Hauptorte des Sandschaks Hauran, versammelt hatte. Gleichzeitig bat ich den Wali von Syrien, Tahsin Bey, sich an den Ort des Aufstandes zu begeben, um dessen geheime Zwecke kennenzulernen.

Damals glaubte Tahsin Bey, der soeben erst nach Syrien gekommen und über die Verhetzungen, denen der Aufstand des Scherif Hussein entsprang, nicht auf dem Laufenden war, auf-

richtig an alle Lügen und falschen Gerüchte, die man ihm auftischte und bat mich, indem er die Revolte als eine der Folgen der Erpressungen seitens der Gendarmen darstellte, für den Sandschak Hauran auf das System der Verpachtung an Unternehmer zu verzichten. Weiter sagte er mir, er würde sich persönlich mit der Verpflegung der Stadt Damaskus beschäftigen. Damit später nicht ein Mißverständnis entstehen könnte, und um nicht den Vorschlag eines verantwortlichen Regierungsbeamten zurückzuweisen, ging ich auf seinen Standpunkt ein, aber ich teilte ihm als Antwort mit, es widerspreche der Gerechtigkeit, im Sandschak Hauran auf den Getreideankauf durch Vermittlung von Unternehmern zu verzichten und dieses System in den anderen Sandschaks weiterhin anzuwenden; daher höbe ich die Vertragsbestimmungen des in Jerusalem getroffenen Beschlusses auf, und die Armee würde sich folglich nicht mehr mit der Verpflegung der Bevölkerung Beiruts und des Libanon befassen. Und so trat ich von den Verträgen mit den Unternehmern zurück. Dies ist der Beginn der unglückseligen Ereignisse, die die bedauernswerte Bevölkerung des Libanon und Beiruts heimsuchten.

Nachdem ich durch ein Zirkular bekannt gemacht hatte, daß die Armee von der Verpflegung der Bevölkerung Abstand nehme, und daß die Walis und Mutesarrifs sich von neuem zusammentun müßten, um die ihnen notwendig erscheinenden Maßregeln zu ergreifen, versammelten sich diese, um sich zu beraten. Der Wali von Syrien, der sich für die Versorgung von Damaskus die Sandschaks Hauran und Damaskus vorbehielt, um dort seine Ankäufe zu bewirken, versprach, den Sandschak Hama und die Kaza Homs für Beirut und für den Libanon, den Sandschak Kerek für Jerusalem freizulassen. Doch die Einwohnerschaft der produzierenden Sandschaks, sehr gewiegt im Schleichhandel, versteckte, sobald sie den Druck der Armee nicht mehr verspürte, ihre Vorräte und weigerte sich, die Okka billiger als um fünf, ja selbst zehn Piaster gemünzten Geldes zu verkaufen.

Einige Kaufleute aus Beirut und dem Libanon ließen mit allen verfügbaren Transportmitteln Zerealien kommen und verkauften sie ohne die geringsten Gewissensbisse zum vier- oder fünffachen Einkaufspreise weiter.

Die Verpflegungsschwierigkeiten, die bereits im Mai und Juni dieses Jahres begonnen hatten, nahmen im August und September

und besonders noch später so schreckliche Formen an, daß zahlreiche Einwohner mangels Nahrung zu wahren Gerippen wurden.

Alle vom Wali von Beirut, Azmi Bey, und vom Mutesarrif des Libanon, Ali Mussif Bey, gemachten Anstrengungen, so groß sie auch waren, blieben erfolglos. Der Wali von Beirut richtete, um den Eingeborenen zu Hilfe zu kommen, in Beirut Volksküchen ein und tat sein möglichstes, um Brot und Lebensmittel an die Armen zu verteilen; Ali Mussif Bey seinerseits griff zu allen erdenklichen Hilfsmitteln, doch angesichts des recht großen Bedarfs reichten die schwachen Geldmittel, über die sie verfügten, nicht aus.

Obwohl ich bekanntgegeben hatte, daß ich keine Beihilfe zur Verpflegung der Bevölkerung mehr leisten würde, war es mir unmöglich, angesichts dieses Elends unempfindlich zu bleiben, und ich verabsäumte nicht, der Bevölkerung nach Maßgabe der in den Militärdepots vorhandenen Bestände zu Hilfe zu kommen.

Ich ließ aus den Armeedepots, teils unentgeltlich, teils gegen Bezahlung, die Lebensmittel abgeben, die nötig waren, um während des ganzen Jahres den Bedarf der Staatsschulen, der amerikanischen Universität zu Beirut, der Familien der in dieser Stadt verbliebenen Untertanen der kriegführenden Staaten, der maronitischen und anderen Mönche, der Staatsbeamten und der Angestellten der öffentlichen und privaten Lazarette sicherzustellen. Insbesondere verteilte ich 1916 an den maronitischen Patriarchen sowie an die unter seinem Patronat stehenden Waisenhäuser dreihunderttausend Kilo Lebensmittel, und auch 1917 kam ich ihm noch zu Hilfe, sowohl mit Geld wie mit Getreide.

Und doch stellten all diese Verteilungen eine sehr geringfügige Hilfe für eine Bevölkerung von mehr als vierhunderttausend Seelen dar, wie Beirut und der Libanon sie aufwies. Ich wünschte, daß den Unglücklichen eine besondere Hilfe von außen kommen möchte, sei es von Spanien, sei es von Amerika; deshalb ließ ich durch den maronitschen Patriarchen einen Brief schreiben, der durch Vermittlung unseres schweizerischen Gesandten Seiner Heiligkeit dem Papste zugestellt wurde. Ferner ließ ich durch Vermittlung des Universitätspräsidenten von Beirut ein Bittgesuch an Wilson gelangen. Ich schrieb auch häufig nach Konstantinopel, um durch Vermittlung des Königs von Spanien oder des Präsidenten der Vereinigten Staaten oder Seiner Heiligkeit des Papstes, mit einem Wort durch Vermittlung von irgend jemand, zu er-

reichen, daß vom Auslande schnellstens acht- bis zehntausend Tonnen Getreide und außerdem Medikamente nach Beirut gesandt würden, damit die schuldlose Bevölkerung nicht das Opfer der Hungersnot und der ansteckenden Krankheiten würde, deren verheerenden Zug aufzuhalten sonst unmöglich war. Einmal trafen, möchte ich fast ironisch sagen, durch die amerikanischen Zionisten von Jaffa einige magere Hilfssendungen ein, die an die Armen von Jerusalem verteilt werden sollten. Die Überbringer konnten sich dabei schlimmerweise nicht enthalten, eine Menge von Drucksachen mitzuführen, um besonders in Jerusalem zionistische Propaganda zu machen.

Wir erfuhren außerdem zu einem gewissen Zeitpunkt, daß zweitausend Tonnen Lebensmittel durch den Präsidenten der Vereinigten Staaten oder den König von Spanien nach Syrien geschickt werden sollten. Man hatte uns sogar schon davon benachrichtigt, daß der Dampfer in Alexandrien angekommen sei. Da legten sich die Ententeregierungen ins Mittel. Sie gaben vor, daß wir uns, sobald Lebensmittel in Beirut ausgeschifft werden würden, ihrer bemächtigen und sie der Armee zuführen würden; infolgedessen könnten sie nicht erlauben, daß das Dampfschiff bis Beirut weiterführe, solange sie nicht die nötigen Garantien hätten, daß die Verteilung ausschließlich zugunsten der Bevölkerung stattfinden würde.

Ein langer Briefwechsel entspann sich aus diesem Anlaß. Man fragte mich sogar einmal, wann weiß ich nicht mehr genau,, ob ich mich einverstanden erklären würde, daß der Vertreter des Papstes und einige Amerikaner in die Kommission zur Verteilung der Lebensmittel aufgenommen werden.

Ich gab zur Antwort: ,,Vorausgesetzt, daß diese Lebensmittel eintreffen, bin ich bereit, ein ausschließlich aus Amerikanern, Engländern und Italienern zusammengesetztes Komitee zu bilden. Falls die Ententeregierungen es wünschen, bin ich bereit, in Beirut einen der beiden von ihnen dazu bestimmten Herren zu empfangen. Es genügt, daß die Vorräte ankommen und die Bevölkerung dem Hungertode entgeht, denn ich kann das schreckliche Schauspiel nicht mehr mit ansehen, daß eine Menge von unschuldigen Mitbürgern vor Hunger und Elend wie die Fliegen fallen und in den Straßen sterben.“

Meine Antwort wurde auch durch Enver Pascha Herrn Elkus,

dem amerikanischen Botschafter, übermittelt, hatte aber nicht den geringsten Erfolg. Im Gegenteil, die Ententeflotte verschärfte die Blockade der Küsten von Beirut. Obgleich ich mir klarmachte, daß ich der Spionage dadurch großen Vorschub leisten würde, hatte ich eine Zeitlang versucht, Beirut und den Libanon durch Herbeischaffung der Lebensmittel von der anderen Küste Syriens durch Segelschiffe zu versorgen. Aber auch hier schien der Feind eine Freude daran zu finden, sie der Reihe nach zu versenken.

Zu dieser Zeit hatte ich im Kloster Ain Tura im Libanon ein Waisenhaus für die armenischen Kinder gegründet, das über tausend Zöglinge faßte, die ich, gleich einer Anzahl von Witwen und Waisen aus Damaskus, durch die Armeedepots verpflegen ließ. Ich kam der Ernährung aller syrischen Beamten und ihrer Familien dadurch zu Hilfe, daß ich ihnen Zuschüsse aus den Armeedepots gewährte. Ich gab dem orthodoxen Patriarchen von Jerusalem einen Vorschuß von fünfundzwanzigtausend türkischen Pfund zum Ankauf von Lebensmitteln und lieferte ihm auch kostenlos beträchtliche Mengen von Getreide. Ich unterstützte die Waisenhäuser der Juden und Christen in Jerusalem, die aus etwa zweihundert Personen bestehende amerikanische Kolonie, die ein besonderes Glaubensbekenntnis hat, die Nonnen des russischen Klosters zu Jerusalem, ferner ausgewanderte armenische Frauen und Kinder, die sich in den Sandschaks Hauran und Kerek niedergelassen hatten, und insbesondere die armenischen Emigranten in der Stadt und im Wilajet Aleppo nebst zwei Waisenhäusern für die Kinder dieser Ausgewanderten, die von Fräulein Althunian, der Tochter des Dr. Althunian und einer deutschen Schwester errichtet worden waren, ich unterstützte die Beamten der anatolischen Eisenbahn — mit einem Worte, ich gab gegen Bezahlung oder unentgeltlich eine erhebliche Menge von Lebensmitteln an alle, ob es nun Muselmanen oder Christen waren, deren Elend ich sah oder erfuhr. Das alles tat ich nicht aus dem Zwange meiner öffentlichen Stellung heraus, denn als Armeekommandant hatte ich mit der Verpflegung der Bevölkerung nicht das geringste zu tun, Sondern der Anblick der Leiden meiner Landsleute, die ich mehr als mich selbst liebe, war mir unerträglich, und so versuchte ich ihnen zu helfen, selbst auf die Gefahr hin, die Verpflegung der Armee in Frage zu stellen. Jedesmal wenn ich nach dem Libanon oder nach Beirut ging, nahm ich sechs oder sieben Waggons Le-

bensmittel mit zur unentgeltlichen Verteilung an die Armen dieser Orte, die darum baten. Zu einem gewissen Zeitpunkte waren die Lebensmittel so völlig ausgegangen, daß ich genötigt war, aus den Armeedepots Vorräte an die Konsuln der verbündeten und neutralen Mächte geben zu lassen. Und wenn die amerikanische Universität ihre Vorlesungen während der Jahre 1916 bis 1918 hat fortsetzen können, so war das vor allem den Lebensmitteln zu danken, die ich ihr aus den Armeedepots zuweisen ließ. Auf meine Initiative hin und dank der lebhaften Tätigkeit und der Unterstützung des Generalgouverneurs Azmi Bey konnte man in Beirut Arbeitsstuben eröffnen, wo mehr als dreitausend junge Mädchen und Frauen arbeiteten und täglich außer ihrem Lohne ein Brot erhielten. Alle diese Ausgaben trug die türkische Regierung.

Ich glaube, daß der Präsident und die Professoren der amerikanischen Universität von Beirut, der maronitische Patriarch, die Griechisch-Orthodoxen von Damaskus und Jerusalem, die französischen und italienischen Familien, die während des großen Krieges in Beirut geblieben waren, und alle verbündeten und neutralen Konsuln bereit sein werden, diese Tatsachen zu bezeugen. Bei dieser Sachlage ist es wohl offenbar, wie lügnerisch die Behauptungen des Botschafters Morgenthau und Mandelstamms sind, die mir unterschieben, ich hätte die Christen in Syrien und besonders die Bevölkerung des Libanon Hungers sterben lassen.

Die auf den Seiten 338 und 339 von Mandelstamms Buch erwähnten Zeitungsartikel sind ein Gewebe aus Lügen und bösartig erfundenen Verleumdungen. Und nicht nur das, was meine Person betrifft, ist ganz falsch, sondern auch der Absatz über Enver Paschas syrische Inspektionsreise im Jahre 1915, wonach er bei dieser Gelegenheit die Sendung von Lebensmitteln nach dem Libanon untersagt haben soll. Alle Befehle, die ich über die obenerwähnten unentgeltlichen Hilfswerke gegeben habe, konnte ich, trotzdem sie von mir ausgingen, dienstlich betrachtet, nur ausführen, nachdem ich Enver Pascha um Genehmigung gebeten und diese erhalten hatte. Wenn ich daher irgendein Recht auf Dank habe, so kommt dieser ebenso Enver Pascha zu, und ebenso wie ich keinerlei materielle Verantwortung für die Tatsache habe, daß Männer, Frauen und Kinder in Beirut und im Libanon Hungers gestorben sind, kann dies Enver Pascha im mindesten zum Vorwurf gemacht werden.

Die moralische Verantwortung dafür trifft in erster Linie den Scherif Hussein und seine Söhne, die durch ihren verbrecherischen Aufstand gegen ihr eigenes Land das Gleichgewicht der Verpflegung und der allgemeinen Lebensbedingungen Syriens beeinträchtigten und vernichteten; zweitens die Ententeregierungen, die nicht erlaubten, daß zehntausend Tonnen Lebensmittel innerhalb von zwei oder drei Monaten nach Beirut und zweitausend Tonnen nach Jaffa geschickt wurden.

Ihr Zweck war leicht begreiflich, denn sie hofften die Einwohner Beiruts und des Libanon zum Aufstande aufzureizen, indem sie durch Lebensmittelmangel einen Druck auf sie ausübten. So lieferten sie den Stämmen an der Küste des Roten Meeres, die sich den Rebellen anschlossen, sehr billige Lebensmittel und alle Arten von Waren, die sie zum Teil sogar unentgeltlich verteilten. Dadurch wollten sie den Libanonbewohnern zu verstehen geben: Da ihr vor Hunger sterbt, so empört euch wenigstens und jagt die Türken aus dem Lande; dann werden wir euch alles geben, was ihr braucht. Durch den Aufstand werden sicherlich nicht so viele von euch umkommen wie durch den Hunger!

Nur vergaßen diese Herren, daß man sich in den unter meiner Verwaltung stehenden Ländern nicht so leicht empört und insbesondere in den Orten nicht, auf die sich meine Macht erstreckt!

Ich war dazu bestimmt, die unwandelbaren Rechte einer sechs Jahrhunderte alten Souveränität und eines seit vierundeinhalb Jahrhunderten verehrten Kalifats in Syrien zu wahren. Im Gefühl der auf mir lastenden Verantwortung habe ich mich aller Mittel bedient, und das mit solchem Erfolge, daß bis zu dem völligen Verschwinden unserer Armee niemand gewagt hat, in Syrien einen Aufstandsversuch zu unternehmen. Während ich alles Erdenkliche unternahm, um die Ernährung der Bevölkerung des Libanon und Beiruts sicherzustellen, nahm die Ententepresse ihre Zuflucht zu tausend Mitteln, um die Bevölkerung zum Aufstande zu bewegen, und sie ging so weit, zu sagen, daß ich die Einfuhr von Lebensmitteln absichtlich verhindere. Die Patriarchen, an die ich mich mit der Frage wandte, ob ich für die Hungersnot und das Sterben unter der Bevölkerung verantwortlich sei, antworteten durch die auf den Seiten 354 bis 356 von Mandelstamms Buch abgedruckten Briefe.

Aus diesen Antworten konnten die Ententeregierungen recht wohl ersehen, daß die durch diese Patriarchen vertretene Bevölkerung nicht die Kraft hatte, sich zu empören, denn wenn sie sich dazu imstande gefühlt hätte, würde der maronitische Patriarch, dessen franzosenfreundliche Gefühle für niemand ein Geheimnis sind, niemals eine solche Antwort gegeben haben.

Ich habe diese Antworten nicht veröffentlicht, um etwa zu behaupten, daß in Syrien und am Libanon niemand Hungers gestorben sei; ich habe sie erstens veröffentlicht, damit bekannt würde, daß ich nicht an diesen Todesfällen schuld bin, und zweitens, um den Ententebefehlshabern zu verstehen zu geben, daß sie umsonst auf den Aufstand dieser Bevölkerung warteten.

Obwohl ich diese Briefe veröffentlichte, unterließ ich es nicht, mich durch Vermittlung des maronitischen Patriarchen an Seine Heiligkeit den Papst und durch die des Präsidenten der amerikanischen Universität von Beirut und den amerikanischen Konsul von Jerusalem, Mr. Gainsbrough, an den Präsidenten Wilson zu wenden, dem ich in sehr deutlicher Sprache darlegte, daß die hiesige Bevölkerung in Hunger und Elend umkäme.

Ich schließe daher dieses Kapitel, indem ich wiederhole, daß die Leute, die mich beschuldigen wollen, ich hätte die Bevölkerung dieser Landstriche absichtlich Hungers sterben lassen, bewußt und vorsätzlich lügen.

Öffentliche Arbeiten, Eisenbahnen, Verschönerungsarbeiten in den Städten

Öffentliche Arbeiten

Die Straßen

Ich habe schon gelegentlich erwähnt, in welch elendem Zustand ich bei meiner Reise von Konstantinopel nach Syrien die Straßen zwischen Bozanti und Tarsus, zwischen Alexandrette und Aleppo vorgefunden hatte. Keine Fahrstraße und keine Eisenbahn verband damals Syrien mit Anatolien. Die Bagdadbahn reichte kaum bis nach Bozanti, und nach einer Unterbrechung von siebzig bis achtzig Kilometer war ein Zweig der Linie zwischen Tarsus und Osmanije in der Ebene von Adana in Betrieb. Ein anderer Zweig von etwa achtzig Kilometer durch das Gebirge Djebel Bereket war noch im Bau, und der Teil zwischen Katma und Aleppo dem Verkehr übergeben.

Die Landstraße Bozanti—Tarsus bedurfte umfangreicher Ausbesserungsarbeiten, während der Weg von Osmanije nach Katma für Wagen sozusagen unbefahrbar war. Daraus läßt sich unschwer ersehen, daß keine sichere Verbindungslinie zwischen Syrien und Kleinasien bestand, und doch bildete die Wegstrecke Aleppo—Osmanije—Adana—Tarsus—Bozanti die einzige Verbindungslinie, die Anatolien mit Syrien, Bagdad und Diarbekir verband. Man sieht also, wie schwerwiegend und besorgniserregend diese Umstände für einen Krieg waren, der von Anfang an sehr langwierig und schwierig zu werden versprach.

Folglich schlug ich, kaum in Aleppo angekommen, dem Generalgouverneur von Adana, Ismail Hakki Bey, vor, die Landstraße Bozanti—Tarsus sowie den Abschnitt Osmanije—Islahie der Straße Osmanije—Islahie—Katma im Wilajet Adana ausbessern zu lassen. Ich beauftragte Djelal Bey, den Wali von Aleppo, mit dem Bau des Abschnittes Islahie—Katma, der im Wilajet Adana liegt. Die Wiederherstellung der Landstraße Aleppo—Alexandrette gehörte ebenfalls zu den Obliegenheiten des Generalgouverneurs Djelal Bey.

Indem ich eine genügende Anzahl von Offizieren und Arbeiterbataillonen zur Verfügung der Oberingenieure der Wilajets stellte, das nötige Material lieferte, fortgesetzt die Arbeiten verfolgte, keine Entschuldigung für Verzögerungen gelten ließ und dem Armeebudget das nötige Geld entnahm, konnte man acht Monate nach meiner Ankunft in Syrien von Aleppo über Katma und Islahie im Automobil nach Bozanti fahren.

So war es möglich, daß gegen Ende des Jahres 1915 zwischen Bozanti—Tarsus und Osmanije—Islahie ein Etappentransportdienst mit Kraftlastwagen eingerichtet werden konnte, wodurch die sehr umfangreichen Transporte von Munition und anderen Materialien, die von Konstantinopel aus an die IV., VI. und II. Armee abgingen, bewältigt werden konnten.

Während dieses Zeitraums wurde auch die Landstraße Aleppo—Alexandrette sehr gut instandgesetzt, so daß sie zu jeder Jahreszeit für Automobilfahrten benutzt werden konnte.

Gleichwie ich nach meiner Ankunft in Syrien bemerkt hatte, daß keine Verbindung zwischen Syrien und Anatolien bestand, so gewahrte ich mit Kümmernis und Erstaunen, daß es auch keine Verkehrsstraße zwischen Syrien und Palästina gab.

Es bestand lediglich eine Eisenbahnverbindung zwischen Damaskus — Deraa — Haiffa, und außer dieser Linie gab es keine Verkehrsmöglichkeit nach Jerusalem und der Wüste Sinai hin.

Es war indes notwendig, selbst wenn man die Kanalexpedition nicht in Betracht zog, zwischen diesen beiden Provinzen ganz sichere Verkehrswege zu schaffen, um den Transport der Truppen und des Materials im Falle irgendeines Angriffes der Engländer in Palästina sicherzustellen.

Nach langer und eingehender Erwägung der Frage beschloß ich, den Bau der Landstraße Damaskus—El Kunetra—Djesr-Benat-Jakub—Tabarije—Nazareth—Afule—Dschunein—Nabulus sowie der Verbindung Amman—Salt—Jericho. Da damals bereits eine Landstraße zwischen Nabulus und Jerusalem sowie zwischen Jerusalem—Jericho bestand, sollte der Bau dieser beiden Landstraßen, mit den beiden Endpunkten Damaskus und Amman an der Hedjasbahn, die Verbindung von ganz Palästina mit Syrien herstellen. Die Länge der beiden Straßen betrug hundertsiebzig, beziehungsweise fünfundfünfzig Kilometer.

Bei meiner Rückkehr von der ersten Kanalexpedition bat ich den zum Kommandanten der Zone von Palästina ernannten Mersinli Djemal Pascha, sich in dem angedeuteten Sinne dem Bau dieser Straße zu widmen. Nur mit dem Bau des Abschnitts Damaskus—El Kunetra beauftragte ich Hulussi Bey, den Wali von Syrien.

Dank dem von der Armee gelieferten Material und den Arbeiterbataillonen des Heeres konnten alle diese Straßen im Monat Dezember 1915 dem Verkehr sämtlicher Arten von Kraftwagen übergeben werden, und ich ließ Enver Pascha, der im Februar 1916 zur Besichtigung der Wüste Sinai angelangt war, im Auto von Jerusalem nach Amman fahren. Sowohl längs der Straße Damaskus — El Kunetra—Tabarije—Nazareth—Afule—Dschunein—Nabulus—Jerusalem, wie der Straße von Jerusalem—Jericho—Salt—Amman hatte ich verschiedene Lagerhäuser, Lazarette und Etappenstationen errichten lassen; die letzteren besaßen Einrichtungen für die Wasserversorgung der Soldaten und Tiere.

Der Bau und die Einrichtung der Etappenpunkte hatten Enver Pascha so gut gefallen, daß er, als er Anfang 1916 von seiner Inspektionsreise nach Konstantinopel zurückkehrte, dem Etappeninspektor der Linie Aleppo—Islahie—Adana—Bosanti, die damals noch nicht der IV. Armee angeschlossen war, befahl, ebenso vollkommene Etappenpunkte zu organisieren. Als er jedoch bemerkte, daß dieser nicht damit zustande kam, stellte er schließlich, nach dem August des Jahres 1916, auch diese Etappenlinie unter meinen Befehl.

In sehr kurzer Zeit waren diese Linien ebenso organisiert und die Etappenpunkte so gut eingerichtet, daß Enver Pascha, als er Anfang 1917 wieder zur Sinaifront kam, scherzend ausrief: „Ich könnte jetzt beinahe sagen, daß diese Etappenpunkte zu vollkommen sind!"

In der Wüste habe ich, was Straßenbau anbetrifft, die größten Anstrengungen entfaltet. Ursprünglich bestand zwischen der Wüste und Jerusalem keine Verbindung. Außer einer fünfunddreißig Kilometer langen Strecke zwischen Jerusalem und Hebron bestand in dieser ganzen Region überhaupt keine Straße. Infolgedessen betraute ich Oberst Ruschen Bey, den Etappeninspektor von Jerusalem, mit dem Bau einer schönen Landstraße von Hebron bis Bir Seba. Nach Verlauf von zwei Monaten war diese fünfundfünfzig Kilo-

meter lange Straße so weit im Stand, daß man Wagen und leichte Automobile darauf fahren lassen konnte, und sechs Monate später konnten alle Arten von Lastkraftwagen darauf verkehren.

Bei meiner Rückkehr von der ersten Kanalexpedition wählte ich als Etappenstützpunkt für die zweite Expedition die mitten durch die Wüste ziehende Linie.

Wir hatten es mit ganz anderen Verhältnissen zu tun als die Engländer. Diese rückten vom Kanal her gegen Palästina vor und hatten längs der Küste eine Eisenbahn gebaut. Sie wollten immer unter dem Schutz ihrer Flotte vorgehen, dank welcher ihre Linie vor jedem Angriffe gesichert war, während wir, um eben dieser Flotte auszuweichen, uns gezwungen sahen, unsere Hauptetappenlinie sowie unsere Eisenbahn mitten in die Wüste zu verlegen. Folglich hatten wir die Direktion Bir Seba—El Hafir — El Kuseïme — Bir Hassana — Djefdjafeh nach Ismaila gewählt. Vor allem bestimmte ich die Etappenpunkte in dieser Richtung und begann den Bau der Straßen, die diese verschiedenen Punkte untereinander verbinden sollten. Wenn ich sage, daß die Straße von Bir Seba nach Bir Hassana, die hundertfünfzig Kilometer lang ist, und deren Bau Anfang März 1915 begonnen wurde, im Februar 1916 ganz und gar fertiggestellt war, wird man ohne weiteres begreifen, welchen Eifer Offiziere, Ingenieure und Mannschaften der Arbeiterbataillone in der Wüste betätigten.

Gegen Ende Februar 1916 war der Bau bis Djefdjafeh gediehen, und man konnte annehmen, daß er gegen Mitte des Jahres Ikindji El Hubra erreichen würde, welcher Ort nur fünfunddreißig Kilometer vom Kanal entfernt liegt.

In Entfernungen von je fünfundzwanzig bis dreißig Kilometern wurden Etappenpunkte auf dieser Straße eingerichtet.

Jeder Etappenpunkt umfaßte:

1. Ein Etappenstationskommando.
2. Die Verpflegsmagazine.
3. Ein Etappenlazarett.
4. Wassereinrichtungen für Soldaten und Tiere.

Alle Bauten wurden aus Stein ausgeführt. Die Wasserstationen hatten immer einen artesischen Brunnen und einen Motorraum, außerdem Wasserbehälter und die nötigen Vorkehrungen, damit Menschen und Tiere ihren Durst rasch stillen konnten.

Insbesondere die Gebäude, die ich in Bir Seba am Rande der Wüste hatte anlegen lassen sowie die öffentlichen Gärten, die kleinen Forste, die Mühlen, die landwirtschaftlichen Versuchsstationen, die ich dort geschaffen hatte, sind bemerkenswert.

Ich hatte in Bir Seba elektrisches Licht gelegt und die Etappenwerkstätten wurden durch Elektrizität betrieben. An jedem der Orte, wie Hafir, Kuseïme und andere waren schöne Steinbauten errichtet und Gemüse- sowie Ziergärten geschaffen worden, außerdem Baumschulen für die Aufforstung. Einer der Professoren der landwirtschaftlichen Schule „Rischon le Zion" zu Jaffa, der als landwirtschaftlicher Beirat diente, und eine Anzahl von diplomierten Angehörigen dieser Schule, die diesem landwirtschaftlichen Beirat unterstanden, gaben sich die größte Mühe in dieser Hinsicht.

Eine Zweigetappenlinie, die nach dem gleichen Muster wie die Hauptlinie eingerichtet wurde, entstand von Hafir nach El Arisch.

Kurzum, als ich im Februar 1916 den zur Inspektion in die Wüste kommenden Enver Pascha nebst seinem ganzen Gefolge im Automobil bis Bir Hassana gebracht hatte, sagte er mir, er hätte nie gedacht, daß die Wüste ihr Aussehen derart verändern könne.

Ich werde dem Obersten im Generalstab Behdjet Bey, Etappeninspektor der Wüste sowie sämtlichen unter seinem Befehl stehenden Offizieren, Ingenieuren, Soldaten und Arbeitern ewig dankbar sein, daß sie in der Wüste Sinai in der kurzen Zeit eines Jahres so viele nützliche Arbeiten geschaffen haben.

Obwohl die unvorhergesehene Revolte des Scherif Hussein und seiner Söhne uns verhindert hat, all diese Wege und Etappenorganisationen zu benutzen, bitte ich Behdjet Bey und seine Gefährten, diese ganze Arbeit, die das beredteste Beispiel dafür bietet, was gut geleitete türkische Kräfte leisten können, nicht als nutzlos zu betrachten und auch künftighin die gleiche Ausdauer und Hartnäckigkeit zu betätigen, um das türkische Vaterland zum Blühen und Gedeihen zu bringen.

Abgesehen von den schon erwähnten neuerbauten oder wiederhergestellten Straßen im Bereich der IV. Armee ließ ich im Laufe des Jahres 1916 die Landstraßen von Jaffa nach Jerusalem und von Damaskus nach Beirut gründlich ausbessern.

Später als sich die Front Gazza—Bir Seba bildete, wurde es mir klar, daß von nun an eine lange Periode des Stellungs-

krieges für Palästina einsetzen würde, und ich erkannte die Notwendigkeit, mehr Verbindungswege mit Syrien zu schaffen. Gegen die Mitte des Jahres 1917 beauftragte ich Meissner Pascha, der nun gar nichts mehr mit dem Eisenbahnbau zu tun hatte, eine Landstraße zu erbauen, die, von Rayak ausgehend, durch die Ebene von Bekaa laufen und, den Jordan und die Ufer des Sees von Hule entlanggehend, in Djesr Benat Jakub (Brücke der Töchter Jakobs) enden sollte. Eine zweite Straße sollte vom Bahnhof von Der'at ausgehen und senkrecht zum Jordantal über den Hauptort der Kaza Adschlun führen. Leider mußte ich Syrien verlassen, ehe diese Straßen fertiggestellt werden konnten.

Ich füge eine Übersicht über die Länge der von mir gebauten oder wiederhergestellten Straßen bei. All diese Arbeiten wurden im Laufe von anderthalb Jahren ausgeführt.

1. Damaskus—El Kunetra—Djesr Benat Jakub—Tabarije—Nazareth—Afule (Neubau) . . . . 170 km
2. Amman—Jericho (Neubau) . . . . 55 „
3. Hebron—Bir Seba (Neubau) . . . . 55 „
4. Bir Seba—Hafir el Audje—Bir el Hassana—Djefdjafeh (Neubau) . . . . 180 „
5. Jaffa—Jerusalem (wiederhergestellt) . . . . 62 „
6. Damaskus—Beirut (wiederhergestellt) . . . . 112 „
7. Zahle—Baalbek (wiederhergestellt) . . . . 20 „
8. Rayak—Landstraße von Beirut (neu) . . . . . . 11 „
9. Bozanti—Tarsus (wiederhergestellt) . . . . 78 „
10. Osmanje—Intilli—Islahie—Radjo—Katma (Neubau und Wiederherstellung) . . . . 120 „
11. Aleppo—Alexandrette (Neubau und Wiederherstellung) 140 „

Eisenbahnen

Als ich zum erstenmal nach Damaskus kam, erhielt ich von Enver Pascha eine Depesche, durch die er mich wissen ließ, daß er Meissner Pascha, den Chefingenieur der Bagdadbahn, zu meiner Verfügung stelle, damit er die Bedingungen für einen Bahnbau von Sebastia an der Hedjasbahn nach Jaffa und selbst darüber hinaus prüfe.

Ich kannte Meissner Pascha bereits aus der Zeit, da ich Gouverneur in Bagdad war; er war Chefingenieur der Hedjasbahn und

hatte es verstanden, sich in der ganzen Türkei Achtung und Sympathie zu erwerben.

Als ich Wali in Bagdad war, war Meissner Pascha als Chefingenieur des Abschnittes Bagdad—Mossul dorthin gekommen. Während seines fünf- oder sechsmonatigen Aufenthaltes in Bagdad hatten wir uns eng befreundet. Ich dankte also Enver Pascha, indem ich die Vorteile dieser Ernennung hervorhob.

Meissner Pascha fragte nach den militärischen Gesichtspunkten im Hinblick auf Länge und Richtung dieses Schienenweges. Ich sagte ihm, daß ich vor allem die Verbindung der Hedjaslinie mit der von Jaffa nach Jerusalem wünschte und ihm in der Folge alle meine Wünsche mitteilen werde. Nach dieser kurzen Unterredung begab sich der Pascha zur Besichtigung der Strecke; nach zehn Tagen kam er wieder und sagte mir, daß er zunächst eine Bahn nach Westen und dann nach Süden bauen würde, die von einem Punkte aus, den er in der Nähe des Bahnhofs Sebastia an der Eisenbahn Afule—Nabulus angab, sich mit der Linie Jaffa—Jerusalem in der Nähe des Bahnhofs von Ramleh treffen würde.

Wir wurden über diese Strecke einig, und nachdem wir uns auch über die Baubedingungen und die Geldfrage verständigt hatten, gab ich ihm Vollmacht und bat ihn, sich unverzüglich ans Werk zu begeben.

Diese Eisenbahn, deren Bau Dezember 1914 in Messudije begonnen wurde, erreichte im April 1915 das achtzig Kilometer entfernte Ramleh und im September desselben Jahres das hundertsiebzig Kilometer entfernte Bir Seba. Die vierzig Kilometer langen Gleise zwischen Ramleh und Jerusalem, die ursprünglich einen Meter Spurweite hatten, wurde auf 1,4 Meter verbreitert, und die direkte Eisenbahnverbindung zwischen Damaskus und Jerusalem konnte aufgenommen werden; was soviel heißen will, wie daß in zehn Monaten zweihundertzehn Kilometer schmalspuriger Gleise gelegt waren.

Von Bir Seba aus wurde der Bau der Strecke durch die Wüste in Angriff genommen. Die Linie, die im September 1915 sich von Bir Seba aus ins Land zu ziehen begann, erreichte Asludsch im Februar 1916 und El Hafir sowie Kuseïme wenige Monate später, was in acht Monaten einen Streckenbau von hundertfünfzig Kilometer in der Wüste unter den schlechtesten Bedingungen ergab.

Eine Feldbahn von sechzig bis siebzig Kilometer verlängerte diese Eisenbahn, während gleichzeitig eine andere Feldbahn von vierzig Kilometer Hafir mit El Arisch verband.

Außer diesen Hauptlinien waren Nebenstrecken gebaut worden, vor allem zu Aufschließungszwecken. Dieses Eisenbahnnetz, das uns wirklich die besten Dienste leistete, zog sich nach den Wäldern hin, deren Holz uns die gänzlich mangelnde Kohle ersetzte.

Nachdem wir uns auf die Linie Gazza—Bir Seba zurückgezogen hatten, ließ ich von El Tineh eine andere, vierzig Kilometer lange Zweiglinie in der Richtung nach Gazza bauen, die mir die größten Dienste für den Fronttransport von Munition und Kriegsmaterial leistete.

Die Länge der von der IV. Armee während der Kriegsdauer in Syrien und Palästina gelegten Gleise beträgt mehr als fünfhundert Kilometer.

Natürlich kommt der Armee kein Verdienst an dem Bau der ganz und gar durch die Bagdadbahngesellschaft erbauten Linie zu, die quer durch den Taurus und den Djebel Bereket zog.

Ich fühle mich Meissner Pascha durch ein Gefühl dauernder Dankbarkeit verbunden und ebenso seinem Helfer Haidar Bey und den anderen Bahningenieuren nebst den mit ihnen arbeitenden Offizieren und Mannschaften der Arbeiterbataillone.

Verschönerungsarbeiten in den Städten

Da ich mich während der drei Jahre meines syrischen Aufenthaltes vor allem genötigt sah, mich mit der vom Kriege geschaffenen Lage und der Aufrechterhaltung der inneren Ordnung zu beschäftigen, konnte ich der Verschönerung der Städte nicht so viel Zeit widmen, wie ich gerne gewollt hätte. Doch habe ich während dieser drei Jahre vollständige Pläne für die Verschönerung der bedeutendsten Städte entwerfen lassen, Pläne, die nach dem Friedensschlusse ausgeführt werden sollten. Da die dreißig Meter breite und achthundert Meter lange Allee, die ich 1915 außer den öffentlichen Gärten von Bir Seba in Jaffa anlegen ließ, die Aufmerksamkeit Enver Paschas erregt hatte, schickte er mir den

berühmten Schweizer Architekten Prof. Zürcher[1]), der damals gerade nach Konstantinopel gekommen war.

Professor Zürcher kam zu Anfang des Jahres 1916 ins Hauptquartier. Die Erklärungen, die er mir gab, und die Ansichten, die er nach seinem Besuche entwickelte, den wir den antiken Bauten von Jerusalem zusammen abgestattet hatten, erregten unverzüglich meine Aufmerksamkeit, und ich begriff, daß ich im Falle seiner Mitwirkung für die Verschönerung der Städte von Palästina und Syrien sowie die Wiederherstellung und Erhaltung der Altertumsdenkmäler Großartiges würde zustande bringen können. Infolgedessen setzte ich ihm meine Hauptideen auseinander und sagte ihm, daß es mir eine Freude sein würde, wenn er bis zum Ende des Krieges die Generaldirektion der Bauten im Bereich der IV. Armee übernehmen würde. Er ging auf meinen Vorschlag ein. Die Pläne, die Professor Zürcher während eines Jahres entwarf, sind so schön, daß es vom künstlerischen Standpunkt aus wirklich schade ist, daß sie nicht in die Tat umgesetzt werden konnten.

Es handelt sich um folgende Pläne.

Für Jerusalem:

1. Entfernung gewisser nachträglicher Bauten, die die ganze Schönheit der Anlage der Aksamoschee beeinträchtigen, sowie des Gipsverputzes, der seit zwanzig Jahren die Steinmauern verunziert.
2. Wiederherstellung der inneren Zitadelle von Jerusalem in ihren ursprünglichen Zustand und ihre Verwandlung in ein Lokalmuseum.
3. Trockenlegung des großen Bereke, der, im Innern der Stadt gelegen, die Luft verseucht, und Bau einer Halle.
4. Errichtung eines Gouvernementspalastes und eines Palastes auf dem Grundstück in der Nähe der inneren Zitadelle von Jerusalem, sowie einer an die Festungsmauer anschließenden Terrasse.

---

[1]) Nachdem er in Zürich seine Studien beendet hatte, begab sich Zürcher zu ihrer Vervollständigung an die Akademie von Dresden, Berlin, Paris und Florenz. Er wurde zum Direktor der Akademie ernannt, die der Deutsche Kaiser nach Zürchers Plänen und unter seiner Aufsicht in Rom errichten ließ. Außerdem wurden in verschiedenen italienischen Städten eine Reihe von Parks, Gärten, Springbrunnen u. a. nach den Entwürfen Prof. Zürchers geschaffen.

5. Rückführung der Gräben und des Platzes vor dem Tore „Bab-el-Amudi" zu Jerusalem in ihren ursprünglichen Zustand.

Für Damaskus:

1. Erhaltung der Zitadelle von Damaskus in ihrem gegenwärtigen Zustand, Verhinderung des Verfalls; Umwandlung des Platzes in einen öffentlichen Garten und Wiederherstellung der äußeren Gräben.
2. Verlängerung des fünfundvierzig Meter breiten und sechshundertfünfzig Meter langen Boulevards, der nach meinen Angaben durch einen jüdischen Ingenieur namens Wilbuschewitsch angelegt wurde, nach der Wiese von Sertsche zu und Umwandlung der Wiese in einen schönen Park.
3. Pläne für das Marschallamt, eine Bank, ein Bad, ein Hotel und öffentliche Gebäude, wie Justizpalast, Rathaus, Post- und Telegraphenamt, welche Bauten vorgesehen waren.
4. Alle Einzelpläne über Springbrunnen, Wasserfälle, Terrassen, die in dem Park angelegt werden sollten.

Für Beirut:

1. Errichtung einer monumentalen Treppe vom Hafen der Stadt Beirut direkt nach dem Gouvernementspalast.
2. Erbauung einer Residenz für den Sultan.
3. Post- und Telegraphenamt.

Für Aleppo:

1. Vollständiger Plan für die Erhaltung und Wiederherstellung der Zitadelle.
2. Palais des Generalgouverneurs.
3. Post- und Telegraphengebäude.

Alle diese Pläne sind in zwei prachtvollen Mappen niedergelegt, die im Marineministerium unter Obhut des Generalstabsobersten Djewad Bey, des Architekten des Marineministeriums, aufbewahrt werden.

Abgesehen von allen diesen Plänen, die sich auf Syrien beziehen, hatte ich Professor Zürcher die Wiederherstellung des Schlosses von Rumeli Hissar übertragen, das dem Marineministerium zu dem Zwecke überlassen worden war, es in ein Museum umzuwandeln, und er hatte begonnen, sich in sehr eingehender Weise mit dieser wichtigen Angelegenheit zu befassen. Ich habe Gelegenheit gehabt, die ersten Studien eines Entwurfes zu einem

Hotel von zweitausend Betten zu sehen, das auf der Brandstätte westlich des Justizministeriums erbaut werden sollte. Unglücklicherweise wurde das Vaterland, bevor Zürcher sein Projekt ausführen konnte, von dem Unglück der Niederlage heimgesucht.

Ich bedauere es unendlich, daß ich durch diesen ausgezeichneten Künstler keine neuen Rekonstruktionspläne für die Stadt Konstantinopel habe entwerfen lassen. Ich glaube nicht, daß eine zweite orientalische Stadt einen so schönen Boulevard besitzt wie den von mir in Damaskus angelegten.

Dank den durch Azmi Bey, den Generalgouverneur von Beirut, und Alfred Sursock Bey, den ersten Botschaftssekretär zu Paris, entfalteten Anstrengungen wurde in Beirut ein sehr schöner Park mit Klub und Kasino angelegt, vor allem, um den Handwerkern Arbeit zu verschaffen.

Ich habe immer allen Arten von Handwerkern in Damaskus, Jerusalem, Beirut, im Libanon, Aleppo, kurzum in allen Städten Syriens meinen Schutz angedeihen lassen, indem ich sie in einer Reihe von Fabriken und Werkstätten beschäftigte, die ich in Aleppo, Damaskus, Jerusalem und Bir Seba errichtet hatte, anstatt sie in die Armee oder an die Front zu schicken. Und indem ich die Handwerker unter meinen Schutz nahm, gelang es mir, durch sie mir den gesamten Heeresbedarf zu sichern.

Wenn ich hinzufüge, daß ihnen außerdem ein Lohn angewiesen wurde, wird man zugeben, daß die syrischen Handwerker sich einer bevorzugten Behandlung erfreuten.

Dank dem Verdienste Halide Edib Hanums, auf die die türkische Frauenbewegung mit gutem Rechte stolz ist, waren das Lyzeum und die unter dem Namen „Dar El Nasrat“ bekannte Normalschule (Internat für junge Mädchen), die wir in dem Gebäude der Beiruter französischen Töchterschule gründeten, sowie die in Beirut, Damaskus und im Libanon von uns geschaffenen Elementarschulen, Internate und Externate für junge Mädchen derart besucht, daß zahlreiche Familien ihre Kinder aus der amerikanischen Töchterschule nahmen, um sie in den unsrigen unterzubringen.

Da ich die Beiruter Arbeitsstuben, die von drei- bis viertausend jungen Mädchen und Frauen besucht wurden, bereits erwähnt habe, will ich hier nicht noch einmal davon reden.

Das Waisenhaus, das ich im Kloster Ain-Tura für tausend armenische Kinder gegründet hatte, war nichts anderes als eine richtige Schule.

Diese Waisen, die bei ihrer Ankunft den Stempel des Todes auf ihren blassen Gesichtern trugen, erstarkten in ganz kurzer Zeit durch die ausgezeichnete Ernährung und gute Pflege und begannen ein Element darzustellen, aus dem das Land späterhin Nutzen ziehen konnte.

Unter der Zahl der in Syrien während des großen Krieges gegründeten Schulen muß noch des landwirtschaftlichen Internats gedacht werden, das in einer alten jesuitischen Ackerbauschule in der Ebene von Bekaa eingerichtet wurde.

Diese Schule entstand unter dem Namen „Landwirtschaftliche Schule von Tanail“ unter meiner alleinigen Initiative; sie wurde von einem Deutschen geleitet und zeitigte binnen kurzem die besten Erfolge. Die angesehensten Familien von Syrien und Beirut baten förmlich um die Aufnahme ihrer Kinder in diese Anstalt. Wenn man noch die zu Aleppo gegründete Normalschule hinzunimmt, kann man sich ein Bild der hauptsächlichsten Unterrichtsanstalten machen, die in kurzer Zeit in Syrien entstanden. Vor allem ist wohl die in Jerusalem unter Zugrundelegung eines sehr umfassenden Programms gestiftete „Religiöse Universität Selah eddin Eyubi“ als eine der Lehranstalten zu betrachten, die der muselmanischen Welt die größten Vorteile verschaffen mußte.

Ich glaube das Recht zu haben, auch den Betrieb der Schiffahrt auf dem Toten Meer zu den von mir in Syrien getroffenen Einrichtungen zu zählen, die das Gedeihen des Landes förderten. Ich nahm mich dieser seit langen Jahren als unausführbar betrachteten Angelegenheit im Anfang des Jahres 1916 an, und es gelang mir, sie noch im Herbste des gleichen Jahres zum glücklichen Ende zu führen.

Vier oder fünf Motorboote, die eine Anzahl großer Kähne und Segelboote schleppten, ermöglichten den täglichen Transport von wenigstens hundert bis hundertfünfzig Tonnen Lebensmittel vom östlichen zum westlichen Ufer des Sees. Man wird die Bedeutung dieses Unternehmens leicht begreifen, wenn ich sage, daß ich diese Motorboote sowie die Kähne und Segler mit der Eisenbahn von Jaffa und Haiffa nach Jerusalem kommen und von da aus

nach einem besonderen Verfahren mit langen Wagen nach dem Toten Meer schaffen ließ, auf einer vierzig Kilometer langen, aus sehr abschüssigen Landstraßen bestehenden Strecke.

In kurzer Zeit wurden an den Ufern des Toten Meeres Steinbauten als Wohnungen für die Offiziere und Beamten der Schiffahrtsgesellschaft sowie die Reisenden und Packträger errichtet; außerdem ein kleines Arsenal mit einer Reparaturwerkstätte, Docks und verschiedenen Anlagen für die Ausbesserung der Schiffe.

Dieses Unternehmen leistete der Armee so große Dienste, daß, als später nach dem Falle Jerusalems das Tote Meer in die Hände der Engländer fiel, Liman von Sanders Pascha mich bat, ihm die Offiziere und Seeleute zu überlassen, die ich nach Konstantinopel hatte zurückschicken wollen, um einen ähnlichen Dienst auf dem Tiberiassee einzurichten, eine Bitte, die ich sogleich erfüllte. Bei der Einrichtung der Toten-Meer-Schiffahrt leisteten Ruschen Bey, der Etappeninspektor von Jerusalem, sowie die höheren Offiziere und Marineoffiziere, die ich von Konstantinopel hatte kommen lassen, die größten Dienste; sie alle bewiesen den lobenswertesten Eifer und große Hingabe.

Unter den von der IV. Armee für den materiellen Aufschwung Syriens unternommenen Anstrengungen ist die Behebung der Schäden zu erwähnen, die ein Arm des Flusses Barada, sowie dieser Wasserlauf in der Bekaaebene verursacht hatten; ferner die Trockenlegung des Moores von Hule und die durch einen deutschen Wasserbauingenieur unternommenen Arbeiten für die Berieselung der Ebene von Bisan, dem fruchtbarsten und produktivsten Teile des Jordantals. Dieser Ingenieur war Herr Böttner, ein deutscher Major d. R., der die Berieselungsarbeiten in der Ebene von Konia geleitet hatte. Die deutsche Regierung, an die ich mich um einen Ingenieur für diese Arbeiten gewandt hatte, bestimmte Herrn Böttner und stellte ihn zur Verfügung der IV. Armee. Solange ich in Syrien war, schritten diese Arbeiten regelmäßig und rasch fort. Ich glaube jedoch, daß man kein endgültiges Ergebnis erzielte, nachdem ich abgereist war und die Armee keine Zahlungen mehr leistete.

Einer der Spezialisten, deren Dienste die Armee sich gesichert hatte, war Professor Wiegand, der Direktor des alten Berliner Museums. Dieser Gelehrte, eine Kapazität auf dem Gebiete der Archäologie, kam im August 1916 dienstlich nach Syrien und brachte

einem deutschen Truppenteil an der Palästinafront Material mit. Auf meinen Antrag hin schloß sich Professor Wiegand unter dem Titel eines „archäologischen Beirats der IV. Armee“ meiner Gefolgschaft an. Er stellte zahlreiche Untersuchungen über die Altertümer Palästinas und Syriens an, und seine Arbeiten wurden späterhin als ein „Archäologisches Album“ auf Kosten der Armee in Deutschland herausgegeben. Dieses Album wurde in ganz Europa aufs günstigste aufgenommen, und in vielen Zeitschriften wurden Artikel darüber veröffentlicht.

Ich muß auch Herrn Professor Salz von der Heidelberger Universität erwähnen, der mich, solange ich Kommandeur der IV. Armee war, von allen europäischen Gelehrten in ganz besonderer Weise unterstützte. Der junge, kaum 34 Jahre alte Gelehrte war als Reserveleutnant beim österreichisch-ungarischen Militärbevollmächtigten zu Konstantinopel beschäftigt. Professor Zürcher, der Beirat für die Bauten der Armee, welcher fand, daß wir später für eine Anzahl projektierter Bauten eine Persönlichkeit wie den Professor Salz nötig haben würden, schlug mir vor, ihn gleichfalls zuzuziehen. Da mein Gesuch von dem österreichischen Militärbevollmächtigten genehmigt worden war, wurde Professor Salz mir im September 1917 zur Verfügung gestellt. Ich beauftragte ihn, eine Denkschrift über den künftigen Wiederaufbau Anatoliens auszuarbeiten, und seine Ratschläge sind mir in vielen Fällen wertvoll gewesen. Da ich mein Vaterland verlassen mußte, ehe er Zeit fand, mir seinen Bericht zuzustellen, konnte ich den Plan nicht genau studieren, wenn aber unser armes Land seine Ruhe wieder erlangt, zweifle ich nicht daran, daß ich große Vorteile aus der Lektüre dieser Arbeit ziehen werde.

Ich betrachte es als meine gebieterische Pflicht, an dieser Stelle den verdienstvollen ausländischen Persönlichkeiten, wie den Herren Professoren Zürcher, Wiegand, Salz und dem Ingenieur Böttner meinen Dank auszusprechen, weil sie mir wertvolle Dienste bei der Ausarbeitung der eingehenden Pläne für ökonomische, landwirtschaftliche und andere Anstalten geleistet haben, die nach dem Kriege in Syrien und Palästina eingerichtet werden sollten. Meine ewige Dankbarkeit ist vor allem Halide Edib Hanum sicher, die mit einer Kühnheit, wie ich sie unseren männlichen Pädagogen gewünscht hätte, nach Syrien kam, um dort unschätzbare Dienste

bei der Gründung der ausgezeichneten Mädchenschulen zu leisten und das armenische Waisenhaus Ain Tura, eine Musteranstalt, einzurichten.

Noch etwas darf ich nicht unerwähnt lassen. Die Zuleitung des Wassers von Ain Til in die Stadt Aleppo gehört, so glaube ich, zu den Dingen, deren Wichtigkeit man nicht verkennen wird. Während der Typhusepidemie von 1915 merkte ich, daß der Bevölkerung von Aleppo nur sehr wenig und sehr schlechtes Wasser zur Verfügung stand. Indem ich sofort eine Summe von fünfzehntausend Pfund aus dem Armeebudget im voraus erhob, faßte ich den Plan, das Quellwasser von Ain Til (vierundeinhalb Kilometer von der Stadt) nach Aleppo leiten zu lassen, und bestimmte Ingenieur Schumacher für diese Aufgabe, da er große Fähigkeiten bei den in der Wüste gemachten Wasseranlagen gezeigt hatte. Herr Schumacher, der von der deutschen Kolonie von Kaiffa kam, und dem ich sehr dankbar für die außerordentlichen Dienste bin, die er in der Wüste geleistet hat, brachte es mit vieler Mühe fertig, die Wasser von Ain Til nach der Stadt Aleppo zu leiten. Ich bin sicher, daß die Einwohner von Aleppo den Dienst niemals vergessen werden, den ich ihnen erwiesen habe.

Alle die Einzelheiten, von denen in diesem Kapitel die Rede war, sind keine Hypothesen, sondern durchaus handgreifliche Dinge, die man mit eigenen Augen feststellen kann.

Es ist somit nichts als niedrige Verleumdung, wenn nach alledem noch behauptet wird, ich hätte Syrien vorsätzlich ins Verderben gestürzt und seine Bevölkerung zum Tode verurteilt.

Die armenische Frage

Einige Seiten Geschichte

Wir Jungtürken ziehen sicherlich die Armenier und insonderheit ihre Revolutionäre den Griechen und Bulgaren vor. Sie sind mutiger, tapferer, als die der beiden anderen Nationen, ohne Falsch, zuverlässig in ihrer Freundschaft und beharrlich im Haß; wir sind im besonderen davon überzeugt, daß nur die russische Politik an der Feindschaft, welche zwischen den türkischen und armenischen Elementen besteht, schuld ist. Vor sechzig Jahren oder, genauer ausgedrückt, bis zehn Jahre vor dem russisch-türkischen Krieg von 1877—78, war zwischen diesen beiden Rassen von einem religiösen Konflikt, das heißt von einer Meinungsverschiedenheit zwischen Mohammedanern und Christen, nie die Rede gewesen. In Anatolien, in Rumelien, in Konstantinopel, im ganzen ottomanischen Reich bestand zwischen Armeniern und Türken eine solche Übereinstimmung, daß die ottomanische Geschichtsschreibung jener Zeit in keiner Weise das Bestehen einer armenischen Frage erwähnt. In familiärer Hinsicht war die türkisch-armenische Freundschaft uneingeschränkt. Wenn ein Türke in Kleinasien sein Dorf verließ, um in geschäftlichen Angelegenheiten eine Reise zu unternehmen, so vertraute er seinem armenischen Nachbarn die Aufsicht und den Schutz seiner Familie, Ehre und Rechte an, und die Armenier verfehlten ihrerseits nicht, ihren türkischen Nachbarn das gleiche Vertrauen zu beweisen.

Es gab in ganz Anatolien, Rumelien, sogar in Konstantinopel nicht einen Armenier, der Armenisch sprechen konnte. In allen Schulen wurde Türkisch in armenischen Schriftzeichen gelehrt, und in den Kirchen wurde die Messe in türkischer Sprache zelebriert. Die Armenier hatten zu den wichtigsten Staatsämtern Zutritt und wurden als die treuesten Untertanen des ottomanischen Reiches angesehen.

Als die Beys von Kurdistan von den Türken unterworfen wurden, bildeten die Armenier, die unter deren Herrschaft lebten, keinen unabhängigen Staat. Unter der kurdischen Herrschaft waren sie

einem eher vernichtenden Druck ausgesetzt gewesen. Der Herr Gesandte Morgenthau kann sagen was er will, er kann sich noch so viel Mühe geben, die historischen Beweise zu unterdrücken: Wie Gerechtigkeit und Milde allein die Staatsbildung und rasche Ausbreitung der frühen Türkenherrschaft erklärt, so erweckten auch die den Armeniern erwiesene Großmut und Freundlichkeit deren Dankbarkeit. Infolgedessen gab es fünf Jahrhunderte lang keinen Streit zwischen den beiden Völkern, und es war nicht ein einziger Armenier, der nicht die türkische Sprache und Lebensgewohnheiten sich zu eigen gemacht hätte.

Als der Sultan Fatih Mehmed Han nach der Einnahme von Konstantinopel das orthodoxe Patriarchat bestehen ließ und den Griechen eine Anzahl Rechte, unter dem Namen religiöser Privilegien, nicht infolge irgendeines äußeren Druckes, sondern nur aus Großmut und edler Gesinnung, zuerkannte, gründete er auch unmittelbar in der Hauptstadt des Reiches ein armenisches Patriarchat, um den Rechten der armenischen Nation, die in Anatolien unter den Mohammedanern in nationaler Minderheit lebten, kräftigeren Schutz angedeihen zu lassen, und schenkte den Armeniern dieselben Einzelrechte und Privilegien, wie er sie den Griechen zuerkannt hatte. Mandelstamm beruft sich auf Seite 190 seines Werkes auf die Betrachtungen einiger Geschichtschreiber, die angesichts unleugbarer historischer Tatsachen schamlos genug sind, die Großmut der Türken nur deren Verachtung für alles Christliche zuzuschreiben, da ihnen vom religiösen Standpunkt aus alles Christliche als unrein gegolten habe.

Während bereits im Jahre 1462 der christlichen Zeitrechnung, zu einer Zeit, wo in ganz Europa „Das Recht der Minderheiten" noch in keiner Weise entwickelt war, ein mohammedanischer Sultan auf der Höhe seiner Machtentwicklung das griechische Patriarchat in Konstantinopel bestehen ließ und den Griechen unter der Bezeichnung religiöser Privilegien eine ganze Anzahl Einzelrechte, Eheschließung, Erbfolge und Unterricht betreffend, erteilte, während er in seiner Hauptstadt für eine andere Nationalität, die unter dem Joch kurdischer Lehnsherrschaft gestanden hatte, ein zweites Patriarchat begründete mit der Bewilligung gleicher Rechte und Privilegien, entblöden sich schamlose Leute vom Schlage Mandelstamms nicht, diese Großmut einem Gefühl der Verachtung aller christlichen Angelegenheiten zuzuschreiben. Welch eine Ungerechtigkeit! —

Bedeuten diese im XV. Jahrhundert vom türkischen Groß-sultan verliehenen Rechte nicht die allerhöchste Anwendung jener Prinzipien, denen der Präsident der Vereinigten Staaten Wilson als dem „Recht der Minderheiten“ bei der zivilisierten Welt Anerkennung verschaffen will?

Ist etwa dieses Prinzip in dem mit Österreich geschlossenen Friedensvertrag von Saint-Germain, den die rumänische und jugoslawische Regierung nicht anerkennen wollten, ebenso klar und ausgedehnt zum Ausdruck gebracht, wie in jenen, den christlichen Nationalitäten vom Eroberer zuerkannten Rechten?

Die Armenier wissen es sehr gut, daß sich ihre Religion und Nationalität nur dank dieser Privilegien erhalten haben; im Gegensatz zu dem Druck, den sie unter der kurdischen Lehnsherrschaft zu erleiden hatten, haben sie mit den Türken und insonderheit mit der türkischen Regierung in bestem Einvernehmen gelebt. Warum erinnert sich Herr Mandelstamm, der seine Belege aus den Werken von Leuten wie Zarzeski und anderen schöpft, um die Leiden und Übergriffe, denen die Armenier vor dem neunzehnten Jahrhundert unter der Lehnsherrschaft kurdischer Beys ausgesetzt waren, zu beweisen, warum erinnert er sich nicht der Knechtschaft, in der das französische Volk vor der großen Revolution lebte? — Man braucht nicht einmal sehr weit zu suchen; war die Existenz der russischen Mujiks erträglicher als die der Armenier in der Türkei? — Glaubt Herr Mandelstamm, der sich nicht entblödet, sich für einen begeisterten Parteigänger der russischen Revolution auszugeben, daß nicht auch wir Kenntnis der russischen revolutionären Schriften haben und nichts von den Übergriffen wissen, die sich die Grundherrschaften und Gutsherren den russischen Bauern gegenüber vor gar nicht langer Zeit erlaubten? Sollte Herr Mandelstamm die Kühnheit haben zu behaupten, daß jene Schriften übertreiben, so können wir ohne zu zögern versichern, daß er sich nicht an die Wahrheit hält.

Wir wiederholen es daher, bis nach dem Krimkriege von 1856 lebten die Türken und Armenier im besten Einvernehmen miteinander und von seiten der ersteren erfolgten keinerlei Angriffe gegen die Armenier.

Als die Russen ihre gierigen Räuberblicke auf das ottomanische Reich lenkten, hielten sie es für politisch wirksam, sich der christlichen Elemente in Rumelien als Werkzeuge ihrer Erfolge zu bedienen.

Es berührt merkwürdig, daß Herr Mandelstamm, nachdem er auf Seite 300 seines Buches behauptet, daß die russische revolutionäre Regierung die Maßnahmen des zaristischen Rußlands in der Unterstützung der christlichen Nationen gegen die türkische Herrschaft vollständig guthieße, hinzufügt: „Der Mujik, der selbst in der größten Unterdrückung lebt, hat zur Rettung der Griechen, Bulgaren und Serben stets Krieg geführt."

„Du wirst die Christen von den Mohammedanern erlösen!" — könnte Herr Mandelstamm selbst, dessen Christentum übrigens einige Zweifel in uns erregt, eine bessere Parole ersinnen als diesen Aufruf an den Mujik, dessen religiöser Fanatismus alles Vorstellbare übersteigt und der bloß dazu gebracht werden soll, sich noch härtere Sklaverei in seinen Dörfern gefallen zu lassen?

Dies alles war das Resultat jener famosen Politik, die bei aller Welt zugleich Furcht und Abscheu erweckt; wir können nicht umhin, ihr zum Wohl der Menschheit auf ewig Untergang und Vernichtung zu wünschen, ebenso wie dem Zarismus.

Man muß auch zugestehen, daß die nationalistischen Strömungen, die sich gegen Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in Europa bemerkbar machten und ausbreiteten, die unmittelbare Ursache davon waren, daß die jungen Armenier, die nach Europa und Amerika gegangen waren, um Handel zu treiben oder zu erlernen, jene geistige Einstellung sich zu eigen machten, welche sie veranlaßte, für ihr Volk ein behäbigeres Privatleben und eine stärker individuelle politische Betätigung anzustreben. Diese geistige Entwicklung wurde von der russischen Diplomatie wie ein göttliches Geschenk begrüßt, und von diesem Augenblick an hat sie ihr möglichstes getan, um die Armenier gegen die Regierung aufzuhetzen.

Sultan Mahmud II. hat zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts zu den schärfsten Maßregeln gegriffen, um die Ordnung im Reiche herzustellen und um die durch zweijahrhundertlange Mißwirtschaft entstandene administrative und militärische Anarchie zu unterdrücken; er hob die Janitscharen auf, schränkte die Herrschaft der Beys von Anatolien und Rumelien fast bis zur Machtlosigkeit ein und versetzte ebenso der Herrschaft der Beys von Kurdistan schwere Schläge.

Während jedoch der unglückliche Herrscher bestrebt war, die innere Ordnung im Lande wiederherzustellen, sah er sich von

tausend Schwierigkeiten umringt. Er war bemüht, die von den Intrigen der „Ethniki Heteria", deren Organisation von der russischen Kapitale ausging, aufgestachelten Griechen zu beruhigen, er sah sich weiter von den Franzosen, Engländern und Russen angegriffen, verlor bei Navarin seine gesamte Flotte und mußte endlich die Unabhängigkeit Griechenlands zugestehen. Mehmed Ali Pascha, Generalgouverneur von Ägypten, erhob sich, von den Franzosen aufgestachelt ebenfalls, und indem er sogar nach der türkischen Krone strebte, gelang es ihm, das Land bis Kutahia einzunehmen.

Wer kann es einer Regierung, die von solchen inneren und äußeren Schwierigkeiten umringt ist, übelnehmen, daß sie nicht alle Maßregeln treffen kann, um das Wohlergehen nicht nur ihrer armenischen, sondern ihrer sämtlichen Untertanen zu sichern?

Während der Regierung des Sultan Abdul Medjid erhielten die Armenier so weitgehende Privilegien, daß selbst Mandelstamm es mit Verwunderung hervorhebt. Auf Seite 190 seines Buches schreibt er: „Im Jahre 1863 erhielten die Armenier eine wirkliche Verfassung. Diese Verfassung gab ihnen das Recht zur Wahl eines Obersten Rats, mit dem Sitz in Konstantinopel. Dieser Oberste Rat bestand aus hundertvierzig Mitgliedern, von denen hundertzwanzig vom Volk selbst gewählt wurden."

Sollte es dem Herrn Präsidenten Wilson möglich sein, zum Schutz des Rechts der nationalen Minderheiten bessere Mittel zu ersinnen?

Ohne jeden äußeren Druck bewilligte die ottomanische Regierung den Armeniern diese Verfassung. Die von ihnen bisher bewiesene Gesinnungstreue hatte den Armeniern in dem Maß die Sympathie der Regierung eingetragen, daß diese keinen Augenblick zögerte, der „treuen armenischen Nation" eine Verfassung zu erteilen, welche der Beginn einer neuen, glücklichen Epoche sein sollte. Den Russen jedoch diente diese Verfassung dazu, sich in die armenischen Angelegenheiten einzumischen.

Schon während des türkisch-russischen Krieges von 1856 waren einige armenische Aufständische den Russen zu Hilfe gekommen. Seitdem hielten die Russen die Beziehungen aufrecht und verabsäumten nicht, die revolutionären Armenier fortwährend zu ermutigen. Die Wirkung davon machte sich so schnell bemerkbar, daß schon vier Jahre nach der Verfassungsbewilligung (1867) der erste armenische Aufstand in Zeitun losbrach.

Dieser erste bewaffnete armenische Aufstand machte natürlich beträchtlichen Eindruck auf die Regierung. Die Schwierigkeiten, welche die russischen und anatolischen Armenier der türkischen Armee während des türkisch-russischen Krieges von 1877—78 machten, waren ungeheuer.

Der armenische Patriarch Nercess Effendi, der sich damals nach San Stefano begab, um den Beistand des Zaren zur Erlangung der armenischen Selbständigkeit zu erwirken, trug durch diesen seinen Schritt erst recht dazu bei, daß die Armenier den alten Beinamen der „treuen Nation" (millet-i-sadika) vollständig einbüßten.

Die russische Politik sah sehr gut ein, daß nach der bulgarischen Unabhängigkeitserklärung jeder Anlaß, sich in die inneren Angelegenheiten des Reiches einzumischen weggefallen sei. Die kaiserlich russische Regierung wollte sich aber dieses Recht bewahren und ließ deshalb in den Vertrag von San Stefano einen besonderen Artikel zu Gunsten der Armenier aufnehmen. In anderer Form ging dieser Artikel auch in den Berliner Vertrag über.

Auf diese Weise wurden seither die Beziehungen zwischen den Armeniern, Kurden und Türken sehr gespannt. Überall im ottomanischen Reich, in den großen Städten, wie in den kleinsten Dörfern wurden von dem armenischen revolutionären Komitee geheime, überaus gut organisierte Vereine gegründet. Diese Geheimbünde arbeiteten ununterbrochen daran, die Armenier gegen die Kurden und Türken aufzuhetzen und forderten nichts geringeres als die Errichtung einer privilegierten armenischen Provinz, die aus sechs Wilajets im östlichen Anatolien bestehen sollte. Die Regierung, ebenso wie die türkische und kurdische Bevölkerung hatten selbstverständlich von diesen Umtrieben genaue Kenntnis.

Da das Streben der Armenier dahin ging, einen unabhängigen Staat zu gründen, in dem die ihnen an Zahl weit überlegenen Kurden und Türken ihnen unterworfen sein sollten, suchten diese selbstverständlich diesen Plan zu hintertreiben. Klarer ausgedrückt, die Kurden und Türken spürten sehr gut, daß dies von russischer Seite nur ein Vorwand war, um einen sehr bedeutenden Teil von Anatolien, der ausschließlich von Türken und Kurden bewohnt war, an sich zu reißen; sie mußten Armenien als eine von Rußland gleichsam gegen sie losgelassene Schlange betrachten.

Unter beständigem Drucke Rußlands überreichten die europäischen Staaten, in Anbetracht der verschiedenen armenischen Aufstände, der Hohen Pforte im Jahre 1880 eine Note über die armenischen Reformen. Damals versuchten die Bulgaren gerade Ostrumelien zu annektieren. Jedesmal wenn die Regierung sehr wichtige innere oder äußere Fragen zu erledigen hatte, wurde von russischer Seite von neuem die armenische Frage aufgerollt. Abdul Hamid II. löste die Frage durch einige Zugeständnisse.

In den Jahren 1894—96 waren die Armenier am tätigsten und erregten mehr oder weniger überall Aufstände. Solcherweise brachten die armenischen Unruhen überall Feindschaft zwischen diese drei Nationen, welche während fünf bis sechs Jahrhunderten in größter Eintracht gelebt hatten, jetzt dagegen, stets bereit, sich aufeinander zu stürzen, den Boden Anatoliens und selbst Konstantinopels mit ihrem Blute färbten.

Selbst Leute, die, wie Mandelstamm, die heftigsten Gegner der Türken sind, können nicht leugnen, daß während der Ereignisse dieser Jahre die Türken keinerlei Haß gegen die Armenier hegten. Viele Türken wetteiferten miteinander in dem Bestreben, den Armeniern ihren Schutz angedeihen zu lassen, und in Konstantinopel bewiesen eine Anzahl türkischer Familien ihren armenischen Nachbarn die freundschaftlichste Gesinnung, indem sie die Armenier in ihren Häusern verbargen, um sie vor dem Tode zu retten. Und viele Würdenträger des Reiches verurteilten mit Abscheu das Armenierblutbad, welches, von den Packträgern des Zollamts ausgehend, in Konstantinopel stattgefunden hatte; sie verfehlten nicht, in jeder Weise dagegen einzuschreiten. Die ganze Welt weiß, welch strenge Maßregeln der Marschall Fuad Pascha zum Schutz der Armenier in Kadiköj ergriff. Obgleich Mandelstamm behauptet, daß Fuad Pascha gerade wegen seiner Armenierfreundschaft später in Ungnade gefallen sei, so gibt es in Konstantinopel niemanden, der nicht weiß, daß dies unwahr ist.

Im Verlauf der zwei oder drei Jahre, während welcher diese Metzeleien anhielten, wurden sehr viele Kurden und Türken von den Armeniern getötet, und die Gegner wetteiferten in dem Ersinnen aller möglichen Foltern und Qualen. Da jedoch die armenische Nation überall in der Minderheit war, so hatten die Türken und Kurden natürlich immer das Übergewicht. Wären die Armenier in der Überzahl gewesen, so wäre die Zahl der ermordeten

Kurden und Türken größer als die der Armenier gewesen. Die Zahl der von den Griechen in Morea niedergemachten Türken ist ein sicherer Beweis dafür. Aber da diese Unglücklichen bloß Türken und Mohammedaner waren, so fand sich kein Dichter wie Lord Byron oder Chateaubriand, um ihre Not zu besingen, und diese blutigen Ereignisse hinterließen keine andere Erinnerung als deren Erwähnung in den Annalen der ottomanischen Geschichtsschreibung.

Auf Grund meiner Anschauungen über Staatsverwaltung habe ich einen tiefen Abscheu vor solchen Mitteln; ich verurteile es, daß man sich der Massen bedient, um revolutionäre Bewegungen zu ersticken und Metzeleien zu veranstalten; denn solche Mittel bringen einem Lande den größten Schaden und beflecken die Reinheit der Geschichte eines Volkes.

Diese Anschauung ist all den Patrioten eigen, die sich als revolutionär gesinnte „Jungtürken" zusammengeschlossen haben; sie verurteilen die armenischen Ereignisse von 1894—96 als einen schweren politischen Fehler des Sultan Abdul Hamid II., der durch diese grausamen Mittel seinen eigenen Despotismus aufrechterhalten wollte. Von diesen Anschauungen ausgehend, liehen Ahmed Riza Bey und seine Genossen, die sich damals in Europa befanden, den aufständigen Armeniern wirksame Hilfe. Diejenigen der Revolutionäre, die sich gleich mir im Inneren des Landes befanden und die gleiche Ansicht teilten, zögerten nicht, Abdul Hamid wegen der schädlichen Vorurteile, welche die armenischen Metzeleien der türkischen und besonders der ottomanischen Sache einbrachten, zu verurteilen.

Einige von den am ehrlichsten gesinnten armenischen Revolutionären begannen damals die Lage genauer zu ergründen. Sie sahen, daß die Russen einerseits alles aufboten, um für die Armenier der Türkei die Selbständigkeit zu erlangen, während die Armenier im Kaukasus unter dem größten Despotismus zu leiden hatten. Der Zar versprach sogar dem Sultan Abdul Hamid II. als Gegenleistung für die Zusage, daß im östlichen Anatolien keine Eisenbahnen gebaut werden, den nach der Revolution von 1896 in den Kaukasus geflüchteten Armeniern die Rückkehr in die Türkei zu verbieten. Triftigere Beweise der von Rußland der Türkei und den Armeniern gegenüber gehegten Absichten kann es nicht geben. Es ist unleugbar, daß Kultur und materieller Wohlstand die wich-

tigsten Faktoren für das Gedeihen eines Volkes sind. Aber der Wohlstand beginnt erst mit der Anlage entsprechender Verkehrsadern, wie Eisenbahnlinien und Straßen. Einerseits verlangten die Russen Reformen zum Wohl und zur Sicherstellung der von Armeniern bewohnten Wilajets, anderseits wünschten sie, daß von der Eisenbahnanlage, die diese Zwecke gefördert hätte, abgesehen werden sollte. Welche Erklärung hat Herr Mandelstamm für diese Tatsachen? Er begnügt sich damit, einen europäischen Schriftsteller, der diesen Gedanken hervorhob, einfach zu beschimpfen. Beleidigungen sind indes keine Beweise.

Das Doppelspiel der russischen Politik stimmte die ehrlich gesinnten Armenier nachdenklich, sie konnten nicht umhin, folgende Betrachtung anzustellen: Würde Armenien durch die Erlangung der Autonomie nicht unter das russische Joch gelangen, das tausendmal verabscheuungswürdiger ist als das türkische? Das Bestreben der türkischen revolutionären Komitees ging infolgedessen dahin, den von ihnen zum Wohle aller Nationalitäten des ottomanischen Reiches angestrebten Reformen auch bei dem Komitee „Dachnakzutiun", dem verständigsten und am besten geleiteten der armenischen Komitees, zur Anerkennung zu verhelfen.

Herr Mandelstamm kann nicht behaupten, daß meine Angaben erfunden sind, denn die „Dachnakzutiun", welche an dem im Jahre 1907 in Paris stattfindenden allgemeinen Kongreß des Komitees „Einheit und Fortschritt" teilnahmen, näherten sich in ihren abgegebenen Erklärungen den erwähnten Reformbestrebungen und versprachen, mit dem Komitee „Einheit und Fortschritt" zusammenzuarbeiten. Malumian Effendi (Agnoni), einer der Leiter des Komitee „Dachnakzutiun", den ich im April 1908 in Konstantinopel traf, erwähnte mir gegenüber des öfteren die russische Gefahr, von der die Armenier bedroht seien.

Aber unter den verschiedenen revolutionären armenischen Komitees gab es auch solche wie die „Hintschakisten" und die „Reformierten Hintschakisten", deren Führer und Mitglieder meistenteils von den Russen erkauft waren, die keine Annäherung mit den türkischen Komitees suchten und einen unter russischem Schutz stehenden armenischen Staat anstrebten.

Dank diesen Vertretern der Komitees und dank dem russischen Gelde, das von allen russischen Konsulaten, die an der revolutio-

nären Organisation regen Anteil nahmen, verteilt wurde, begann auch die kirchliche Partei zu erklären, daß der Schutz des russischen Zaren dem des mohammedanischen Kalifen vorzuziehen sei.

Dies war die Lage, in welcher sich die revolutionären Armenier und Türken zu Beginn der Revolution von 1908 befanden. Das Geheimkomitee „Einheit und Fortschritt", das in Saloniki gebildet worden war, hatte grundsätzlich als innerpolitisches Programm die Durchführung der Verfassung „Midhat Pascha" angenommen. Die Grundlage dieser Verfassung war die Anerkennung des Ottomanismus mit gleichzeitiger Dezentralisation der Verwaltung, während die mazedonisch-bulgarischen Komitees, die mazedonisch-griechischen Komitees unter Leitung der Ethniki Heteria, das nationalistische mazedonische Kriegskomitee und die revolutionären albanischen, armenischen, arabischen Komitees als Prinzip das System der „politischen Dezentralisation" ohne Anerkennung des Ottomanismus anstrebten.

Dezentralisation der „Verwaltung" bedeutet aber lokale Autonomie der Verwaltung in den von verschiedenen völkischen Elementen bewohnten, verschiedenen Teilen in einem einheitlichen „ottomanischen Reiche." Hätte das Komitee „Einheit und Fortschritt" die gleiche Gesinnung gehabt wie unsere äußeren Feinde, welche die Aufteilung des ottomanischen Reiches von ganzer Seele wünschten und nicht verfehlten, tausend Intriguen anzuzetteln, so hätte es nicht einen Augenblick gezögert, das Prinzip der „politischen oder staatsrechtlichen Autonomie" anzunehmen, zu dessen eifrigsten Verteidigern sich der Prinz Sabaheddin gemacht hatte. Aber hätten dann die Franzosen, welche Syrien begehrten, die Engländer, welche sich zu Herren von Mesopotamien und der ganzen arabischen Halbinsel machen wollten, die Russen, die nur auf eine günstige Gelegenheit warteten, die östlichen Provinzen Anatoliens in Besitz zu nehmen, die Bulgaren, die Serben, die Mazedonien unter sich teilen wollten, die Italiener, die Österreicher, welche von Albanien Besitz ergreifen wollten, und die Griechen, die die Inseln des Archipels sich einzuverleiben wünschten, hätten sie die geringste Schwierigkeit gehabt, alle diese Provinzen, die durch das Prinzip der „politischen Dezentralisation" geschaffen worden wären, eine nach der anderen zu verschlingen? Wäre die Standfestigkeit unseres Dezentralisationsprinzips stärker gewesen als das Prinzip der Dezentralisation Österreichs? Hat

dieses Prinzip den Tschechoslowaken, den Kroaten, den Slowenen die Hoffnung, sich vollständig von Österreich zu lösen, nehmen können? Wären die Machtmittel unserer Zentralregierung wirksamer gewesen als die der österreichischen Zentralregierung, um die selbständigen Provinzen vor den Intrigen unserer noch zahlreicheren und habgierigeren Feinde zu schützen? Es gibt keine weitgehendere Selbstverwaltung als die, welche der Insel Kreta zuerkannt worden war; und ist es uns dadurch gelungen, die Kreter zu veranlassen, ihre Hoffnung, sich mit Griechenland zu vereinigen, aufzugeben? Haben wir von der Insel Zypern, die vor der englischen Besetzung eine privilegierte Stellung hatte, nicht jedes Jahr das gleiche Lied vernommen, den steten Wunsch, sich mit Griechenland zu vereinigen?

Haben wir die Bulgaren daran verhindern können, das östliche Rumelien in Besitz zu nehmen, trotzdem sich Rumelien der weitgehendsten Selbstverwaltung erfreute? Hat England bei der Besetzung Ägyptens, das zu den privilegiertesten Provinzen gehörte, Schwierigkeiten gehabt? Haben die Engländer gezögert, sich in Kuweit, das seit Jahrhunderten vom ottomanischen Kalifat abhängig war, festzusetzen, nachdem sie erklärt hatten, daß der Scheich Mubarek el Sabah das englische Protektorat angenommen habe? Fiel es den Engländern schwer, den Irak als ihr Schutzgebiet zu behandeln, unter dem Vorwand, daß die Bevölkerung sich nach der englischen Schutzherrschaft sehne? Können dieselben Erwägungen nicht auch auf die Franzosen in betreff Syriens angewandt werden? Und können wir Mazedonien oder Albanien von einem anderen Standpunkt betrachten als das östliche Rumelien und Bosnien-Herzegowina?

Ich glaube nicht, daß die Parteigänger des politischen Dezentralisationsgedankens auf alle diese Fragen eine logisch befriedigende Antwort zu geben imstande sind. Denjenigen, die uns vorwerfen rein „türkische Politik“ getrieben zu haben, antworte ich entschieden, daß wir nicht türkische Politik, sondern die Politik der ottomanischen Einheit geführt haben. Hätten wir das Dezentralisationsprinzip angenommen, dann wäre das Komitee allerdings gezwungen gewesen, „türkische Politik“ zu treiben, und wir hätten für die nur von Türken bewohnten Wilajets die gleiche lokale Selbstverwaltung wie für die anderen Provinzen verlangen müssen. Daher sind diejenigen, welche sich nur als „Türken“ be-

kennen, die Anhänger der „Dezentralisation", denn in Wirklichkeit verfolgten sie eine bloß türkische Politik. Während wir, die wir die Politik des ottomanischen Zusammenschlusses verfolgen, als Hauptgrundsatz angenommen hatten, den Einfluß der Reichsregierung auf die Wilajets nicht verringern zu lassen; es sollten jedoch diese in ihrer lokalen Verwaltung weitgehendste Vorrechte erhalten, unbeschadet aber der Einheitlichkeit der Armee.

Die türkische Jugend hatte eingesehen, daß unter den verschiedenen ottomanischen Elementen, die für die Entwicklung ihrer Nation kämpften, nur die Türken verlassen und ohne Führer dastanden, und so begann sie ihrerseits daran zu arbeiten, um auch ihrem Volke eine Wiederaufrichtung in Wissen, Bildung und Tugend zu sichern. So wie „Einheit und Fortschritt" nicht das Recht hatte, sie daran zu verhindern, so kann ich mir auch nicht vorstellen, daß die Anhänger der Dezentralisation sich dem hätten widersetzen wollen.

Kann man das Verlangen, die türkische Sprache als die vorherrschende im ottomanischen Reich anzusehen, ein Vertürken der Nationen nennen? Ist das ein Vertürken der anderen Nationen, wenn man die Forderung stellt, daß das Schulwesen im ottomanischen Reich unter der Aufsicht des Staates stehe und gut geleitet werde?

Wenn in der ersten Zeit der Verfassung in Konstantinopel eine Anzahl nationalistischer Komitees gegründet wurden, wie die „Arabische Union", die „Gegenseitige Tscherkessische Hilfsgenossenschaft", der „Kurdische Klub", der „Albanische Klub" und zahlreiche andere, warum führt man gerade die Begründung des „Ottomanischen Heim" als Beweis dafür an, daß die unionistische Regierung vertürkende Bestrebungen habe?

Was mich anbetrifft, so bin ich in erster Linie Ottomane, aber in zweiter werde ich es nie vergessen, daß ich Türke bin, und ich bin fest überzeugt, daß diese Nation der Grundstein des ottomanischen Reiches ist. Die türkische zivilisatorische und wissenschaftliche Entwicklung befestigt die ottomanische Einheit und stärkt das Reich, denn ihrem Ursprung nach ist das ottomanische Reich eine türkische Schöpfung.

Sucht man ein Beispiel dafür, so kann ich unsere heutige peinliche Lage anführen. Ich verweise auf die Araber, die sich gegen

uns erhoben haben in der Hoffnung, ihre Selbständigkeit zu erlangen. In welchem Zustand befinden sie sich? Ich habe das schon früher gezeigt.

Sofort nachdem sich Ägypten von der ottomanischen Vereinigung getrennt hatte, kam es unter englische Vorherrschaft. Sobald ihre Jugend sich gegen diese Vorherrschaft auflehnte, wurde sie von der vernichtenden Faust der Engländer erdrückt. Den Franzosen genügt das syrische Küstengebiet und der Libanon nicht; sie wünschen auch das Innere des Landes zu besetzen.

Spricht irgend jemand in diesen Ländern vom Ottomanismus? Im Gegenteil, der Ruf: „Durch Gottes Gnade sind wir vom Ottomanismus befreit" ertönt unausgesetzt aus dem Munde einer Menge von Verrätern, die sich von der Gunst der Regierung genährt haben. Aber die Stimme, die sich aus Anatolien, dem für die Türken geheiligten Lande, erhebt, verkündet noch immer das „ottomanische Reich", die edlen Söhne, die das westliche Thrazien, diesen kleinen türkischen Winkel, bewohnen, wirken unausgesetzt dafür, ihren Zusammenhang mit dem Reich zu sichern, kurz, überall wo es noch Türken gibt, streben sie darnach, ihre Existenz zu befestigen und suchen Zuflucht in dem glorreichen ottomanischen Namen. Wir lenken daher die Aufmerksamkeit derer, die die Existenz der ottomanischen Einheit sichern wollen, auf die ihnen zufallende große Aufgabe, die Türken zu heben, sie zu vermehren, ihnen Daseinsmöglichkeiten zu geben.

Ich bitte diese kleine Abschweifung, durch die ich meinen Standpunkt allgemein bekannt machen wollte, nicht als überflüssig zu betrachten.

Im Sinne der Verfassungsurkunde gab das Zentralkomitee „Einheit und Fortschritt" dem Wunsche Ausdruck, die verschiedenen revolutionären politischen Komitees des Landes in einem einzigen „Politischen Komitee der ottomanischen Einheit" zu sammeln. Zu diesem Zwecke setzte es sich in erster Linie mit den verschiedenen revolutionären bulgarischen Komitees in Verbindung. Wir begannen zunächst Verhandlungen mit den berühmten Sandansky, Tschernopeieff und ihren Genossen. Während wir jedoch den Gedanken des Ottomanismus als Grundlage der Verhandlungen ansahen, wollten sie nicht das geringste Zugeständnis machen und forderten die Autonomie Mazedoniens. Was wir während dieser

Besprechungen, an denen Talaat Bey und ich als Delegierte teilnahmen, ausgestanden haben, weiß außer uns Gott allein. Ich werde vornehmlich niemals die peinlichen Tage vergessen, die ich mit Sandansky in den bulgarischen Dörfern Menlik, Petritsch, Osmanije Djuma-i-Bala zur Zeit der ersten Wahlen verbrachte. Trotzdem haben wir uns mit ihnen besser als mit allen anderen revolutionären Komitees verständigen können, denn das Komitee der Bulgaren Mazedoniens wollte in keiner Weise sein eigenes politisches Programm aufgeben.

Ein Grieche, der im Namen der Ethniki Heteria zu Verhandlungen nach Saloniki gekommen war, schlug die Vereinigung Kretas und Samos mit Griechenland, die Selbstverwaltung der anderen Inseln und die weitgehendsten Privilegien für das sogenannte griechische Mazedonien vor; als Entschädigung dafür sollte zwischen Griechenland und der Türkei ein Bündnis zustande kommen. Wir wiesen diese Vorschläge ab, denn unsere Bestrebungen gingen natürlich nicht auf ein griechisch-türkisches Bündnis, sondern darauf, die türkischen Griechen in den Verband unseres Einheit- und Fortschritt-Komitees aufzunehmen und dadurch die ottomanische Einheit zu schaffen.

Im August 1908 übersiedelt das Zentralkomitee provisorisch nach Konstantinopel, wo wir auf denselben Grundlagen Verhandlungen mit dem Prinzen Sabaheddin und dem armenischen Komitee einleiteten. Unsere Partei war durch Talaat Bey, Behaeddin Schakir Bey und mich vertreten. Der Dr. Reschad Nihad vertrat den Prinzen Sabaheddin, während Malumian und Schahirikian Effendi im Namen der Armenier verhandelten. Wir bewiesen ihnen der Reihe nach alle Nachteile, welche das Dezentralisationsprinzip dem ottomanischen Reich bringen würde. Die Ansichten des Prinzen Sabaheddin deckten sich mehr oder weniger mit denen des Komitees der Tachnakzutiun; sie antworteten uns beide fast im gleichen Sinne. Merkwürdig war es, daß Dr. Reschad Nihad dafür eintrat, noch weitgehendere Privilegien zu bewilligen als sie von dem revolutionären armenischen Komitee beansprucht wurden, und daß er sich von den Nachteilen, die diese Privilegien zufolge haben mußten, keine Rechenschaft geben wollte. Schließlich machte Malumian Effendi im Namen des Komitees Tachnakzutiun folgenden Vorschlag: „Das Komitee Tachnakzutiun wird zum Schutze der Verfassung im ottomanischen Reiche im Einvernehmen mit dem Komitee ‚Ein-

heit und Fortschritt' arbeiten, jedes der Komitees behält sich jedoch in der Ausführung seines Hauptprogramms Handlungsfreiheit und Wahl der Mittel vor. Das heißt so viel als: das Komitee Tachnakzutiun wird seine revolutionäre Organisation im Lande beibehalten, mit dem einzigen Unterschied, daß die Organisation, die bisher geheim gewesen, jetzt offen als politisches Komitee auftreten wird, dessen Mitglieder sich öffentlich betätigen."

Es blieb uns natürlich nichts anderes übrig als diesen Vorschlag anzunehmen. Kurz gesagt war es uns trotz der vielen Opfer und einer unausgesetzten Arbeit von drei bis vier Monaten nicht gelungen, die revolutionären Komitees der anderen Nationalitäten in unseren Verband „Einheit und Fortschritt" aufzunehmen, da unsere und ihre Ziele zu weit auseinander gingen. Sie wünschten ihre bisher heimlich betriebene, großen Gefahren ausgesetzte Propaganda zur Erreichung der Autonomie und Unabhängigkeit öffentlich zu führen und ihr Ziel auf diese Art rascher zu erreichen, während unser Verlangen dahin ging, dem Komitee „Einheit und Fortschritt" das Ansehen einer einheitlichen Verbindung aller revolutionären Komitees der ottomanischen Nationalitäten zu geben, wie auch das Reich durch die Vereinigung aller ottomanischen Nationalitäten entstanden war, und darauf hinzuwirken, daß die Notwendigkeit der ottomanischen Einheit von allen Elementen eingesehen und anerkannt würde, um die Verfassung vor allen Gefahren zu schützen.

So wie in Frankreich sich alle Republikaner, sobald sie die Republik in Gefahr wähnen, in einheitlichem Zusammenschluß gegen den Angreifer erheben, so sollte auch der Bund „Einheit und Fortschritt", aus sämtlichen früheren revolutionären Komitees gebildet, seine Mitglieder dazu auffordern, sich bei dem geringsten gegen die Verfassung gerichteten Angriff gemeinschaftlich zu erheben. Gleich wie die französischen Republikaner Leute der verschiedensten politischen Anschauung sind und den verschiedensten Parteien angehören, so hätte „Einheit und Fortschritt" die Anhänger der verschiedenen politischen Parteien und Weltanschauungen, unbeschadet ihrer nationalen und religiösen Überzeugungen, umfassen sollen. Keine der politischen Parteien, deren Ziele ausschließlich nationalistische waren, wollte sich auf diese übernationale Orientierung einlassen; denn im Grunde erhielten

alle ihre Verhaltungsmaßregeln aus dem Ausland und waren uns gegenüber bloß Marionetten.

Sogar das Komitee Tachnakzutiun, welches am meisten zu uns hielt und die größten Befürchtungen hegte, Armenien unter das russische Joch fallen zu sehen, behielt die ihm eigene Organisation und bekundete offen die Absicht, zur Erreichung seiner politischen Ziele arbeiten zu wollen. Die armenischen Hintschakisten und reformierten Hintschakisten wollten nicht einmal mit uns in Verhandlungen eintreten, und ihre Führer unterhielten in Konstantinopel ganz öffentlich Beziehungen zur russischen Botschaft.

Im Laufe des Januar 1909 beschloß das Kabinett Hussein Hilmi Pascha, auf Antrieb des Komitees „Einheit und Fortschritt", eine Untersuchungskommission in die östlichen Wilajets zu entsenden, um die agrarischen Streitigkeiten, welche in diesen Wilajets zwischen den Armeniern, Türken und Kurden entstanden waren, zu regeln. Ghalib Bey, Mitglied des Senats und des Verwaltungsgerichtshofes, wurde zum Vorsitzenden der Kommission ernannt unter Beigabe zweier türkischer und zweier armenischer Mitglieder. Eines der türkischen Kommissionsmitglieder war der Generalstabmajor Zeki Bey, der während seines Aufenthalts in Europa die besten Beziehungen zum Komitee der Tachnakzutiun unterhalten hatte, das andere Mitglied war ich. Es waren wieder die Führer der Tachnakzutiun gewesen, die um meine Teilnahme an der Kommission gebeten hatten; sie hatten in den früheren Verhandlungen meine Ansichten als gerecht und unparteiisch erkannt und nahmen an, daß ich als Mitglied des Zentralkomitees in meinen Entscheidungen weniger den Angriffen des Komitees ausgesetzt sein würde. Dieser Aufforderung bereitwillig Folge leistend, begab ich mich von Saloniki nach Konstantinopel. Trotzdem wurde dieser Antrag der Regierung von den Deputierten der östlichen Wilajets in der Kammer auf das heftigste angegriffen, indem sie behaupteten, daß die Entsendung einer solchen Untersuchungskommission die den Generalgouverneuren verfassungsgemäß zustehenden Befugnisse verletze.

Da der damalige Minister des Innern, Ferid Pascha, den Standpunkt der Regierung vor der Kammer nicht zu verteidigen verstand, mußte ich untätig in Konstantinopel warten bis zu den Ereignissen vom 31. März (13. April) 1909.

Der Plan wurde nach den Ereignissen vom 31. März vollkommen fallen gelassen, und ich wurde Ende Mai 1909 zum Gouverneur von Skutari ernannt.

Die Ereignisse von Adana

Zur selben Zeit, als in Konstantinopel die Bewegung vom 31. März einsetzte, zu dem Zweck, die Führer von „Einheit und Fortschritt" und ihre Anhänger vollkommen unschädlich zu machen, kam es in Adana zu einem türkisch-armenischen Blutbad.

Da ich vier Monate nach diesen Vorfällen, das heißt gegen Mitte August 1909, zum Gouverneur von Adana ernannt wurde, so darf ich wohl behaupten, daß niemand besser als ich die psychologischen Gründe dieses Gemetzels, eines der schmerzlichsten Ereignisse in der Geschichte unserer Verfassung, hat erforschen können.

Nach Ausrufung der Verfassung war die Bevölkerung in allen Teilen des ottomanischen Reiches so aufsässig geworden, daß vom geringsten Polizeigendarm bis zum vielvermögenden Generalgouverneur niemand mehr Einfluß auf sie hatte. Das Wort „Freiheit" wurde von der Presse wie vom Volk sehr mißverständlich gedeutet, und ein jeder glaubte sich ungestraft alles erlauben zu können. Mehrere Walis, viele Zivil-, Polizei- und Gerichtsbeamte, die während des absolutistischen Regimes die Bevölkerung bedrückt hatten, waren jetzt der Gegenstand äußerst häßlicher und unerlaubter Angriffe; Leute, die vor dem Verfassungserlaß nie den Namen „Einheit und Fortschritt" gehört hatten, spielten sich häufig als Freiheitshelden auf und gingen in ihren Übergriffen so weit, Regierungsbeamte an ihrer Pflichterfüllung zu hindern. Meine Erinnerungen aus den ersten Tagen der Verfassung, während welcher ich mich im Zentralkomitee befand, sind von Vorfällen dieser Art erfüllt.

Das Zentralkomitee machte alle Anstrengungen, um diesen Zügellosigkeiten Einhalt zu tun und um zu verhüten, daß irgend jemand, schuldig oder unschuldig, ungesetzmäßigen Übergriffen zum Opfer falle. Um der Bevölkerung die wesentlichen Bestimmungen der Komiteesatzungen einzuprägen, wurden besondere Abgeordnete entsandt, mit dem Auftrag, in allen Orten, wo das Komitee noch keine Organisation besaß, Sektionen zu gründen,

aber die Wahl dieser Abgeordneten war im allgemeinen keine glückliche. Einige ließen sich von der unter dem Volk herrschenden Zuchtlosigkeit mit fortreißen, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, daß unsere Satzungen wesentlich den Zweck hatten, das Ansehen der Regierung im Lande zu wahren.

Späterhin benutzten einige Politiker, die als Gegner von „Einheit und Fortschritt" auftraten, den schädlichen und seltsamen Ausdruck, den die Freiheitsäußerungen in der Presse gefunden, um ihre Angriffe gegen das Komitee zu richten und das Land in eine wahrhaft unentwirrbare Anarchie zu stürzen. Da die Regierung in der Hauptstadt des Reiches jeden Ansehens und aller Machtmittel beraubt war, so kann man sich leicht vorstellen, in welchem Zustand die Provinzen waren. Viele, denen es nicht gelang, ausschlaggebende Stellungen in den in den Provinzhauptstädten gegründeten Sektionen von „Einheit und Fortschritt" zu gewinnen, gründeten Zweigstellen der verschiedenen politischen Komitees, die sich nach und nach in Konstantinopel bildeten, und benutzten diese als Mittel, um sich zu rächen.

Die mohammedanische und türkische Bevölkerung war also uneinig und gespalten, während die christliche durch ihre eigenen Komitees mit Eifer an der Verwirklichung ihres Programms arbeitete.

Im Wilajet von Adana ist die türkische Bevölkerung in der Überzahl; nach ihr kommen die Armenier, dann die Araber, unter dem Namen „Arab Uschagi" bekannt, und endlich die Griechen. Das Wilajet besitzt eine Bevölkerungszahl von fünfhundertfünfzigtausend Seelen; davon sind ungefähr sechzigtausend Armenier, zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend Arab-Uschagi, zehn- bis fünfzehntausend Griechen; alle übrigen sind Türken. Seit Jahrhunderten herrschte unter der Bevölkerung, die sich meist mit Ackerbau beschäftigt, größte Eintracht.

Eine unleugbare Tatsache ist, daß das Wilajet Adana längst vor den Ottomanen schon türkisch war, denn diese entrissen es den Händen einer unter dem Namen „Ramazun Oghullari" bekannten türkischen Herrscherfamilie. Trotzdem die Geschichte vermerkt, daß zur Zeit der Kreuzzüge ein armenisches Königreich in dieser Gegend, Cilicien genannt, bestand, so ist es doch ebenfalls wahr, daß zahlreiche Türken auch damals das Land bewohnten und die türkischen, lehnsherrlichen Beys auf dieses Königreich schlecht zu sprechen waren.

Die Mehrzahl der gegenwärtig im Wilajet von Adana lebenden Armenier stammen aus Diarbekir, Sivas und Mamuret-ul-Asis; sie sind im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts ausgewandert, in der Hoffnung, ihr Glück zu machen. Die wirklichen aus Adana gebürtigen Armenier sind die, welchen man in der Stadt Hadjin, an der Nordgrenze des Wilajets und in einigen Dörfern in der Umgegend von Sis, Hauptstadt des Sandjak von Kozan, begegnet, wie auch in Dört Yol, am Ufer des Golfs von Alexandrette und in einigen umliegenden Dörfern.

Was die „Arab-Uschak" anbetrifft, so gehören sie zu der Bevölkerung, die unter der Regierung des Sultans Abdul Aziz aus der Gegend des Sandjak Lazkié verpflanzt wurde, um die sehr fruchtbare, aber damals noch wenig bevölkerte Ebene von Adana zu bebauen. Wie ich bereits erwähnt habe, lebten die Türken und Armenier, wie die ganze übrige Bevölkerung des Wilajets früher im größten gegenseitigen Vertrauen, nicht das geringste Zerwürfnis war zwischen ihnen vorauszusehen. Zur Zeit der Unruhen und Metzeleien von 1894—96 ereignete sich nicht der kleinste Zwischenfall im Wilajet von Adana, die Türken und Armenier waren gemeinsam bemüht, das Übergreifen der Kämpfe in ihr Gebiet zu verhindern, und ihre Anstrengungen blieben nicht erfolglos.

Nach dem Erlaß der Verfassung gründeten die Armenier gegen die in Adana sich bildenden politischen Komitees der Türken Zweiggruppen der Tachnakzutiun, Hintschakisten und reformierten Hintschakisten; oder genauer gesagt, sie traten mit ihren früher geheimgehaltenen Organisationen jetzt öffentlich auf.

Zu der Zeit befand sich als armenischer Vikar in Adana ein junger, ehrgeiziger Priester namens Muscheg Effendi, der zugleich Anführer der reformierten Hintschakisten war. Die Armenier konnten sich nicht genug über die Unsittlichkeit dieses Menschen auslassen. Wenn alle die Geschichten, die ich über ihn von Armeniern erfuhr, wahr sind, so kann man ohne Übertreibung behaupten, daß dieser Mensch eine Verkörperung aller schlimmen Instinkte war.

Nach der Verfassungsproklamation sah sich „Monsignore Muscheg" als das religiöse und politische Haupt von Adana an. Man hat mir erzählt, daß dieser Priester, die Schwäche und Ohnmacht der Regierung in unverschämtester Weise mißbrauchend, gegen den Generalgouverneur vor versammeltem Verwaltungsrat die

beleidigendste Haltung einnahm und die Versammlung äußerst aufgebracht verließ unter der Androhung, den Gendarmerieobersten des Wilajets zu ohrfeigen. Ich habe mir ebenfalls von Armeniern erzählen lassen, daß zu dieser Zeit eine größere Anzahl junger Armenier, welche die Akolyten des Monsignore Muscheg waren, die Unverfrorenheit so weit trieben, in verschiedenen Meetings öffentlich zu behaupten, die Zeit läge nicht mehr fern, wo die Armenier sich von dem türkischen Joch befreien würden.

Um gerecht zu sein, muß ich hinzufügen, daß der Delegierte der Tachnakzutiun an den Zügellosigkeiten des Monsignore Muscheg nicht teilnahm und daß er nicht verfehlte, die Abgeordneten des Tachnakzutiun in Konstantinopel auf die sehr üblen Folgen dieses Benehmens aufmerksam zu machen. Allein Monsignore Muscheg begnügte sich nicht mit alledem; er ließ aus Europa Gewehre und Revolver kommen, um die Armenier zu bewaffnen. Zu der Zeit hatte die Regierung, wie sie alles freigab, auch den Waffenhandel freigegeben und damit auch die Einfuhr derselben. Monsignore Muscheg teilte überall öffentlich mit, „daß, da die Armenier endlich bewaffnet seien, sie von nun an eine Wiederholung der Metzeleien von 1894 nicht mehr fürchteten, und daß, wenn irgendeinem Armenier etwas zustoßen sollte, zehn Türken zur Vergeltung getötet werden würden." Diese Erklärungen und die Maßregeln des Monsignore Muscheg zwangen die Türken von Adana, ähnliche Maßregeln zu ergreifen.

Hier nun beginnt die große Schuld der damaligen Regierung von Adana; denn das Eingeständnis der Schwäche und Ohnmacht kann für eine Regierung nie als annehmbare Entschuldigung gelten. Als das zuchtlose Treiben des Monsignore Muscheg seine schädliche Wirkung auf die Bevölkerung auszuüben begann, wäre es das sicherste Mittel gewesen, ihn und seine Anhänger und auch alle Türken, welche zu Unruhen geneigt schienen, sofort zu verhaften und unverzüglich die gerichtliche Untersuchung gegen sie einzuleiten und im Notfall den Kriegszustand über das Wilajet zu verhängen. Aber zu der Zeit wagte es selbst der Großwesir, Hussein Hilmi Pascha, der in der zum Palast der Hohen Pforte führenden Avenue, von Mitgliedern des Komitees der Mohammedie anläßlich der Beerdigungsfeier des Journalisten Hassan Fehmi Bey beschimpft worden war, nicht, in Konstantinopel energische Maßregeln zu ergreifen. Die erste Pflicht einer

Regierung ist, dem Volke klar zu machen, daß Freiheit und Anarchie nicht gleichbedeutend sind. Leider gab es im Türkischen Reiche zu Ende des Jahres 1908 und Beginn 1909 keine solche Regierung.

Während der Zeit war Djewad Bey Generalgouverneur von Adana. Letzterer kann ohne Zweifel als ein Muster hoher Sittlichkeit gelten, aber seine Unfähigkeit in der Verwaltung stand leider auf gleicher Höhe. Er erfüllte in keiner Weise die Anforderungen, denen ein Wali von Adana hätte entsprechen müssen. Ein alter Soldat, Divisionsgeneral Mustafa Remzi Pascha, befehligte die Division. Er hatte sich in seiner Jugend durch großen Eifer hervorgetan und stets in den Traditionen ehrenhafter patriotischer Gesinnung gelebt. Aber man kann nicht behaupten, daß diese Persönlichkeit, die erstens alt, zweitens ohne jede Polizeigewalt war, die erforderlichen Eigenschaften eines Kommandanten von Adana besaß.

Im Sandjak des Djebel Bereket befand sich ein Mutessarif namens Assaf Bey, der in dem Maß ängstlich war, daß er sich vor seinem eigenen Schatten fürchtete. Ich habe nie verstehen können, wie man einen solchen Menschen zum Vizegouverneur hat ernennen können.

Zu Beginn des Jahres 1909 lief das Gerücht von Mund zu Mund, daß die Armenier sich demnächst erheben würden, um die Türken zu vernichten; es hieß, sie würden diese Gelegenheit benutzen, um das Wilajet erst durch europäische Flotten besetzen zu lassen, und darauf zur Bildung des armenischen Staates fortschreiten. Die Türken glaubten so fest an diese Gerüchte, daß viele angesehene Leute ihre Familien in Sicherheit brachten.

Man hat mir berichtet, daß aus Konstantinopel gewisse Leute vom Komitee Mohammedie nach Adana entsandt worden waren, um die Bevölkerung vor dem armenischen Aufstand zu warnen; doch habe ich mir keine Beweise für die Wahrheit dieser Gerüchte verschaffen können.

Anfangs April 1909 war die gegenseitige Spannung derart, daß man von einem Tag zum anderen erwarten konnte, die Bevölkerung werde übereinander herfallen. Am 14. April begannen schließlich auf Befehl Monsignore Muschegs mit von armenischer Seite ausgehenden Angriffen „die Ereignisse von Adana“. In Adana, Tarsus, Hamidié, Mismis, Erzine, Dört Yol, Azirli, kurz in allen

von Armeniern bewohnten Ortschaften entstand ein solches Blutbad, daß die Beschreibung der Einzelheiten einen mit Abscheu erfüllt. Die Regierung, die sich selbst in der Hauptstadt des Wilajets vollkommen machtlos zeigte, ging in ihrer Verblendung so weit, eine Massenerhebung in den Bezirken anzuordnen, um den Angriff der Armenier gegen die Mohammedaner zu verhindern.

Der Mutessarif Assaf Bey wagte bei der Nachricht, daß die Armenier von Dört Yol bewaffnet gegen Erzine, Hauptstadt des Sandjak des Djebel Bereket, vorrückten, nicht, sein Zimmer zu verlassen; er überschüttete alle Ortschaften des Liwa mit Telegrammen, in denen es hieß: „Die hiesigen Mohammedaner sind in Gefahr, vernichtet zu werden, es ist daher die Pflicht eines jeden, der sein Vaterland und sein Volk liebt, die Waffen zu ergreifen und nach dem Sandjak von Djebel Bereket zu eilen."

Es stimmt allerdings, daß die Armenier von Dört Yol auf Erzine rückten, mit der Absicht, die Türken im Sandjak von Djebel Bereket zu ermorden. Aber es ist für einen Mutessarif ein ganz unverzeihlicher Fehler, sich in sein Zimmer einzuschließen und die Bevölkerung aufzufordern, nach Belieben vorzugehen; denn eine Bevölkerung, die sich in Gefahr sieht, wird nicht nur die Angreifer anfallen, sondern auch Unbewaffnete, wie Frauen, Greise, Kinder, sie wird sich schließlich in Plünderungen ergehen, Städte, Dörfer, Besitzungen anzünden. In der Tat ist das alles auch eingetroffen.

Das sind die Ursachen, welche die ersten Ereignisse von Adana hervorgerufen haben. Die späteren, die sich auf die Stadt Adana beschränkten, erfolgten zehn Tage darauf infolge eines Angriffes junger Armenier, die nachts Flintenschüsse auf das Feldlager der Soldaten abgaben; das Blutbad von Adana artete dadurch noch schlimmer aus.

Meiner persönlichen Überzeugung nach ist Monsignore Muscheg der wirkliche Urheber der „Cilicischen Vesper", der wahrhaft Schuldige, und meines Erachtens ist der damalige Gouverneur, der, trotzdem er sich klarmachen mußte, welch eine Gefahr diese Persönlichkeit bedeutete, nicht die nötigen Schutzmittel ergriff, ebenfalls stark verantwortlich. Es ist unverzeihlich, daß er sich die Zügel der Regierung während solcher Ereignisse hat entgleiten lassen und seine Haltung dem Raub- und Mordgesindel gegenüber eine so ohnmächtige und klägliche war.

Was absolut feststeht, ist, daß zwei bis drei Monate vor diesen Ereignissen die Türken und Mohammedaner aller öffentlicher und amtlicher Kreise des Wilajets von Adana der sicheren Meinung waren, daß die Armenier sich täglich Waffen kommen ließen zur Vorbereitung eines Massenmordes und sie sich wirklich in großer Gefahr sahen. Was Monsignore Muscheg und seine Gefährten anbetrifft, so haben ihre unverschämten Reden und Herausforderungen diese Meinung noch bestärkt.

Die psychologischen Ursachen, die ich oben erwähnte, entsprechen nicht allein meiner Überzeugung. Der englische Major Doughty-Wylie, damaliger englischer Konsul in Adana, war derselben Ansicht. Es tut mir leid, daß dieser Ehrenmann, der in den Dardanellenschlachten sehr viel Mut bewiesen und sein Leben seinem Vaterland geopfert hat, nicht mehr am Leben ist, um meine Aussage zu bestätigen.

Der amerikanische Missionar Mr. Chambers und der Direktor des amerikanischen Kollegs in Tarsus, Mr. Christine, haben mir, nachdem sie mir von den entsetzlichen Grausamkeiten, welche die Türken und Arab-Uschaks während der Metzeleien begangen haben, berichtet hatten, ebenfalls versichert, daß Monsignore Muscheg der Haupturheber des Blutbades war.

Siebzehntausend Armenier und achtzehnhundertfünfzig Türken sind in Adana bei diesem Gemetzel ums Leben gekommen. Die Zahlen beweisen, daß, falls die Armenier Adanas in der Überzahl gewesen wären, sich das Gegenteil vollzogen hätte und die Türken von den Armeniern massakriert worden wären. An Grausamkeiten haben die Gegner einander nichts nachgegeben. Bei jeder Gelegenheit verfehlten die Armenier nicht, türkische Frauen und Kinder anzugreifen, die Türken taten das gleiche und die beiden entfesselten Volksstämme bewiesen, daß kein Unterschied zwischen ihnen bestand.

Als ich zum Generalgouverneur von Adana ernannt wurde, stellte mir die Regierung einen Kredit von zweihunderttausend Pfund zur Verfügung. Hunderttausend sollten zum Wiederaufbau der armenischen und türkischen Häuser dienen, die in Städten und Dörfern ein Raub der Flammen geworden waren; die andere Hälfte sollte den armenischen Geschäftsleuten, Handwerkern und Pächtern zur Wiederaufnahme ihres Gewerbes geliehen werden, mit zehnjähriger Rückzahlungsfrist. Ich gründete in Adana eine Bau-

kommission unter meinem Vorsitz. Die Kommission bestand aus einigen Ausländern, wie dem amerikanischen Missionar Mr. Chambers und zahlreichen Eingeborenen, der Mehrzahl nach Armenier.

Dank der von mir ergriffenen Maßregeln waren vier Monate nach meiner Ankunft alle armenischen Häuser des Wilajets wiederhergestellt und in der Provinzhauptstadt war nicht ein einziges der Kleinfamilienhäuser unvollendet. Kurz im Lauf von fünf bis sechs Monaten hatten die Armenier ihren Handel, Ackerbau und ihr Gewerbe vollkommen wieder aufgenommen und zwischen Türken und Armeniern bestand, äußerlich wenigstens, keine Spur mehr der vorhergegangenen Zwietracht.

Wenn Herr Mandelstamm auf Seite 205 seines Buches sich auf das Werk eines Griechen namens Adossides beruft, der durch seine gehässigen, gegen die Türken gerichteten Schriften bekannt ist, und behauptet, daß von den schuldigen Mohammedanern nur neun der allerunbedeutendsten hingerichtet worden seien, so lügt er sowohl wie Adossides.

Vier Monate nach meiner Ankunft in Adana ließ ich nicht weniger als dreißig vom Kriegsgericht verurteilte Mohammedaner hinrichten und in Erzine zwei Tage darauf siebzehn. Unter ihnen waren Leute aus den angesehensten und ältesten Familien Adanas, unter anderen auch der Mufti der Kaza Bagtsche, der bei den Türken der Gegend sehr beliebt war.

Ich bedaure tief, daß Monsignore Muscheg, dem es zwei Tage nach den Ereignissen gelang, an Bord eines ausländischen Dampfers nach Alexandrette zu entfliehen, nicht in meine Hände gefallen ist. Er wurde sehr gerechterweise zum Tode in contumaciam verurteilt; hätte ich jedoch seiner habhaft werden können, so hätte ich ihn dem Mufti von Bagtsche gegenüber aufhängen lassen.

Die Armenier selbst haben alle meine Bemühungen, die ich während meiner Verwaltungszeit in Adana zu ihrem Besten und zur Wiederherstellung ihres Eigentums entfaltete, voll anerkannt. Zahlreiche Ausländer, Franzosen, Engländer, Amerikaner, Russen, die nach Adana kamen, wurden Zeugen meiner Arbeit und wünschten mir Glück dazu. Das große Waisenhaus, welches ich zur Aufnahme und Erziehung der durch die Ereignisse zu Waisen gewordenen Kinder erbauen ließ, besteht noch.

Als ich im August 1912 die Verwaltung Bagdads, wohin ich von Adana aus berufen worden war, niederlegte und nach Konstan-

tinopel zurückkehrte, durchlebte das ottomanische Reich gerade einen der gefährlichsten Augenblicke seines Bestehens.

Wir befanden uns noch im Kriegszustand mit Italien. Zweitens waren Bulgarien, Serbien, Montenegro, Griechenland ein Bündnis eingegangen und suchten einen Vorwand, um uns den Krieg zu erklären. Drittens befand sich Albanien im Aufstand. Viertens spie die ganze arabische Presse Syriens Feuer und Flamme gegen die Regierung und verlangte Reformen für die arabischen Provinzen. Fünftens richtete das armenische Patriarchat unausgesetzt Noten an die Hohe Pforte und forderte Reformen in Armenien. Sechstens, und das stellte vielleicht die allergrößte Gefahr dar, hatte sich eine Anzahl Offiziere unter dem Namen „Die Offiziersgruppe der Befreier" — Halaskiaran — zusammengeschlossen und verbreitete eine fatale Anarchie in der Armee. Man konnte fast sagen, daß die Truppen in den Dardanellen, Smyrna und Albanien in voller Empörung waren.

An der Spitze der Regierung stand das Kabinett Ghazi Muhtar Pascha.

Während aller dieser Wirren begann der Balkankrieg. Die russische und französische Politik benutzte unsere verschiedenen militärischen Mißerfolge, um sich ans Werk zu machen. Während die Franzosen die Araber zu Reformforderungen für Syrien anstachelten, griff der russische Botschafter in Konstantinopel, Herr von Giers, von neuem die armenische Frage auf und überreichte dem Minister des Inneren am 26. November 1912 folgende Note:

„Seit den denkwürdigen Ereignissen von 1894—96, als Kleinasien und Konstantinopel von den barbarischen Armeniergemetzeln bluteten, hat sich die Lage in keiner Weise gebessert. Das durch den Druck Rußlands, Frankreichs und Englands vom Sultan Abdul Hamid am 20. Oktober 1895 erlassene Reformdekret ist unausgeführt geblieben. Die agrarische Frage spitzt sich von Tag zu Tag mehr zu, der größte Teil der Ländereien ist oder wird von Kurden in Besitz genommen und anstatt sich dieser unrechtmäßigen Besitzergreifung zu widersetzen, schützen und erleichtern die Behörden diese Usurpationen. Die Berichte aller unserer Konsulate stimmen hinsichtlich der von den Kurden verübten räuberischen Überfälle, unaufhörlichen Erpressungen, an Armeniern begangenen Morde und Zwangsbekehrungen armenischer Frauen

überein; die Übeltäter wurden fast nie gerichtlich verfolgt. Die vom armenischen Patriarchen in Konstantinopel der Hohen Pforte und dem Minister des Inneren überreichte Denkschrift gibt ein getreues Bild der Plagen und Verfolgungen, denen die armenischen Untertanen des Sultans ausgesetzt sind.

Dieser Stand der Dinge — fährt Herr von Giers fort — erklärt zur Genüge die immer stärkere Hinneigung des armenischen Volkes zu Rußland. Die russischen Konsulate in Armenien bezeugen sämtlich die gleiche dort herrschende Gesinnung des Volkes; die Armenier fordern die Einführung von Reformen unter russischer Aufsicht oder sogar die russische Besetzung. Die dem katholischen Glauben angehörenden Armenier beschwören Rußland, „die langjährige Beschützerin der Christen des Orients", im Namen des Allerhöchsten, das unglückselige armenische Volk des türkischen Armeniens unter ihren Schutz zu nehmen. Der Botschafter ist der Ansicht, daß die armenische Frage von höchster Wichtigkeit für Rußland ist, und wünscht, daß die Regierung zu ihrer Regelung die nötigen Schritte unternehme. Er hält eine Besetzung für verfrüht und spricht sich für Reformen aus. Aber indem er sich auf diesen Boden stellt, betont er in Erinnerung an das traurige Schicksal des Gesetzes von 1895 die Notwendigkeit, daß die Reformen unter wirksame, von russischen oder europäischen Beamten ausgeübte Kontrolle gestellt werden. Angesichts des Zustands der Anarchie, in dem sich die Türkei zur Zeit befindet, — schließt Herr von Giers — muß man indessen mit der Möglichkeit rechnen, daß die Reformen nicht die erwartete Beschwichtigung bringen und daß möglicherweise der Einmarsch unserer Truppen in diese Gebiete nötig sein wird."

Schon zu Beginn des Jahres 1912 hatte der Catholicos von Etschmiazin in Rußland den Boghos Nubar Pascha an die europäischen Kabinette entsandt mit dem Auftrag, die Selbstverwaltung des türkischen Armeniens zu erlangen; das war aber nichts anderes als russische Politik.

Wie sehr gleicht diese von den Russen angewandte Politik, welche den Zweck hatte, ihre wahren Absichten den Armeniern gegenüber zu verbergen, der Politik, die Frankreich in Syrien verfolgte.

Ein Mohammedaner aus Beirut, Mitglied des zu Beginn des Jahres 1913 in Paris versammelten arabischen Kongresses, sagte Herrn Pichon, dem Minister des Auswärtigen in Frankreich: „Ob-

gleich wir unseren Kongreß in Paris zusammenberufen haben, so besteht unser einziges Ziel darin, von der ottomanischen Regierung Reformen für die arabischen Provinzen zu erlangen. Wir wünschen weder die französische Besetzung Syriens noch das französische Protektorat."

Zum Beweis, daß Frankreich Syrien gegenüber keine Hintergedanken habe, teilte Herr Pichon dieses Gespräch Herrn Bompard, dem französischen Botschafter in Konstantinopel, mit. Und fast zu gleicher Zeit, das heißt am 15. März 1913, sagten die Russen das gleiche dem Boghos Nubar Pascha, möglicherweise sogar im gleichen Wortlaut.

Der folgende von Herrn von Isvolsky, dem russischen Botschafter in Paris, an Herrn Sassonow, den Minister des Auswärtigen, gerichtete, vom 28. Februar (13. März) 1913 datierte Brief bekräftigt unsere Aussagen:

„Boghos Nubar Pascha — schreibt der Botschafter — erklärte wiederholt, daß die türkischen Armenier keineswegs die Frage der Unabhängigkeit oder staatsrechtliche Veränderungen anzuregen wünschen; ihr einziges Bestreben ist die Erlangung der durch den Berliner Vertrag vorgesehenen, von Rußland, England, Frankreich ausgearbeiteten Reformen, die bisher noch toter Buchstabe geblieben sind."

Ich glaube, daß diese auffallende Übereinstimmung der von den arabischen und armenischen Reformisten gleichzeitig angenommenen Gesichtspunkte zur Genüge beweist, welcher Politik sich Rußland und Frankreich zum Zweck der Aufteilung der Türkei bedienten.

Am 22. März 1913 unternahm schließlich der russische Minister des Äußeren die ersten Schritte in den armenischen Reformen. Herr Sassonow forderte in einer an den russischen Botschafter in Berlin abgesandten Depesche dieses Datums Deutschland auf, sich an einer internationalen Demarche bei der Hohen Pforte zu beteiligen; dieses Datum fällt mit dem Zeitpunkt zusammen, in dem sich die ottomanische Regierung, vollständig machtlos, gezwungen sah, in London die Friedenspräliminarien zu unterschreiben und die Grenzlinie Enos—Midia zwischen der Türkei und Bulgarien anzuerkennen.

Zur selben Zeit nahmen die nationalen Kundgebungen der Armenier in Konstantinopel ungewöhnliche Formen an. Die

Armenier veranstalteten große Feiern zur Erinnerung an den, ich weiß nicht wievielten, Jahrestag der Erfindung der armenischen Schriftzeichen. Sie trieben ihre Kühnheit so weit, in den Straßen Konfettischnitzel in armenischen Nationalfarben zu werfen. Wir ertrugen das alles mit unerschütterlicher Geduld und trafen die nötigen Vorkehrungen, um unliebsame Zwischenfälle zu verhindern. Ich war damals Militärgouverneur von Konstantinopel und begab mich, von den Armeniern eingeladen, in den Taxim-Garten, wo ich in einer Ansprache der armenischen Nation das höchste Lob erteilte.

Die Schritte des russischen Ministers des Äußeren bestanden darin, den Vertretern der Großmächte in Konstantinopel ein neues Reformprojekt zu überreichen, welches sich auf den der ottomanischen Regierung 1895 unterbreiteten Entwurf stützte. England und Frankreich stimmten dem Vorschlag sofort bei. Deutschland allein schlug vor, daß Bevollmächtigte der Hohen Pforte zu der aus den Vertretern der Botschafter der Großmächte zu bildenden Kommission zugelassen werden sollten. Dieser Vorschlag wurde von Rußland nachdrücklich zurückgewiesen und es gelang schließlich, auch die Zustimmung Deutschlands zu erhalten, daß in Yeniköj eine aus den Botschaftsdragomanen bestehende Kommission die armenische Frage unter Ausschluß der einzigen daran interessierten Regierung studieren solle.

Bevor die Kommission ans Werk ging, hatte Rußland bereits ein Reformprojekt von Mandelstamm, dem ersten Dragoman der Botschaft in Konstantinopel, vorbereiten lassen. Ich überlasse es dem Gewissen des Verfassers zu beurteilen, ob er es mit seinem Schamgefühl vereinbaren kann, unter dem Titel der Wahrung der Rechte einer nationalen Minderheit eines großen Reiches ein solches Projekt einem unabhängigen Staate vorzusetzen. In Anbetracht der außerordentlichen Wichtigkeit gebe ich den Text des russischen Projektes wörtlich wieder:

Russisches Vorprojekt (Orangebuch Nr. 50).

Konstantinopel, den 8. Juni 1913.

Vorprojekt für die in Armenien einzuführenden Reformen, ausgearbeitet von Herrn A. Mandelstamm, erstem Dragoman der russischen Botschaft in Konstantinopel.

Als Grundlagen sind zu betrachten:

Die Denkschrift des französischen, russischen, englischen Botschafters in Konstantinopel, betreffend die armenischen Reformen (März bis April 1895);

das von den französischen, russischen, englischen Botschaftern für die armenische Provinz ausgearbeitete Projekt über Verwaltungsreformen (März bis April 1895);

das von Seiner kaiserlichen Majestät dem Sultan am 20. Oktober 1895 erlassene armenische Reformdekret;

der Entwurf eines Wilajetgesetzes für die europäische Türkei vom 11. bis 23. August 1880, ausgearbeitet von der europäischen Kommission;

das Wilajetgesetz von 1913.

Verfügungen und Verhandlungen betreffend den Libanon.

I.

§ 1. Aus folgenden sechs Wilajets: Erzerum, Wan, Bitlis, Diarbekir, Charput, Sivas unter Ausschluß gewisser Grenzgebiete, nämlich: Hekkiari, die südlichen Teile Seerts, Bicheriks, Malatias und die Gegend nordwestlich von Sivas wird eine Provinz gebildet.

§ 2. Die Provinz erhält folgende administrative Einteilung: 1. Sandschak (Verwaltungskreis); 2. Kaza (Bezirk); 3. Nahié (Gemeinde).

§ 3. Die Abgrenzung der einzelnen Verwaltungssprengel hat in der Weise zu erfolgen, daß ethnographisch möglichst gleichartige Bevölkerungsgruppen gebildet werden.

(Vgl. Punkt I des Memorandums der drei Botschafter von 1895; Art. 7 des Projekts der Botschafter von 1895.)

II.

Der Generalgouverneur (Wali Umumi) der armenischen Provinz ist ein christlicher ottomanischer Untertan oder noch besser ein von Seiner kaiserlichen Majestät dem Sultan unter Zustimmung der Mächte auf fünf Jahre ernannter Europäer.

(Vgl. Art. 17 des Berliner Vertrags; Art. I des kretischen Reglements von 1896; Verfügungen und Verhandlungen betreffend den Libanon; Art. II und VI des Memorandums der drei Botschafter von 1895; Einleitung zu dem Reformerlaß in Armenien vom 20. Oktober 1895, Punkt I.)

III.

1. Der Generalgouverneur ist das Haupt der exekutiven Gewalt in der Provinz. Er hat die Vollmacht, sämtliche Verwaltungsbeamte der Provinz ein- und abzusetzen. Er ernennt auch alle Richter der Provinz.

2. Die Polizei und Gendarmeriemannschaften stehen unter dem Befehl des Generalgouverneurs.

3. Auf Wunsch des Generalgouverneurs sind ihm die militärischen Kräfte zur Aufrechterhaltung der Ordnung in der Provinz zur Verfügung zu stellen.

(Vgl. Art. I der Verfügung für den Libanon von 1864; Projekt der europ. Kommission von 1880, Art. 27, 32 und 44; Gesetz über die Wilajetverwaltung von 1913, Art. 20, 25, 26.)

IV.

Der Generalgouverneur der Provinz wird unterstützt durch einen Verwaltungsrat mit beratender Vollmacht, bestehend aus:

a) den Chefs der verschiedenen Verwaltungssprengel der Provinz;
b) den geistlichen Häuptern der Religionsgesellschaften;
c) den technischen, europäischen Beratern im Dienst der kaiserlichen Regierung, die den Chefs der Verwaltungssprengel beigegeben werden;
d) sechs Beiräten (drei Mohammedanern und drei Christen), aus den Mitgliedern der Provinzialversammlung gewählt.

(Vgl. Art. 49 des Projekts der europäischen Kommission von 1880; Art. 62 aus dem Verwaltungsgesetz der Wilajets von 1913; Art. 6 des Erlasses vom 20. Oktober 1895.)

V.

1. Die Provinzialversammlung besteht zu gleichen Teilen aus Mohammedanern und Christen.

2. Die Mitglieder der Provinzialversammlung werden in geheimer Abstimmung aus den Bezirken von den dazu zu bildenden Kollegien erwählt.

3. Die Zahl der den mohammedanischen und christlichen Nationalitäten der Provinz zustehenden Sitze wird für jeden einzelnen Bezirk besonders festgelegt. Sie hat, so weit es mit dem Prinzip des ersten Paragraphen dieses Artikels vereinbar ist, in Verhältnis zu der Anzahl der Bewohner der Bezirke zu stehen.

(Vgl. Art. II der Verhandlungen und Verfügungen betreffend die Reorganisation des Libanon vom 9. Juni 1861; Art. 3 § 5 des Projekts der drei Botschafter von 1895; Art. 69 des Projekts der europäischen Kommission von 1880; Art. 103 des Gesetzes von 1913.)

VI.

Die Provinzialversammlung wird auf die Dauer von fünf Jahren erwählt und tritt einmal jährlich zu einer regelmäßigen Tagung auf zwei Monate zusammen. Die Tagung kann durch den Generalgouverneur verlängert werden.

2. Die Provinzialversammlung kann entweder vom Generalgouverneur auf eigene Anregung oder auf Verlangen von zwei Dritteln der Mitglieder der Versammlung zu außerordentlicher Tagung einberufen werden.

3. Der Generalgouverneur kann die Versammlung auflösen. In diesem Falle müssen die Wähler in einem Zeitraum von zwei Monaten einberufen werden und die neu erwählte Versammlung vier Monate nach dem Auflösungsbefehl zusammentreten.

4. Die Einberufungs- und Auflösungserlasse haben im Namen Seiner kaiserlichen Majestät des Sultans zu ergehen.

(Vgl. Art. 73—75 des Projekts der europäischen Kommission von 1880; Art. 111—115 und 125 des Provinzialgesetzes von 1913.)

VII.

1. Die Provinzialversammlung ist die gesetzgebende Behörde für die provinzialen Interessen.

2. Die Befugnisse der Provinzialversammlung hinsichtlich Gesetzgebung und Budget sind zum mindesten ebenso weitgehend, wie in den Art. 82—93 des von der europäischen Kommission ausgearbeiteten Projekts von 1880 vorgesehen wurde.

3. Die von der Provinzialversammlung angenommenen Gesetze werden Seiner kaiserlichen Majestät dem Sultan zur Genehmigung unterbreitet. Die Genehmigung oder Ablehnung hat innerhalb von zwei Monaten zu erfolgen, nach Ablauf dieser Frist wird das Stillschweigen seitens der Regierung einer Zustimmung gleichbedeutend erachtet.

(Vgl. Art. 82—93 des Projekts der europäischen Kommission von 1880; Art. 123, 124, 128—135 des Verwaltungsgesetzes der Wilajets von 1913.)

VIII.

1. Den Vorsitz des Verwaltungsrates der Sandschaks führt der Mutessarif; der Verwaltungsrat besteht aus den Verwaltungschefs der Sandschaks, den geistlichen Oberhäuptern der Religionsgesellschaften und sechs Mitgliedern (drei Mohammedanern und drei Christen), die aus den Verwaltungsräten der Kazas zu erwählen sind.

2. An der Spitze des Verwaltungsrats der Kazas steht der Kaimakam; der Verwaltungsrat besteht aus den Verwaltungschefs der Kazas, den geistlichen Oberhäuptern der Religionsgesellschaften und vier durch den Gemeinderat erwählten Mitgliedern (zwei Mohammedanern und zwei Christen).

3. Die Befugnisse dieser Räte werden gemäß den Art. 115—116 und 139—140 des Gesetzesprojektes der europäischen Kommission von 1880 festgelegt werden.

(Vgl. Art. 114, 115, 116, 138, 139, 140 des Projekts der europäischen Kommission von 1880; Art. 6 des Dekrets vom 20. Oktober 1895; Art. 62, 63, 64 und 65 des Gesetzes von 1913.)

IX.

1. Die Abgrenzung jeder Gemeinde (Nahié) wird möglichst so erfolgen, daß die Dörfer gleicher Nationalität in einer Gemeinde vereinigt werden.

2. Jede Gemeinde wird durch den Mudir verwaltet, unter Mitwirkung eines von der Bevölkerung gewählten, zumindest aus vier, höchstens aus acht Mitgliedern bestehenden Rates. Der Rat erwählt zu Mitgliedern den Mudir und seinen Gehilfen. Der Mudir gehört derjenigen Bevölkerungsgruppe an, die in ethnologischer Beziehung die Mehrheit bildet, sein Gehilfe der anderen Gruppe.

3. In den Gemeinden, wo die Bevölkerung eine gemischte ist, wird die Minderheit im Verhältnis zu ihrer Bedeutung, unter Voraussetzung, daß sie mindestens 25 Häuser umfaßt, im Rat vertreten sein.

4. Die Befugnisse der Gemeinden werden gemäß den Art. 163—168 des durch die europäische Kommission ausgearbeiteten Gesetzesprojekts von 1880 festgelegt werden.

(Vgl. Art. 167—168 des Projekts der europäischen Kommission von 1880; Art. 7, 8 und 9 des Reformprojekts der drei Botschafter von 1895; Art. 7, 8, 9 des Dekrets vom 20. Oktober 1895.)

X.

1. In jeder Gemeinde wird ein vom Generalgouverneur ernannter, der religiösen Majorität der Gemeinde angehörender Friedensrichter seinen Sitz haben.

2. Der Friedensrichter entscheidet:

a) In Straffällen ohne Berufung bei Übertretungen, die einer einfachen Polizeistrafe unterliegen; mit Berufung bei Vergehen, die keiner höheren Strafe als einer Geldbuße von 500 Piastern oder drei Monaten Gefängnis unterliegen.

b) In Zivilsachen ohne Berufung in allen Fällen des bürgerlichen und Handelsrechts bis zum Werte von 1000 Piastern; mit Berufung in den gleichen Fällen bis zu 5000 Piastern.

3. Das Friedensgericht ist zugleich auch Schiedsgericht. Es kann auf Verlangen der Parteien Schiedsrichter ernennen, welche in Streitigkeiten auch über 5000 Piaster entscheiden. Im Fall einer schiedsrichterlichen Entscheidung steht den Parteien keine Berufung zu.

4. Die Sandschakgerichte haben nur eine Zivilkammer, bestehend aus einem Präsidenten und zwei Berufsrichtern (einem Mohammedaner und einem Christen), welche vom Generalgouverneur ernannt werden. Die Sandschakgerichte entscheiden: In erster Instanz in Zivil- und handelsrechtlichen Angelegenheiten im Werte von mehr als 5000 Piastern und als Berufungsinstanz über Urteile der Friedensrichter in bürgerlichen und handelsrechtlichen Angelegenheiten.

5. Die strafrechtlichen Abteilungen der Sandschakgerichte werden durch mobile Schwurgerichte ersetzt. Diese bestehen aus einem Vorsitzenden, der aus den Mitgliedern des nächsthöheren Berufungsgerichts, von dem das Sandschakgericht abhängt, gewählt wird, und aus zwei von demselben Berufungsgericht unter den Friedensrichtern des Sandschaks ernannten Mitgliedern, wovon einer Mohammedaner und einer Christ ist.

6. Das Schwurgericht wird abwechselnd in allen Kazas tagen, wo seine Anwesenheit als notwendig erachtet wird.

7. In jeder Kaza befindet sich ein Untersuchungsrichter. Dem Vorsitzenden des Schwurgerichts werden bei seiner Ankunft im Kaza vom Untersuchungsrichter die Akten über die vom Untersuchungsrichter bearbeiteten und schon verhandlungsreifen Fälle, sowie die Akten über die anhängigen, noch nicht abgeschlossenen Fälle vorgelegt. Stellt er bei letzteren Unregelmäßigkeiten oder nicht begründete Verzögerungen fest, so hat er dem Präsidenten des Appellationshofes davon sofort Bericht zu erstatten.

8. Das Schwurgericht entscheidet, unter Berufung, über die von den Friedensrichtern in Kriminalsachen gefällten Urteile. Es entscheidet in erster und letzter Instanz über Verbrechen und Vergehen, die einer Geldstrafe von über 500 Piastern oder einer Gefängnisstrafe von über drei Monaten unterliegen.

9. Es bestehen zum mindesten sechs Appellationshöfe. Jeder Appellationshof besteht aus einem vom Generalgouverneur ernannten fachlich geprüften Präsidenten und einer hinlänglichen Anzahl von Kammern, um die ihnen vorgelegten Zivilsachen zu entscheiden und die mobilen Schwurgerichte mit Vorsitzenden zu versehen. Der Appellationshof ist beschlußfähig, sobald ein Vorsitzender und zwei Mitglieder versammelt sind. Er umfaßt außerdem einen Generalbevollmächtigten und eine genügende Anzahl von Sachverwaltern und Stellvertretern.

10. Handelsgerichte werden an den Orten eingeführt, wo ein Bedürfnis besteht. Wo dieselben in Tätigkeit sind, fällt dem Zivilgericht keine Entscheidung in Handelssachen zu.

11. Die Befugnisse der Scheriatgerichte werden genau bestimmt, und der Generalgouverneur hat darauf zu achten, daß die Amtsgewalt der anderen Gerichtsbehörden der Provinz nicht beeinträchtigt werden. Die Scheriatrichter können nicht zugleich Vorsitzende der anderen Provinzialgerichte sein.

(Vgl. Art. 29—39 des Reformprojekts von 1895, ausgearbeitet von den drei Botschaftern; Art. 125—263 des Projekts der europäischen Kommission von 1880.)

XI.

1. Ein Polizeikorps und ein Gendarmeriekorps werden in der Provinz gebildet. Die Korps rekrutieren sich zur Hälfte aus der mohammedanischen und christlichen Bevölkerung der Provinz.

2. Die Organisation und Führung dieser Truppen wird den im Dienste der Türkei stehenden europäischen Offizieren anvertraut.

3. In den Gemeinden sind Flurwächter anzustellen. Sie werden vom Generalgouverneur ernannt und unterstehen dem Mudir.

(Vgl. Art. 18—21 des Reformprojekts der drei Botschafter von 1895; Art. 24 des Dekrets vom 20. Oktober 1895.)

XII.

Die in der Provinz beheimateten Rekruten sollen ihre Dienstpflicht im Frieden in der Heimat leisten. Die Regimenter der leichten kurdischen Reiterei (Ex-Hamidié) werden aufgelöst.

(Vgl. Art. 25 des Projekts der drei Botschafter von 1895; Art. 28 des Dekrets vom 20. Oktober 1895.)

XIII.

1. Die Verwaltungsbeamten und Provinzrichter sind in gleicher Anzahl der mohammedanischen und christlichen Bevölkerung zu entnehmen.

2. Bei der Ernennung der Gouverneure des Sandschaks (Mutessarif) und der Kazas (Kaimakam) sind die Bevölkerungsziffern der Nationalitäten und ihre ökonomischen Interessen zu berücksichtigen.

(Vgl. Art. 5 des Dekrets vom 20. Oktober 1895.)

XIV.

1. Nur die seßhaften Bewohner haben aktives und passives Wahlrecht.

(Vgl. Art. 24 des § 8 des Projekts der drei Botschafter von 1895; Art. 27 des Dekrets vom 20. Oktober 1895.)

XV.

1. Alle Gesetze, Befehle, Verordnungen, Rundschreiben und behördlichen Kundgebungen werden in den drei Landessprachen der Provinz veröffentlicht (türkisch, armenisch, kurdisch).

2. Alle Bittschriften, Gesuche und sämtliche Schriftstücke, welche den richterlichen oder verwaltenden Behörden zugehen, werden in einer der drei Landessprachen, nach freier Wahl der Parteien, abgefaßt.

3. Die Parteien können sich vor Gericht in ihrer eigenen Sprache verteidigen.

4. Das richterliche Urteil ergeht in türkischer Sprache und wird mit einer Übersetzung in der Sprache der Partei ausgefertigt.

(Vgl. Art. 40 des Projekts der drei Botschafter von 1895; Art. 22 des Projekts der europäischen Kommission von 1880; Rundschreiben des Ministers des Inneren an die Wilajets arab. Sprache vom 6. April 1913.)

XVI.

1. Jede Nation der Provinz hat das Recht, Privatschulen aller Arten zu gründen und zu unterstützen.

2. Sie kann eigene Steuern zum Besten dieser Schulen unter ihren Angehörigen erheben.

3. Der Unterricht in diesen Schulen wird in der Nationalsprache erteilt.

4. Die Oberaufsicht über diese Schulen führt der Generalgouverneur, gemäß den im Provinzialgrundgesetz niedergelegten Vorschriften.

5. In allen Privatschulen ist die türkische Sprache obligatorisch.

(Vgl. Tit. XIV des Projekts der Kommission von 1880.)

XVII.

Eine Spezialkommission unter Vorsitz des Generalgouverneurs wird die Bedingungen festlegen, unter denen die Armenier die ihnen widerrechtlich entzogenen Ländereien entweder zurückerhalten oder in Land oder Geld dafür entschädigt werden.

(Vgl. Art. 26 des Projekts der Botschafter von 1895; Art. 29 des Dekrets vom 20. Oktober 1895.)

XVIII.

Die Unverletzbarkeit der aus den Sahmanatrutiun (Grundstatut) von 1868 abgeleiteten Rechte und Privilegien der armenischen Nation und die vom Sultan erlassenen Bérate werden ausdrücklich anerkannt.

(Vgl. Punkt XI des Memorandums der drei Botschafter von 1895.)

XIX.

Innerhalb des Gebietes der Provinz dürfen sich keine Muhadjirs (mohammedanische Einwanderer) niederlassen.

XX.

Es werden besondere, dem Geiste der vorstehenden Grundsätze entsprechende Verordnungen zum Besten der außerhalb der Provinz, besonders in Cilicien wohnenden Armenier erlassen.

(Vgl. Art. 12 des Memorandums der Botschafter von 1895; Art. 4 der Einleitung des Dekrets vom 20. Oktober 1895.)

XXI.

Eine Spezialkommission, bestehend aus den Vertretern der ottomanischen Regierung und der Großmächte, wird das Organisationsstatut der Provinz und die im Art. 20 erwähnten Verordnungen, den Prinzipien des Vorprojekts entsprechend, ausarbeiten.

XXII.

Die Großmächte werden sich von der Ausführung sämtlicher Verordnungen vergewissern.

(Vgl. Art. VIII des Memorandums von 1895; Art. 32 des Dekrets vom 20. Oktober 1895; Art. 14 der kretischen Verordnungen von 1896.)

Ich glaube, man kann nicht im geringsten zweifeln, daß die Wilajets von Erzerum, Sivas, Wan, Bitlis, Diarbekir und Mamure-el-Aziz spätestens ein Jahr nach Annahme dieser Vorschläge unter russisches Protektorat oder genauer unter russische Besetzung gekommen wären.

Während der Verhandlungen war der Delegierte Deutschlands stets bestrebt, die Rechte des ottomanischen Staates wahrzunehmen und zu begünstigen, während der russische Vertreter alles daransetzte, um dieselben zu untergraben.

Die Delegierten Englands und Frankreichs unterstützten die russischen Bestrebungen, während die österreichischen und italienischen Vertreter den Standpunkt ihres deutschen Kollegen zu teilen schienen.

Die Kommission, welche am 3. Juli 1913 zusammentrat, trennte sich am 23. Juli; trotz zahlreicher Versammlungen war sie zu keinem Resultat gelangt, da die russischen Bestrebungen dahin gingen, dieses armenische Projekt unumschränkt durchzusetzen, Deutschland hingegen die ottomanische Regierung so viel als möglich schützen wollte. Schließlich gelang es Herrn von Giers, Herrn von Wangenheim, den deutschen Botschafter in Konstantinopel, im September 1913 dazu zu bewegen, eine Programmgrundlage von sechs Punkten anzunehmen. Darauf begannen die Unterhandlungen zwischen Said Halim Pascha, Großwesir und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und den beiden Diplomaten. Nachdem wir von den grundlegenden sechs Punkten des Programms Kenntnis genommen, sahen wir ein, daß für uns die Möglichkeit bestand, die Anwendung derselben ohne äußeren Druck direkt von der ottomanischen Regierung ausgehen zu lassen. Wir arbeiteten daraufhin ein sehr umfangreiches Reformprogramm für das ganze Reich aus und teilten dasselbe durch unsere Botschafter den Großmächten mit.

Nach diesem Programm sollte das ganze Reich in sechs Generalinspektorate eingeteilt werden, von denen zwei aus den Wilajets des östlichen Anatolien bestehen sollten.

Um den russischen Ränken zu entgehen, wünschten wir die Oberaufsicht dieser beiden Distrikte den Engländern zu übergeben. Da Tewfik Pascha, unser Botschafter in London, der damit beauftragt war, bei Sir Edward Grey anzufragen, ob wir diese beiden Beamten erhalten würden, uns die Antwort gab, daß die Engländer diesem Plan geneigt schienen, erließ der Großwesir sofort die offizielle Anfrage. Sobald England diesen Vorschlag annahm, mußte das russische Vorhaben scheitern. Als vierzehn Tage später die Mitteilung eintraf, daß England die Ernennung der Beamten für das östliche Anatolien nicht ohne russische Zustimmung vornehmen könne, mußten wir alle unsere Hoffnungen aufgeben und einsehen, daß England uns fortan endgültig dem russischen Ehrgeiz geopfert hatte.

Wir waren gezwungen, die zwischen dem Großwesir und dem deutschen und russischen Botschafter begonnenen Verhandlungen fortzusetzen, und am 8. Februar 1914 wurde das anschließende Abkommen von Herrn Gulkiewitsch, dem Geschäftsträger der russischen Botschaft, und Said Halim Pascha unterzeichnet.

Türkisch-russisches Abkommen vom 26. Januar (18. Februar) 1914. (Orangebuch Nr. 147.)

Seine Exzellenz Herr Konstantin Gulkiewitsch, russischer Geschäftsträger, und Seine Hoheit Prinz Said Halim Pascha, Großwesir und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, sind übereingekommen, daß gleichzeitig mit der Ernennung der beiden Oberinspektoren für die Bezirke des östlichen Anatoliens die Hohe Pforte den Großmächten folgende Note überreichen wird:

„Zwei ausländische Oberinspektoren werden an die Spitze der aus dem östlichen Anatolien zu bildenden Bezirke gestellt: Herr A. erhält die Wilajets Erzerum, Trapezunt, Sivas, Herr B. die Wilajets Wan, Bitlis, Charput und Diarbekir.

Den Oberinspektoren obliegt die Aufsicht über die Verwaltung, Gerichtsbarkeit, Polizei und Gendarmerie der beiden Distrikte. Im Fall, daß die Sicherheitstruppe zur Aufrechterhaltung der Ordnung nicht genügen sollte, werden dem Oberinspektor auf Verlangen militärische Kräfte zur Ausführung der in seiner Befugnis liegenden Maßnahmen zur Verfügung gestellt.

Die Oberinspektoren können nach Bedarf die Beamten, die sich durch Unzulänglichkeit oder schlechtes Betragen als untauglich erwiesen haben, verabschieden, sowie solche, die sich gesetzlicher Vergehen schuldig gemacht haben, dem Gericht überantworten. Sie haben das Recht, die höheren Beamten S. M. dem Sultan zur Ernennung vorzuschlagen. Von allen Absetzungen erstatten sie den zuständigen Ministern sofort die telegraphische, kurz begründete Nachricht, der im Verlauf von acht Tagen die Akten und ausführlichere Berichte zu folgen haben. In wichtigen Fällen, die sofortiges Einschreiten erheischen, haben die Oberinspektoren das Recht, unabsetzliche Gerichtsbeamte sofort vom Amte zu suspendieren unter der Bedingung, daß sie den Fall sofort dem Justizdepartement abtreten.

Sollten sich durch Handlungen, deren sich der Wali schuldig gemacht hat, dringend zu ergreifende Maßnahmen ergeben, so haben die Oberinspektoren davon den Minister des Innern telegraphisch zu benachrichtigen. Dieser bringt den Fall sofort zur Kenntnis des Ministerrats, welcher spätestens innerhalb von vier Tagen nach Einlauf der Depesche entscheidet.

Die Streitigkeiten auf landwirtschaftlichem Gebiete werden unter der persönlichen Aufsicht des Oberinspektors entschieden.

Es werden nach der Ernennung der Oberinspektoren unter ihrer Mitwirkung ausführliche Vorschriften über die ihnen zustehenden Pflichten und Rechte ausgearbeitet werden.

Im Fall, daß im Verlaufe von zehn Jahren der Posten eines Oberinspektors unbesetzt bleiben sollte, wird die Hohe Pforte für die Wahl des betreffenden Oberinspektors die wohlwollende Unterstützung der Großmächte in Anspruch nehmen. Die Gesetze, Erlasse und öffentlichen Bekanntmachungen ergehen in der Umgangssprache

jedes Distrikts. Sofern es der Oberinspektor als möglich erachtet, hat jede Partei das Recht, vor Gericht und Verwaltungsbehörden sich ihrer eigenen Sprache zu bedienen. Die Gerichtsurteile ergehen in türkischer Sprache, wenn möglich von einer Übersetzung in der Sprache der Partei begleitet.

Der den einzelnen völkischen Elementen zustehende Anteil am Schulbudget des Wilajets wird durch die Höhe der von ihnen entrichteten Schulsteuer bestimmt. Die kaiserliche Regierung wird keinerlei Hindernisse in den Weg legen, daß die Religionsgenossenschaften sich an der Unterhaltung ihrer Schulen beteiligen.

Jeder Ottomane hat in Friedenszeit seine Militärpflicht in dem Bezirk der Militärinspektion seines Wohnsitzes zu erfüllen. Die Hohe Pforte wird jedoch bis auf weiteres in die entlegenen Ortschaften des Yemen, Assir und Nedjd Kontingente der Landmacht aus allen Teilen des Reiches, im Verhältnis zu der dort lebenden Bevölkerungsanzahl entsenden; sie wird außerdem in die Seemacht Rekruten aus allen Teilen des Reiches einstellen.

Die Regimenter der Hamidiés werden in Reservekavallerie umgewandelt. Ihre Waffen verbleiben in den Militärdepots und werden ihnen nur im Fall der Mobilisierung und zu Manövern ausgeliefert. Sie unterstehen dem Befehl des Korpskommandanten, in dessen Befehlsbereich sie sich befinden. In Friedenszeit werden die Regiments-, Eskadrons- und Zugskommandanten aus den aktiven Offizieren der kaiserlichen ottomanischen Armee ernannt. Die Soldaten dieser Regimenter haben ein Jahr militärischer Dienstpflicht zu leisten. Zur Aufnahme in das Regiment müssen sie eigene Pferde und vollständiges Sattelzeug stellen. Jede Person, ohne Unterschied der Rasse oder des Glaubens, die sich in diesem Rekrutierungsbezirk befindet und die Forderungen erfüllt, kann in die genannten Regimenter aufgenommen werden. Im Kriegsfall und während der Manöver unterliegen sie den gleichen disziplinarischen Maßnahmen wie die regulären Truppen.

Die Befugnisse der Oberinspektoren der Wilajets entsprechen den Grundsätzen des Gesetzes vom 13. März 1329/1913.

Eine Volkszählung, die unter Oberaufsicht der Oberinspektoren in kürzester Frist, wenn irgendmöglich nicht später als nach einem Jahr veranstaltet werden wird, wird die genauen Verhältnisse der Religionen, Nationalitäten und Sprachen in den beiden Distrikten festlegen. Bis dahin werden die zu den ‚Generalräten‘ (Medjlissi umumi) und zu den ‚Wilajetausschüssen‘ (Endjumen) von Wan und Bitlis gewählten Mitglieder zu gleichen Teilen aus Mohammedanern und Nichtmohammedanern bestehen. Im Wilajet von Erzerum werden die Mitglieder des Generalrats, falls die endgültige Volkszählung nicht im Laufe eines Jahres vollzogen ist, auf der gleichen Verhältnisgrundlage wie in den beiden anderen Wilajets gewählt werden. In den Wilajets von Sivas, Charput, und Diarbekir werden die Mitglieder sofort dem Bevölkerungsverhältnis entsprechend gewählt. Zu diesem Zweck wird bis zur neuen Zählung die Anzahl der mohammedanischen Wähler

nach den alten Wahllisten festgestellt und die Zahl der Nichtmohammedaner nach den Gemeindelisten. Sollten indessen materielle Schwierigkeiten die Anwendung dieses provisorischen Wahlsystems als untunlich erweisen, so haben die Oberinspektoren die Befugnis, für die Wilajets von Sivas, Charput und Diarbekir eine den gegenwärtigen Bedürfnissen und Bedingungen der genannten Wilajets besser entsprechende Wahlverteilung für die Generalratswahlen in Vorschlag zu bringen. In allen Wilajets, in denen die Generalräte nach dem Proportionalwahlrecht gewählt werden, wird die Bevölkerungsminderheit in den Ausschüssen (Endjumen) eine Vertretung erhalten.

Die Mitglieder des Verwaltungsrats bestehen wie früher zu gleichen Teilen aus Mohammedanern und Nichtmohammedanern. Es wird dem Erachten des Oberinspektors anheimgestellt, die Polizei- und Gendarmerierekrutierung in den Distrikten im gleichen Verhältnis vorzunehmen. Das Verhältnisprinzip wird bei der Besetzung der anderen Beamtenposten ebenfalls soviel als möglich berücksichtigt werden."

Zu Urkund dessen haben die Unterzeichneten Vorliegendes mit ihren Unterschriften versehen und ihre Siegel beigesetzt.

gez. Gulkiewitsch. gez. Said Halim.

Konstantinopel, den 26. Januar (8. Februar) 1914.

Die Russen bewerteten dieses Abkommen als einen realen politischen Erfolg. Um die Tragweite zu ermessen, genügt es, folgende Stellen der Depesche des Herrn Gulkiewitsch an Herrn Sassonow, Minister des Äußeren, zu lesen:

„So also bedeutet der Akt vom 26. Januar 1914 zweifellos den Beginn einer neuen glücklicheren Ära in der Geschichte des armenischen Volkes. Hinsichtlich seiner politischen Bedeutung ist er mit dem Ferman von 1870 zu vergleichen, durch welchen das bulgarische Exarchat gegründet und die Bulgaren von der griechischen Vormundschaft befreit wurden. Die Armenier müssen es fühlen, daß der erste Schritt zu ihrer Befreiung vom türkischen Joch getan ist.

Das Abkommen vom 26. Januar 1914 hat zugleich eine große Bedeutung für die internationale Stellung Rußlands. Es ist in der Tat vom Großwesir und dem Vertreter Rußlands unterzeichnet worden und verpflichtet die Türken gegenüber Rußland, den Mächten eine dem Inhalt nach genau vorgezeichnete Note zu überreichen. Die führende Rolle Rußlands in der armenischen Frage wird somit offiziell unterstrichen und Art. 16 des Vertrages von San Stefano dadurch gewissermaßen bestätigt. Dieser Umstand wird sicherlich nicht verfehlen, die günstigste Rückwirkung auf das internationale Ansehen Rußlands zu haben und seinen Monarchen in den Augen der Christen des nahen Orients mit einem neuen Glorienschein zu umgeben. Um mit der Pforte zu einer Einigung über die armenische Frage zu gelangen, hat der kaiserliche Botschafter außerordentliche Schwierigkeiten zu überwinden gehabt. Einerseits mußte man mit dem natür-

lichen Wunsch der Armenier, so weitgehende Reformen als irgend möglich zu erlangen, rechnen, andererseits mit dem hartnäckigen Widerstand der Pforte, die bestrebt war, die vorgeschlagenen Reformen zu hintertreiben und allen Hauptpunkten des Projekts entgegentrat. Was Deutschland anbetrifft, so verfolgte die Verständigung mit uns einen doppelten Zweck: Erstlich den, die Pforte glauben zu machen, daß durch die Einwilligung in diese gemäßigten, für sie weniger bedrohlichen Reformen, Deutschland die türkische Regierung vor weitgehenderen Reformen bewahrt habe; zweitens den, die Sympathien der Armenier zu gewinnen, an denen ihnen wegen Cilicien, das sie als zu ihrer Einflußsphäre gehörend ansehen, viel liegt. Dem Benehmen Deutschlands fehlte daher der Zug der Aufrichtigkeit, sein Beistand war nur Schein, den Armeniern zuliebe. In Wahrheit waren die deutschen Diplomaten die getreuen Berater der Türken.

gez. Gulkiewitsch."

Der russische Geschäftsträger betrachtet das armenische Reformprojekt nur als den ersten Schritt zur russischen Besetzung Armeniens, und dies mit vollstem Recht. Ich kann nicht umhin, meiner Verwunderung darüber Ausdruck zu geben, daß diese Zeilen, die so offenkundig die politischen Ziele Rußlands in der Armenierangelegenheit enthüllen, im Orangebuch veröffentlicht werden konnten; ich kann mit Recht sagen: „Gott hat die Schuldigen zum Geständnis ihrer Schuld gebracht."

In den letzten Jahren haben die Russen ihre Politik den Armeniern des Kaukasus gegenüber beträchtlich geändert. In der Erwägung, daß die Unterdrückung, die die dortigen Armenier von ihnen zu erleiden hatten, das Mißtrauen der echten armenischen Revolutionäre gegen Rußland erweckt hatte, machten sie in ihrer höllischen Bosheit sofort eine Wendung; sie gaben dem Kloster von Etschmiazin die konfiszierten Güter zurück, erließen einen Generalpardon für alle armenischen politischen Verbrecher und bekundeten den Armeniern größtes Wohlwollen. Diese neue Politik zog auch die revolutionär gesinnten Armenier, die Rußland bisher verabscheut hatten, an.

Angesichts der Tätigkeit, die Boghos Nubar Pascha besonders gegen Mitte des Jahres 1913 in Europa entfaltete, schlugen wir den Führern der Tachnakzutiun zu wiederholten Malen vor, uns in dem Widerstand gegen die russischen Reformbestrebungen in Armenien zu unterstützen; da der Balkankrieg beendet war, wäre es uns jetzt eher möglich gewesen, die Kurden einer strengeren Zucht zu unterwerfen und den Armeniern Ruhe zu sichern.

Die uns zugehende Antwort war ungefähr dieser Art: „Da die Großmächte sich mit dieser Angelegenheit befassen, können wir nicht mehr abseits stehen."

Wie schmerzlich für uns und wie befriedigend für Rußland das Abkommen vom 8. Februar 1914 auch war, so hatte die ottomanische Regierung dennoch die Absicht, alle Bedingungen genau durchzuführen. Ist aber die russische Politik jemals in Verlegenheit, neue Hindernisse zu erfinden? Bestand ihr Ziel nicht vielmehr darin, niemals Ruhe im östlichen Anatolien eintreten zu lassen? Dazu mußten sie erstlich das Protektorat über Armenien erlangen, ferner das Mitleid Europas für die Armenier erwecken, sodann die kurdischen Beys, mehr noch die einflußreicheren Scheiks zum Aufstand gegen die Regierung und die Armenier aufstacheln. Diesem planmäßigen Vorgehen entsprechend begünstigte die russische Regierung im Inneren Rußlands den berühmten Abdul Rezak Bey Bederhani, stattete ihn mit reichlichen Geldmitteln zur sogenannten Wiederherstellung der kurdischen Herrschaft in Sinan aus und stiftete andererseits, durch Vermittlung des Konsuls von Bitlis, den Scheik N. N. an, sich gegen die Regierung zu erheben.

Wie sehr Herr Mandelstamm sich auch bemüht, so kann er doch die Wahrheit nicht bemänteln.

Während sich die Frage der armenischen Reformen in dieser Weise entwickelte, brach der große Krieg aus. Die ottomanische Regierung wußte, daß sie durch das deutsche Bündnis früher oder später in den Krieg verwickelt werden würde. Da sie die Unmöglichkeit voraussah, sich während der langen und schweren Kriegsjahre mit inneren Reformen zu befassen, so hielt sie es nicht für nötig, das Mandat der beiden ausländischen Oberinspektoren, die sie für die ostanatolischen Provinzen angestellt hatte, zu verlängern.

Im übrigen war es unsere einzige Hoffnung, uns durch den Weltkrieg von allen Konventionen, welche ebensoviele Angriffe auf unsere Unabhängigkeit bedeuteten, zu befreien und künftig als unabhängiges und freies Volk leben zu können, das im eigenen Lande selbst die durch die örtlichen Bedürfnisse als notwendig erkannten Reformen einführt. Gleich wie es unser Hauptziel war, die Kapitulationen und das Statut über den Libanon abzuschaffen, so wünschten wir ebenfalls betreffs der armenischen Reformen

jenes Abkommen, das uns durch den russischen Druck aufgezwungen war, zu lösen.

Wie bereits in einem eigenen Kapitel ausführlich besprochen wurde, haben wir uns am Weltkrieg in der Hoffnung beteiligt, dereinst in aller Freiheit ein selbständiges Dasein führen zu können, als ein Volk, das sich seiner Würde bewußt ist.

Dies war unsere Absicht, und so hatte der Vertrag über die in den von Armeniern bewohnten Wilajets einzuführenden Reformen, der uns durch den Druck unseres Erbfeindes, der Russen, aufgezwungen worden war, keine Gültigkeit mehr. Das soll aber nicht heißen, daß wir nicht selbst die ernstliche Absicht hatten, Reformen in unserem Lande einzuführen. Wir waren im Gegenteil zu gründlichen Reformen entschlossen, da wir von der Überzeugung beseelt waren, daß das Leben sonst bei uns unmöglich geworden wäre.

Wir gingen aber bezüglich der Reformen von dem Standpunkt aus, daß der Zarismus, der seit zwei Jahrhunderten gleich einer Geißel über unseren Häuptern schwebte, vernichtet werden müsse, damit endlich die ewigen Umtriebe, die er im Inneren des Landes schürte, aufhörten. Und dieses Ziel war nur durch die Entfaltung des Höchstmaßes unserer kriegerischen Leistungen im Weltkrieg zu erlangen.

So beschlossen wir denn, die Inangriffnahme der inneren Reformen bis zur Beendigung des Krieges zu vertagen und alle Kräfte des Volkes vorderhand dem Kriege zu widmen; wir haben nicht verfehlt, diesen Standpunkt den Führern der Tachnakzutiun mitzuteilen.

Schließlich traten auch wir aktiv in den Weltkrieg ein. Einige Tage nach der Kriegserklärung wurde ich zum Kommandanten der IV. Armee ernannt und verließ Konstantinopel, um mich nach Syrien zu begeben. Ich habe von da ab nichts mehr über die Zustände in den Wilajets von Ostanatolien erfahren, auch nicht, aus welchem Grunde sich die Regierung veranlaßt sah, alle Armenier umzusiedeln. Ebensowenig wie ich an den in Konstantinopel gepflogenen Verhandlungen teilnahm, wurde ich um Rat befragt. Ich erfuhr erst durch den Regierungserlaß an die Wilajets, daß alle Armenier provisorisch nach Mesopotamien abzutransportieren seien, wo sie bis zum Kriegsende zu verbleiben hätten.

Der stellvertretende Höchstkommandierende teilte mir auch mit, daß ich die nötigen Maßregeln zu treffen hätte, um beim Passieren des Armeebereichs jeden Angriff gegen die Armenier zu verhüten; den Durchzug habe die Zivilbehörde zu leiten. Das war alles, was ich erfuhr. Ich war zu jener Zeit mit der Etappenorganisation auf der Linie Bozanti—Aleppo beschäftigt; es war der einzige Verkehrsweg, auf dem die militärischen Kräfte, die gegen Ende des Herbstes 1915 nach Syrien geschickt werden sollten, um an der zweiten Kanalexpedition teilzunehmen, passieren konnten; ich mußte die notwendige Verproviantierung vorbereiten.

Ich geriet in größte Wut, als ich erfuhr, daß die verschickten Armenier nach Bozanti kämen, um sich von da über den Taurus und Adana nach Aleppo zu begeben; denn alles, was die Etappenlinie störte, konnte für die Kanalexpedition von schlimmster Folge sein.

Mein mit dem stellvertretenden Höchstkommandierenden geführter Briefwechsel ist in dem Kriegstagebuch der Armee aufbewahrt; man wird später, wenn dieses Tagebuch veröffentlicht wird, feststellen können, daß ich es für angebrachter hielt, die Armenier im Inneren der Provinzen Konia, Angora und Kastamuni festzusetzen, anstatt sie nach Mesopotamien zu schicken.

Da ich mich jedoch einem Verfahren der Regierung, das ein Gesetz zur Grundlage hatte, nicht widersetzen konnte, außerdem den ausdrücklichen Befehl erhalten hatte, mich dem Durchzug der armenischen Emigrantenkolonnen, welche Adana und Aleppo auf ihrem Wege nach Mesopotamien passierten, nicht zu widersetzen, so sah ich mich gezwungen, nachzugeben.

Ich hörte von Zeit zu Zeit von Gewalttätigkeiten, die gegen die emigrierenden Armenier in den Wilajets von Mamuret-ul-Asis und Diarbekir vorgekommen waren. Die Emigrantenangelegenheiten gingen ausschließlich die Zivilbehörden an, die Armee hatte nichts damit zu tun. Da ich es jedoch nicht dulden konnte, daß im Bereich meiner Armee Angriffe gegen die Emigranten, wie sie in den anderen Armeebezirken vorgekommen waren, stattfanden, so hielt ich es für meine Pflicht, die strengsten, diesbezüglichen Befehle zu erlassen. Da ich unausgesetzt Klagen hörte, daß die Zivilbehörden auf der Strecke zwischen Bozanti und Aleppo die Emigrantenzüge nicht mit ausreichendem Proviant versehen konnten und die Leute sich infolgedessen längs des Weges im elendesten Zustand befänden, so machte ich, um die Lage in Augenschein

zu nehmen, eine Reise zwischen Aleppo und Bozanti, erließ den Befehl, aus den Armeedepots an die Emigranten Brot zu verteilen und forderte die Etappenärzte auf, sich der kranken Armenier anzunehmen.

Ich habe also während der ganzen Dauer dieser Transporte mein möglichstes getan, um den Armeniern Hilfe angedeihen zu lassen, was auch von den Armeniern und allen unparteiischen Ausländern bestätigt wird. Ich verweise für jetzt nur auf einige Befehle und Handlungen, die in dem Buche von Lepsius, das die amtlichen Berichte des deutschen Auswärtigen Amtes über die Armenierangelegenheit enthält, abgedruckt sind. Alle meine Depeschen, die ich nach Konstantinopel, an die Abschnittskommandanten und an die Wilajets richtete, sind in dem Kriegsjournal der Armee gesammelt; an dem Tage, wo dasselbe erscheinen wird, wird die Öffentlichkeit über die menschenfreundlichen Absichten, die meinen Maßnahmen zugrunde lagen, besser aufgeklärt werden.

Als nach der Deportation der Armenier Anatoliens die Zivilbehörden den Befehl erhielten, nun auch alle Armenier aus Adana und Aleppo auszusiedeln, habe ich mich wiederum dieser Maßnahme widersetzt. Ich schickte darüber eingehende Berichte nach Konstantinopel, worin ich ausführte, daß ich die Notwendigkeit eines solchen Verfahrens nicht einsehen könne, und daß dieses Vorgehen meiner Ansicht nach auf die ökonomischen und insbesondere landwirtschaftlichen Verhältnisse in dem Bereich der IV. Armee von schlechtestem Einfluß sein müsse. Aber dahin verwiesen, daß ich mich in die Angelegenheiten der Zivilbehörden nicht einzumischen, sondern denselben nur Hilfe zu leisten hätte, habe ich die Ausführung dieser Befehle nicht verhindern können.

Nachdem ich jedoch überzeugt war, daß die Verschickung aller armenischen Auswanderer nach Mesopotamien sie ins Elend stürzen mußte, hielt ich es für zweckmäßiger, einen großen Teil von ihnen auch in den syrischen Wilajets Beirut und Aleppo unterzubringen; es gelang mir auch, die gewünschte Erlaubnis zu erhalten, nachdem ich darüber nach Konstantinopel mit Nachdruck berichtet hatte. So konnte ich in der Tat nahezu hundertfünfzigtausend Armenier in den genannten Wilajets unterbringen.

Ich schäme mich im Grunde, meine den Witwen und Waisen erwiesenen Hilfeleistungen hier so aufzuzählen. Es kommt mir

vor, als wenn ich dadurch den moralischen Wert dieser nur von Menschenfreundlichkeit eingegebenen Handlungen beeinträchtige. Da jedoch trotz all dieser geleisteten Hilfe unsere äußeren Feinde mich als moralisch verantwortlich für jene Vorfälle hinstellen wollen und jenes Zerrbild einer Regierung, die sich nach dem Waffenstillstand in Konstantinopel gebildet hatte, mich sogar zum Tode verurteilte, unter der Anschuldigung moralischer Mitschuld an jenen Ausweisungen und Metzeleien, betrachte ich es als ein Mittel berechtigter Selbstverteidigung, einige der Wahrheit entsprechenden Erklärungen abzugeben. Die öffentliche Meinung wird anerkennen, daß ich mit den Verschleppungen und armenischen Metzeleien nichts zu tun habe. So wenig wie ich an den vorangehenden Verhandlungen über die Umsiedelung der Armenier teilgenommen habe, ebensowenig habe ich irgendwelche Metzeleien anbefohlen; ja ich habe sie verhindert und allen Emigranten zur Zeit der Deportationen den möglichsten Beistand angedeihen lassen.

Wäre ich jedoch damals in Konstantinopel gewesen und hätte ich in Kenntnis der Ereignisse, die sich in Ostanatolien im Rücken der Armee abspielten, an den Besprechungen teilgenommen, hätte ich auch dann nicht den Verschickungen beigestimmt? Ich kann zurzeit diese Frage nicht beantworten. Ich nehme jedoch an, daß meine Freunde, um zu einem so einschneidenden Entschluß, den eine solche allgemeine, die ganze zivilisierte Welt in Aufregung versetzende Deportation bedeutet, zu kommen, schwerwiegende Beweggründe gehabt haben müssen. Ich zweifle nicht, daß sie in den demnächst erscheinenden Veröffentlichungen unsere Zweifel und unsere Neugierde zerstreuen werden.

Ich bin allerdings der festen Ansicht, daß die Armenier Aufstände planten, welche den Rücken unserer kaukasischen Armee gefährden und dieselbe unter Umständen vollständig hätten vernichten können. Infolgedessen hielten es meine Freunde für angebrachter, die ganze armenische Nation in eine andere Gegend zu versetzen, wo sie keinen Schaden stiften konnte, anstatt das ganze ottomanische Vaterland einer Katastrophe auszusetzen, welche die russische Besetzung ganz Kleinasiens zur Folge gehabt hätte.

Was die Ereignisse betrifft, die sich während der Verschickungen abgespielt haben, so muß man sie dem seit sechzig bis siebzig

Jahren zwischen Türken, Kurden und Armeniern angesammelten Haß zuschreiben. Möge Gott die moskowitische Politik zuschanden machen, die es fertig gebracht hat, drei Nationen, die seit Jahrhunderten miteinander im Frieden lebten, zu Todfeinden zu machen. Die während der Verschickungen des Jahres 1915 begangenen Verbrechen erregen mit Recht den größten Abscheu, aber diejenigen, welche die Armenier bei ihrem Aufstand gegen die Türken und Kurden begangen haben, stehen ihnen an Grausamkeit und Gemeinheit in keiner Weise nach. Was immer jedoch die Ursachen, die zu diesen Verbrechen Anlaß gegeben haben, gewesen sein mögen, man hätte diese unbedingt verhindern müssen. Die Regierung hielt die Deportation für das wirksamste und schleunigste Mittel zum Schutz der kurdischen und türkischen Bevölkerung, der Armee und der ganzen politischen Existenz des ottomanischen Staates; doch hat sie andrerseits durch diese Maßnahme Anlaß für die von den Kurden und Türken verübten Verbrechen gegeben. Hätte man die Frage nicht in anderer Weise lösen können? Oder hätte man die Verschickten nicht vor Angriffen unterwegs schützen können? Wir werden darüber erst durch die Erklärungen derer, die die Verschickungen angeordnet und derer, die sie ausgeführt haben, Rechenschaft erhalten können. Jedenfalls kann ich behaupten, daß im Bereich meiner Armee keine Tätlichkeiten gegen die Emigranten gestattet wurden und, von einzelnen Ausnahmefällen abgesehen, nicht vorgekommen sind.

Was den schlimmen Eindruck der Sache anbetrifft, so boten die vor den Russen und den Greueln und Verbrechen der Armenier aus Diarbekir über Aleppo und Adana nach Konia und aus Erzerum und Erzindjan nach Sivas flüchtenden Türken keinen weniger kläglichen Anblick. Aber diese Unglücklichen waren eben nur Mohammedaner; es hat sich daher kein deutscher oder amerikanischer Missionar gefunden, der Berichte darüber gemacht hätte oder sich veranlaßt gefühlt hätte, in beredten Worten ihr Elend zu schildern.

Nehmen wir an, daß die ottomanische Regierung anderthalb Millionen Armenier aus den ostanatolischen Provinzen verschickt habe und daß sechshunderttausend von ihnen teils getötet, teils unterwegs durch Hunger und Elend umgekommen sind. Weiß aber irgend jemand, wie viele kurdische und türkische Einwohner der Wilajets von Trapezunt, Erzerum, Wan und Bitlis in der grausamsten Weise von den Armeniern umgebracht worden sind, als

die Russen in diese Provinzen einmarschierten? So erfahre man denn, daß die Zahl der bei dieser Gelegenheit getöteten Türken und Kurden anderthalb Millionen bei weitem übersteigt. Macht man die Türken für die armenischen Metzeleien verantwortlich, warum nicht die Armenier für die Türkenmassakers? Oder sollten die Türken und Kurden in den Augen der Menschheit, ebenso wie in den Augen solcher Politiker wie Mandelstamm und Morgenthau und ihresgleichen nicht mehr Wert als Fliegen besitzen?

Ich bitte meine Leser, die folgenden zwei russischen Berichte mit Aufmerksamkeit prüfen zu wollen, denn sie geben einen Begriff der von den Armeniern gegen die Türken gehegten Feindschaft und der von ihnen begangenen Übergriffe.

Russisches offizielles Aktenstück.

Der Rückzug der russischen Armee.

Denkschrift des Oberstleutnants Twerdokhleboff betreffend die Übergriffe der Armenier gegen die türkische Bevölkerung von Erzerum und Umgegend seit Beginn der russischen Revolution bis zur Wiedereinnahme der Stadt durch die türkischen Truppen am 27. Febr. 1918.

Einleitung.

Die ganz Europa bekannte, zwischen Türken und Armeniern seit langer Zeit bestehende Feindschaft hat sich im Kriege in einer alles Vorstellbare übertreffenden Weise geäußert. Es ist eine allgemein bekannte Tatsache, daß die Armenier die Türken nicht leiden können; trotzdem ist es ihnen immer gelungen, als Märtyrer zu erscheinen und die Welt davon zu überzeugen, daß sie wegen ihrer höherstehenden Zivilisation und wegen ihres Glaubens der Gegenstand der fürchterlichsten Grausamkeiten seien.

Die Russen, die unter allen Europäern verhältnismäßig am meisten mit den Armeniern Fühlung hatten, haben einen anderen Begriff über die in diesem Volk herrschende Auffassung von Zivilisation und Moral. Sie haben sie als geizig, gierig, schmarotzerhaft kennengelernt, nur imstande, auf Kosten anderer zu leben. Der russische Bauer hat die Seele dieses Volkes durchschaut, ich habe von russischen Soldaten des öfteren solche Aussprüche gehört wie: „Die Türken haben die Armenier übel zugerichtet, aber sie hätten es in noch ganz anderer Weise tun sollen, so daß kein einziger von ihnen übrig geblieben wäre."

Militärisch leisten die Armenier auch nichts, die armenischen Soldaten der russischen Armee spielen eine ganz unbedeutende Rolle; sie zogen den Dienst im Rücken der Armee, so erniedrigend er auch ist, stets dem an der Front vor. Die häufig vorkommenden Desertationen und Fälle von Selbstverwundung bestätigen die Meinung, die man sich von der Tapferkeit der Armenier gemacht hatte.

Aber die Ereignisse, die sich seit Beginn der russischen Revolution bis zur Wiedereinnahme Erzerums durch die türkischen Truppen abgespielt haben, übertreffen alles, was man von dieser Nation erwarten konnte; ich habe diese Ereignisse teils mit eigenen Augen mit angesehen, teils von anderen Augenzeugen erfahren.

Als im Jahre 1916 Erzerum von den Russen eingenommen wurde, durfte kein einziger Armenier die Stadt und Umgegend betreten. Solange General Kalikin an der Spitze des ersten Armeekorps, das Stadt und Umgebung von Erzerum eingenommen hatte, stand, ist kein Truppenteil, bei dem sich armenische Elemente befanden, dorthin entsandt worden. Nach der russischen Revolution hörten diese Maßnahmen auf, die Armenier benutzten dies, um sich auf Erzerum und Umgegend zu stürzen, darauf begannen die Plünderungen der Häuser und Dörfer und die Metzeleien.

Während der russischen Besetzung wagten es die Armenier nicht, öffentlich Verbrechen zu begehen; die Plünderungen und Morde geschahen im Geheimen. Im Jahre 1917 nahm das armenische revolutionäre Aktionskomitee, welches hauptsächlich aus Soldaten bestand, unter dem Vorwand, die Bevölkerung zu entwaffnen, allgemeine Haussuchungen vor. Da diese jedoch ohne jede Ordnung vor sich gingen, so arteten sie sehr bald in regelrechte Plünderungen aus, die von den Soldaten in noch umfangreicherem Maße fortgesetzt wurden. Die schlimmsten Räuber unter den armenischen Soldaten waren gewöhnlich diejenigen, die sich vor dem Feind am feigsten erwiesen hatten.

Eines Tages, als ich die Straßen der Stadt zu Pferde passierte, erblickte ich eine Bande russischer Soldaten, die, von einem armenischen Soldaten angeführt, zwei siebzigjährige türkische Greise ins Gefängnis schleppten. Der armenische Soldat schien in größter Wut zu sein und schlug mit einer aus Eisendraht geflochtenen Peitsche auf die beiden armen Teufel ein. Ich versuchte umsonst, den Soldaten zuzureden, die beiden Greise etwas menschlicher zu behandeln. Der Armenier trat mit der Reitpeitsche drohend auf mich zu und schrie mich an: ,,Sie wagen es, unsere Mörder zu beschützen?" Andere dazukommende Armenier nahmen natürlich seine Partei, meine Lage den russischen Soldaten gegenüber, die jede Gelegenheit benutzten, um ihre Offiziere zu prügeln, womöglich totzuschlagen, begann kritisch zu werden. Das Erscheinen einer Offizierspatrouille änderte jedoch die Lage; die Armenier verdufteten, und die Soldaten führten die beiden Alten ohne weitere Tätlichkeiten ab.

Durch das Zurückfluten der russischen Fronttruppen entstand die Gefahr, daß die an der Front bleibenden oder nach Erzerum zuströmenden Armenier bis zum Erscheinen andersstämmiger Truppenteile Ausschreitungen gegen die türkische Bevölkerung unternehmen würden. Die armenischen Notabeln versicherten allerdings, daß nichts dergleichen geschehen würde; sie behaupteten, für die Versöhnung der beiden Nationen Sorge tragen zu wollen und bei Anwendung der nötigen Maßregeln des Erfolges sicher zu sein.

Anfangs schienen die Ereignisse diese Behauptungen in der Tat zu bewahrheiten. So wurden die in Kasernen verwandelten Moscheen geräumt und gereinigt und nicht mehr zu militärischen Unterkunften benutzt. Miliztruppen, aus Türken und Armeniern bestehend, wurden gebildet, die Armenier verlangten selbst mit lauter Stimme die Bildung eines Kriegsgerichts zur Aburteilung der an den Türken begangenen Verbrechen.

Erst später hat man erkannt, daß alle diese Manöver nichts als Listen und schlau angelegte Betrügereien waren. Die Türken, die in die Miliz eintraten, hatten sehr bald genug davon, denn sie bemerkten, daß die Mehrzahl derjenigen von ihnen, die zum nächtlichen Patrouillendienst verwendet wurden, nicht wiederkehrten und man über ihr Schicksal keine Nachricht erhalten konnte. Die Türken, welche man zur Arbeit mit aufs Feld nahm, verschwanden in der gleichen Weise spurlos. Anderseits konnten die Mitglieder des Kriegsgerichts, das endlich zusammentrat, aus Angst, selbst umgebracht zu werden, keine Strafen verhängen. Die Morde und Plünderungen häuften sich. Zwischen Januar und Februar ermordete man Bekir Hadji Effendi, einen der angesehensten Notabeln von Erzerum, in seinem eigenen Hause. Der General Odichelidze erließ darauf den Befehl an die Truppenkommandanten, den Mörder im Verlauf von drei Tagen ausfindig zu machen. Dieser Befehl blieb ergebnislos.

Der Oberkommandierende machte den Kommandeuren der armenischen Detachements ernstliche Vorwürfe über die unerträgliche Disziplinlosigkeit ihrer Leute. Er wandte sich auch an die armenischen Notabeln, hielt ihnen die von den Banden verübten Grausamkeiten vor, u. a. daß von den türkischen Landarbeitern, die zur Feldbestellung befohlen worden waren, weniger als die Hälfte zurückkehrte, und erklärten ihnen, daß wenn die Armenier die Herrschaft über die besetzten Gebiete zu erlangen wünschten, sie sich dieser würdig zu erweisen hätten. Er fügte hinzu, daß diese Verbrechen den Ruf der armenischen Nation befleckten. Der Krieg ist noch nicht beendet, sagte er, und der Friedenskongreß hat den Armeniern diese Gebiete noch nicht zugesprochen; sie sollten sich daher von jetzt an als ein der Freiheit würdiges Volk, das die Gesetze zu achten weiß, benehmen.

Die Antwort der armenischen Führer lautete, daß die Ehre eines ganzen Volkes nicht durch die von einer geringen Minorität begangenen Verbrechen berührt werden könne; sie versicherten, daß die vernünftig gesinnten Armenier ihr Möglichstes täten, um diese gegen die frühere türkische Tyrannei gerichteten Racheakte zu verhüten; sie bemerkten ferner, daß sie im Begriff seien, strengste Maßregeln zu ergreifen, die sie unverzüglich gerecht und billig handhaben würden. Kurze Zeit nach diesen oft wiederholten Versicherungen erfuhren wir von dem Türkengemetzel in Erzindjan. Die angefügten Einzelheiten hörte ich aus dem eigenen Munde des Oberkommandierenden Odichelidze. Das Gemetzel ist nicht durch Banden angestiftet worden, sondern durch den Arzt der Stadt und den Armeelieferanten. Da ich die genauen

Namen dieser Armenier nicht weiß, so kann ich sie nicht anführen.

Der Bericht lautete:

,,Über 800 unbewaffnete, wehrlose Türken wurden ermordet. Die Armenier hatten riesige Gruben ausgehoben, in welche die von ihnen gleich Herdenvieh abgeschlachteten armen Türken hineingeworfen wurden; ein Armenier, der die Hinrichtung leitete, zählte die unglücklichen Opfer: ,,Jetzt haben wir siebzig," brüllte er, ,,für zehn ist noch Platz, haut weiter!" Und weitere zehn Unglückliche wurden geschlachtet um das Loch zu füllen, welches darauf mit ein bißchen Erde zugedeckt wurde. Der Armeelieferant wollte sich selbst ein Vergnügen bereiten: Er sperrte in einem Hause achtzig Unglückliche ein, denen er, indem er sie einen nach dem anderen herauskommen ließ, mit eigener Hand die Schädel einschlug."

Nach dem Gemetzel von Erzindjan begaben sich die ausgezeichnet bewaffneten Armenier nach Erzerum. Ein russischer Offizier, der die Etappenlinie des Rückzugs mit einigen Kanonen vor den Angriffen der Kurden schützte, versuchte eines Tages, ein armenisches Detachement in die Gefechtslinie zu führen. Die Leute hatten aber keine Lust, ordnungsmäßig zu kämpfen; anstatt dessen zündeten sie das Haus an, in dem sich die russischen Offiziere befanden, um dieselben auf diese Weise los zu werden. Die Offiziere entrannen mit knapper Not dem Tode, verloren dabei aber ihre gesamte Habe.

Die armenischen Banden, die sich von Erzindjan auf Erzerum stürzten, vernichteten unterwegs alle mohammedanischen Dörfer mit ihren Einwohnern.

Während des Rückzugs der russischen Truppen nach Erzerum rekrutierte man Kurden und andere friedliche Bewohner der Gegend zum Munitionstransport als Kutscher. Keiner dieser Leute besaß eine Waffe. Als man sich Erzerum näherte, benutzten die Armenier den Augenblick, wo die russischen Offiziere sich zur Ruhe zurückgezogen hatten, um die Kutscher niederzumachen. Die russischen Offiziere, von dem Schmerzensgeschrei der Unglücklichen herbeigelockt, wurden von den Armeniern mit der Waffe in der Hand empfangen und mit dem gleichen Schicksal bedroht, falls sie es wagen sollten, einzuschreiten. Diese Morde geschahen in der grausamsten Weise.

Im Offiziersklub in Erzerum hat der russische Artillerieoffizier Leutnant Medivani öffentlich erklärt, folgende Szene mit angesehen zu haben:

,,Einer der Armenier hatte einen kurdischen Kutscher zu Tode getroffen; er war sterbend auf den Rücken gefallen; der Armenier wollte seinem Opfer noch den Stock, den es in der Hand hatte, in den Mund bohren, aber da die Zähne des Unglücklichen durch den Starrkrampf zusammengepreßt waren, konnte der Mörder seine scheußliche Absicht nicht ausführen, und im Zorn darüber erledigte er den Sterbenden mit Fußtritten in den Bauch."

Odichelidze hat mir selbst erzählt, daß in dem Dorfe Ilidja alle Türken, die nicht hatten entfliehen können, massakriert wurden;

er hat zahlreiche Kinderleichen gesehen, denen die Köpfe mit stumpfen Beilen abgehackt worden waren.

Der Oberstleutnant Griaznoff, der am 28. Februar, drei Wochen nach dem Blutbad, aus Ilidja zurückkehrte, erzählte mir was er gesehen hatte:

„Auf dem zum Dorf führenden Wege fand er einen Haufen Leichen mit zerschmetterten Gliedern; jeder Armenier der vorüber ging, spuckte auf diesen Haufen, einen Fluch ausstoßend.

Im Hof der Moschee lagen die Leichen bis zu zwei Lanzenhöhen übereinandergeschichtet. Darunter waren Männer, Frauen, Kinder, Greise, Menschen jeden Alters. An den Leichen der Frauen waren die Spuren der Notzucht deutlich sichtbar, in die Geschlechtsteile der Frauen und Mädchen hatten sie Patronen hineingebohrt. Oberstleutnant Griaznoff forderte ein paar der jungen armenischen Mädchen, welche bei den armenischen Truppen zum Telephondienst angestellt waren, auf, mit in den Hof der Moschee zu kommen. Er wies ihnen die Schandtaten ihrer Landsleute und sagte im Ton des Vorwurfs, daß sie stolz darauf sein könnten. Griaznoff war ebenso erstaunt wie empört, als er sehen mußte, daß dieser Anblick bei den jungen Damen keine Entrüstung, sondern nur heiteres Lachen erweckte. Von Empörung übermannt, begann er sie zu beschimpfen, er sagte ihnen, die Armenier, ihre Frauen inbegriffen, seien die feigste, die barbarischste aller Nationen und die Tatsache, daß gebildete, wohlerzogene, junge Mädchen bei einem solchen Anblick, der sogar einem Offizier die Haare zu Berge stehen mache, lachen könnten, sei ein Beweis der angeborenen Barbarei der Rasse. Bei diesen Worten besannen sich die jungen Mädchen auf die Notwendigkeit, ergriffen zu erscheinen, und sagten, ihr Lachen sei nervös gewesen; aber der Zeuge ließ sich nicht täuschen."

Ein Armenier, Lieferant des Etappenkommandos Ilidja, erzählte mir folgendes:

„Am 27. Februar kreuzigten die Armenier eine noch lebende türkische Frau an einer Mauer, nachdem sie ihr das Herz herausgerissen hatten und hingen sie mit dem Kopf nach unten auf."

Am 7. Februar begann das große Blutbad von Erzerum. Armenische Artilleriesoldaten hatten 270 Personen in der Straße aufgefangen, und nachdem sie sie aller Kleidung beraubt, sperrten sie sie in ein Bad, um ihre scheußliche perverse Lust an ihnen auszulassen. Meinen übermenschlichen Anstrengungen gelang es, hundert dieser Unglücklichen, die noch am Leben waren, zu retten, die anderen sind angeblich von den Soldaten freigelassen worden. Der Anführer dieser Schändlichkeit war ein der Artillerie zugeteilter armenischer Infanterieunteroffizier, namens Karabedoff. Am selben Abend wurden in den Straßen der Stadt mehrere Türken umgebracht. Am 12. Februar erschossen die Armenier beim Bahnhof von Erzerum zehn friedliche, unbewaffnete Landbewohner; die Offiziere, die einschreiten wollten, bedrohten sie mit dem Tode.

Zu gleicher Zeit hatte ich einen Armenier eingesperrt, der ohne plausiblen Grund einen Türken umgebracht hatte; der Oberkommandierende hatte befohlen, ihn vor das Kriegsgericht zu stellen. Dem langjährigen Gesetz zufolge werden Verbrecher hingerichtet. Ein armenischer Offizier teilte dem Mörder mit, daß er, um sein Verbrechen zu sühnen, gehängt werden würde. „Was!" fuhr dieser entrüstet auf, „hat man das schon je gesehen, daß man einen Armenier wegen eines Türken erhängt!"

In Erzerum hatten die Armenier den türkischen Bazar angezündet. Am 17. Februar hörte ich, daß im Bereich des Artillerieregiments alle Einwohner des Dorfes Tepe Köj, Frauen, Männer, Kinder, vollständig ausgerottet worden waren. Am selben Tage traf ich Andranik, der von der kaukasischen Regierung zur Herstellung der Ordnung nach Erzerum gesandt worden war; ich machte ihm Mitteilung von den Metzeleien und bat ihn um Ermittelung der Schuldigen. Ich habe nie erfahren, welches Ergebnis mein Ersuchen gehabt hat. Im Kasino der Artillerieoffiziere versprach Andranik öffentlich die Herstellung der Ordnung, aber dieses Versprechen ist trotz der beiden Abgesandten der kaukasischen Regierung, Andranik und Dr. Zawrieff, nicht in Erfüllung gegangen.

In der Stadt haben die Unruhen verhältnismäßig abgenommen, in den Dörfern, wo alle Einwohner umgebracht waren, herrschte natürlich vollständige Stille. Die Verhaftungen türkischer Einwohner in Erzerum begannen aufs neue, als die militärischen Bewegungen der Türken ihre Annäherung von Ilidja her ankündigten; diese Verhaftungen nahmen besonders am 26. und 27. Februar überhand. In der Nacht vom 26. auf den 27. führten die Armenier die Wachsamkeit der russischen Offiziere irre und richteten ein neues Blutbad an, ergriffen aber bei der ersten Annäherung der Türken sofort die Flucht. Das Blutbad war kein zufälliges, es war im voraus vorbereitet; alle bis dahin gefangengenommenen Türken wurden zusammengebracht und einer nach dem anderen hingerichtet. Die Armenier berichteten voller Stolz, daß die Gesamtsumme der Opfer dieser Nacht die Höhe von 3000 erreicht habe.

Die Armenier, welche die Stadt zu verteidigen hatten, waren ihrer Anzahl nach so gering, daß sie vor einem türkischen Heer von 1500 Mann und zwei Kanonen die Flucht ergriffen. Nichtsdestoweniger waren die in dieser Nacht von ihnen begangenen Morde außerordentlich zahlreich.

Da die aufgeklärte Bevölkerungsklasse der Armenier das Gemetzel sehr wohl hätte verhüten können, so läßt sich daraus schließen, daß mehr noch als die Banden diese Bevölkerungsschicht an den Verbrechen teilgenommen hat und daß sie jedenfalls die Hauptverantwortung daran trägt. Das einfache Volk ist dem Einfluß der Höherstehenden sehr zugänglich. Mein Regiment, in dem nur russische Offiziere dienten, bestand ausschließlich aus armenischen Soldaten; obgleich wir gar keine Machtmittel gegen sie in der Hand hatten,

konnten wir sie doch dazu bringen, alle unsere Befehle auszuführen; öffentliche Plünderungen haben sie niemals zu begehen gewagt. In der Nacht, während welcher die Metzeleien stattfanden, wurde in der Kaserne, in der einige Detachements des Regiments stationierten, keiner der kurdischen Pferdeknechte ermordet, obgleich nur ein einziger russischer Offizier die Wache hatte und vierzig kurdische Pferdeknechte von Hunderten von Armeniern umgeben waren.

Ich will natürlich nicht behaupten, daß die Elite der armenischen Nation sich ohne Ausnahme an den Verbrechen beteiligt habe. Ich bin Armeniern begegnet, die diese Verbrechen energisch mißbilligten, anderen, die nicht nur mit Worten, sondern auch mit Taten dagegen auftraten. Ich muß jedoch gestehen, daß diese in sehr geringer Minderzahl sind und bei ihren Landsleuten in Verruf sind; sie werden von ihnen beschuldigt, dem Ideal der Nation Opposition zu machen. Wieder andere stellten sich, als ob sie Gegner dieser Bestialitäten seien, begünstigten sie aber insgeheim. Einige Armenier bewahrten allen Vorwürfen gegenüber Stillschweigen, die meisten hatten stets die gleiche Antwort zur Hand: „Sie sind Russen, Sie können das Ideal der armenischen Nation nicht begreifen.“ Bisweilen suchten sie sich durch solche Ausreden zu verteidigen: „Haben denn die Türken den Armeniern gegenüber anders gehandelt? Was wir tun, ist bloß ein Racheakt.“ Die oben erwähnten Ereignisse beweisen, wie mörderisch das Ideal der armenischen Nation und ihrer höheren Bevölkerungsklasse ist.

Es lag in keines Menschen Macht, diese beklagenswerten Ereignisse zu verhüten. Die Armenier haben Wind gesät, ohne zu bedenken, daß sie Sturm ernten werden.

Der provisorische Kommandant ad interim der Stellungen von Erzerum und Deveboyun, Kommandant des 2. Genie- und Artillerieregiments Oberstleutnant Twerdokhleboff.

Erzerum, den 16. April 1918.

Offizielles Kriegstagebuch des 2. russischen Festungsartillerieregiments in Erzerum.

Die russische Kaukasusarmee verließ gegen Mitte Dezember 1917 ihre bisherigen Stellungen und trat, ohne vom Höchstkommandierenden oder einem der Armeekommandanten den Befehl erhalten zu haben, ihren Rückzug an. Das Festungsartillerieregiment schloß sich dem Rückzug der Armee an. Von den Detachements der befestigten Stellungen von Deve-Boinu und dem Artillerieregiment von Erzerum waren nur vierzig Offiziere zurückgeblieben. Diese waren einzig aus Pflichtgefühl, von den Soldaten verlassen, bei den Kanonen geblieben. In den befestigten Stellungen befanden sich über 400 Geschütze, welche aus Mangel an Transportmitteln zurückblieben. Die Offiziere, von Ehr- und Pflichtgefühl geleitet, warteten auf die Erlaubnis des Oberkommandierenden, die Geschütze verlassen zu dürfen, oder auf Verstärkungen, um die Verteidigung fortzusetzen. Mit den Offizieren

des 1. Regiments hatte man die Kaders des 2. Artillerieregiments formiert.

Infolge des Rückzuges der russischen Armee bildete sich in Erzerum ein armenisches revolutionäres Komitee, das sich „Armenische Militärunion" nannte. Zu gleicher Zeit sandte der Armeekommandant dem 2. Festungsartillerieregiemnt 400 unausgebildete Armenier, von denen die meisten desertierten und die verbleibenden zu nichts besserem zu gebrauchen waren als zur Bewachung der in den Stellungen befindlichen Batterien.

Kurz vor dem Rückzug der Armee, als die Verbindung zwischen Rußland und Transkaukasien bereits unterbrochen war, hatte sich in Tiflis eine provisorische Regierung gebildet, die sich „Transkaukasisches Kommissariat" nannte. Das Kommissariat machte bekannt, daß keinerlei Absicht bestünde, eine unabhängige transkaukasische Regierung zu errichten; Transkaukasien gehöre nach wie vor unabtrennbar zu Rußland; aber bis zur Wiederherstellung der Ordnung übernehme das Kommissariat die Vertretung der Zentralregierung.

Das Kommissariat erließ am 18. Dezember 1917 die Bekanntmachung, daß an Stelle der verstreuten russischen Armee eine neue, auf dem Nationalitätsprinzip beruhende gegründet würde, bestehend aus drei Armeekorps, einem russischen, einem georgischen, einem mohammedanischen und einigen Detachements der kleineren Nationalitäten, wie Tscherkessen, Osseten, Assoren usw. In ihrem alten Zustand, d. h. aus Truppen verschiedener Nationalitäten bestehend, beließ man nur die Artillerie in den Stellungen von Erzerum und Deve-Boinu, bis zu der künftigen Entscheidung über die Nationalität dieser Truppe, die aus russischen Offizieren und armenischen Soldaten bestand. Es war klar, daß diese Detachements, deren Kaders und Führung in russischen Händen lag, nicht als armenisch gelten konnten. Wir hatten im übrigen auch keinen Befehl bezüglich des armenischen Charakters der Formation erhalten, die auch noch immer als russische Truppe galt und von russischen Offizieren, die in Wirklichkeit im russischen Heere dienten und ihre Gebühren aus russischen Kassen bezogen, geführt wurde. Die Tatsache, daß der Gottesdienst nicht armenisch, sondern nur russisch abgehalten und von russischen Priestern geleitet wurde, ist ein weiterer Beweis des vollständig moskowitischen Charakters der Truppe.

Seit dem ungefähr zwei Monate vorher begonnenen Rückzug der Armee konnte die Ordnung unter den Soldaten nicht wieder hergestellt werden; sie desertierten, plünderten und bedrohten ihre Offiziere und befanden sich im Zustand völliger Rebellion. Der Oberst Torkum, vermutlich ein armenischer Bulgare, wurde zum Platzkommandanten von Erzerum ernannt.

Gegen Mitte Januar 1918 ermordeten einige Armenier des Infanteriedetachements einen türkischen Notabeln von Erzerum in seiner Wohnung und plünderten das Haus. Der Höchstkommandierende Odichelidze versammelte alle Detachementkommandanten und forderte sie

auf, den Urheber des gräulichen Verbrechens im Verlauf von längstens drei Tagen zu ermitteln. Er wandte sich darauf an die armenischen Offiziere und sagte ihnen, daß die Ehre der armenischen Nation bei dieser Sache auf dem Spiele stände, es daher ihre Pflicht sei, um diese in den Augen der Welt reinzuwaschen, energisch zur Entdeckung des Schuldigen beizutragen. ,,Falls die Grausamkeiten, deren sich die Armenier schuldig machen, nicht aufhören, werde ich mich gezwungen sehen, an die mohammedanische Bevölkerung Waffen zu verteilen, damit sie ihr Leben und ihr Hab und Gut verteidigen kann", fügte er hinzu. Der Oberst Torkum entgegnete auf diese Anschuldigungen in gekränktem Ton, daß es ungerecht sei, die von ein paar Individuen verübten Verbrechen einer ganzen Nation zur Last zu legen. Die Kommandanten der Detachements, die daraufhin das Wort nahmen, machten den Vorschlag, ein Kriegsgericht einzusetzen, das nach Kriegsrecht Mord mit dem Tode bestrafen solle. Odichelidze erwiderte, daß er die notwendigen Maßnahmen bereits verfügt habe.

Der Oberst Torkum besichtigte, wenn ich nicht irre, am 25. Januar die Truppen und ließ 21 Kanonenschüsse abfeuern, um der Bevölkerung seine militärische Macht zu zeigen. Bei dieser Gelegenheit hielt er eine armenische Ansprache. In dieser Ansprache, welche an den General Odichelidze gerichtet war, verkündete er die armenische Unabhängigkeit und erwähnte, daß er als Chef des neuen Staates die Macht ergreife. Nach Kenntnisnahme dieser nichts weniger als bizarren Erklärung ließ der General das neue Oberhaupt des Staates, Oberst Torkum, aus Erzerum entfernen.

Diese Maßnahme bewies zur Genüge, daß die russische Regierung die Gründung eines unabhängigen armenischen Staates um jeden Preis verhindern wollte. Ich habe erfahren, daß der russische Generalstab die Armenier zu wiederholten Malen daran erinnert hat, daß alle Waffen, Munition und anderes Kriegsgerät, teils aus den Depots von Erzerum, teils aus anderen Depots, ihnen nur provisorisch übergeben worden seien, weil keine anderen Truppen zur Verfügung standen. Die Waffen waren den Armeniern also nur in Verwahrung gegeben und mußten auf Wunsch jederzeit zurückerstattet werden.

In diesen Tagen verübten die Armenier an den armen türkischen Bewohnern der Gegend von Erzindjan unvorstellbar grausame Morde; die Türken waren waffenlos und ohne jedes Verteidigungsmittel; auf die Nachricht hin, daß die türkischen Truppen nahten, flohen die Armenier unter erneuten Verbrechen in der Richtung Erzerum.

Nach den Berichten des Oberkommandierenden, die von Offizieren, die am Tatort der Verbrechen anwesend waren, bestätigt wurden, haben die Armenier über 800 Türken in Erzindjan getötet und dabei nur einen einzigen ihrer ehrlosen Mitschuldigen eingebüßt, der von einem Türken in berechtigter Notwehr getötet wurde. Anderseits massakrierten die Armenier die unglückliche mohammedanische Bevölkerung von Ilidja, in der Nähe Erzerums, ohne Frauen und Kinder zu verschonen.

Am 7. Februar nahm ich folgenden Vorfall wahr: Ich stellte fest, daß die Miliz und die armenischen Soldaten der Stadt einige hundert Mohammedaner an einen unbekannten Ort abführten. Als ich mich nach dem Grunde dieser Maßnahme erkundigte, erhielt ich zur Antwort, daß man diese Leute rekrutiere, um den Schnee von der Eisenbahnstrecke zu entfernen. Ich gab mich mit dieser Auskunft zufrieden; die Erzählung, die ich hernach anfügen werde, wird beweisen, wie unzutreffend sie war.

Gegen drei Uhr meldete mir der Unterleutnant Lipsky, ein Offizier meines Regiments, telephonisch, daß einige armenische Soldaten fünf Türken in den Straßen aufgegriffen hätten; sie hätten sie in eine Kasernenhofecke gedrückt, prügelten sie erbarmungslos und würden sie jedenfalls totschlagen. Das Eingreifen des russischen Offiziers zugunsten der Unglücklichen sei mit Drohungen beantwortet worden, wobei ein armenischer Offizier, der dieser Szene auch beiwohnte, mit den Banditen gemeinsame Sache machte und ebenfalls Lipsky verhinderte einzugreifen. Auf diese Nachricht hin eilte ich in Begleitung dreier Offiziere an den Tatort des Verbrechens. Ich begegnete unterwegs dem Offizier, der mir telephoniert hatte, und dem Bürgermeister von Erzerum, Stawrosky, die im Begriff waren, einen ihrer türkischen Freunde zu suchen, der von den Armeniern festgenommen worden war. Lipsky meldete mir, daß die Soldaten mit Waffengewalt den Eintritt in die Kaserne verhinderten. Ich setzte meinen Weg fort; in der Nähe der Kaserne sah ich zwölf Türken, die dieselbe verließen; sie flohen unter Zeichen des Schreckens. Ich stellte einen von ihnen, aber da ich seine Sprache nicht verstand, so war es mir unmöglich, mich mit ihm zu verständigen. Es gelang mir endlich mit großen Schwierigkeiten, in die Kaserne zu gelangen. Ich erkundigte mich sofort nach den in der Straße festgenommenen Türken. Die Soldaten behaupteten, in der Kaserne befände sich kein Zivilist der Stadt. Ich begann selbst alle Ecken und Winkel der Kaserne zu durchsuchen und entdeckte schließlich im Bad 70 Mohammedaner, die Opfer eines grauenhaften Terrors. Ich leitete sofort eine Untersuchung ein und ließ sechs Armenier, die Schuldigen an diesem Verbrechen, festnehmen. Ich erfuhr außerdem aus der Untersuchung, daß ein Armenier, dessen Identität ich nicht feststellen konnte, einen unglücklichen Mohammedaner, der sich auf dem Dache eines in der Nähe der Kaserne gelegenen Hauses zeigte, erschossen hatte.

Es versteht sich von selbst, daß ich die unglücklichen Opfer dieses scheußlichen Attentats sogleich in Freiheit setzte. Die Akten dieser Untersuchung sind ebenso wie meine Kanzleistücke, darunter die Liste der Mohammedaner, die ich hatte retten können, am 27. Februar bei der Wiedereinnahme Erzerums durch die ottomanischen Truppen in Verlust geraten. Doch kann der Vorfall durch Befragung der Türken, welche mir jedesmal, wenn wir uns begegnen, tiefste Dankbarkeit beweisen, festgestellt werden. Außerdem würde Ali Bey Pepéoff, der Sekretär des Bürgermeisters Stawrosky, der die erwähnte

Liste angelegt und das Protokoll geführt hat, die Betreffenden jedenfalls erkennen.

Die Untersuchung ergab, daß Karaguedoff, armenischer Offiziersaspirant des Artillerieregiments, der Anstifter der Verbrechen war; er hatte bei den Haussuchungen, die er zusammen mit einigen an dergleichen Verbrechen gewöhnten armenischen Soldaten mit größter Rücksichtslosigkeit in den türkischen Häusern vornahm, Möbel und sonstige Einrichtungsgegenstände an sich gebracht. Karaguedoff wurde übrigens zugleich mit den anderen armenischen Soldaten gefangengesetzt. Dem Oberkommandierenden wurde noch an demselben Abend über die Vorfälle berichtet, wobei der Regierungskommissar Zetaloff und sein Gehilfe anwesend waren. Am selben Tage ermordeten die Armenier noch einige andere Türken und steckten den türkischen Bazar in Brand. Es hieß auch allgemein, daß in diesen Tagen in Erzerum und Umgegend einzelne Morde vorgefallen seien. Ich nahm eigenhändig einen Armenier fest, der einen Türken in der Nähe von Tafta umgebracht hatte und übergab ihn dem Platzkommandanten. Man erzählte in der Stadt, daß die zur Feldarbeit verwandten Türken von ihrer Arbeit nie mehr zurückkehrten und daß man von ihrem Verbleib nichts erfahren konnte. Der Magistrat machte dem Oberkommandierenden von dem Verschwinden dieser Leute Mitteilung.

In einem Rapport, den wir dem Oberkommandierenden gelegentlich einer Offiziersversammlung überreichten, baten wir ihn um die Erlaubnis, die Festung Erzerum zu verlassen, in Anbetracht unserer vollständigen Nutzlosigkeit und der Unmöglichkeit, die armenischen Verbrechen zu verhindern. Wir fürchteten unseren Ruf dadurch zu beflecken. Odichelidze teilte uns das Eintreffen eines Radiotelegramms mit, das er vom General Wehib Pascha, dem Befehlshaber der ottomanischen Truppen, erhalten hatte. Der General benachrichtigte ihn, daß seine Truppen den Befehl hätten, Erzindjan zu besetzen und so weit vorzugehen, bis sie Fühlung mit den russischen Truppen genommen hätten. Wehib Pascha bemerkte ferner, daß dies das einzige Mittel sei, um den barbarischen Grausamkeiten der Armenier gegen die türkische Bevölkerung ein Ende zu bereiten.

Infolgedessen bot das transkaukasische Kommissariat der ottomanischen Regierung den Frieden an. Im Antworttelegramm erklärte sich der Kommandant der ottomanischen Truppen zur Annahme des Vorschlages bereit und fügte hinzu, er habe den Vorschlag des transkaukasischen Kommissariats seiner Regierung befürwortend mitgeteilt. Auf eine von uns vorgelegte Eingabe hin, setzte sich General Odichelidze in Verbindung mit Guéguetschkoni, Präsidenten des transkaukasischen Kommissariats, und dem General Lebedinsky, dem Oberkommandierenden.

Die Antwort enthielt die Mitteilung, daß ein Ultimatum mit der kategorischen Forderung sofortiger Einstellung aller Grausamkeiten der Armenier an die armenische Nationalversammlung abgegangen sei und diese, um den bedauerlichen Vorfällen ein Ende zu bereiten,

Dr. Zavrieff und Andranik als Delegierte nach Erzerum abgesandt hätte. Was das Gesuch der Offiziere anbetraf, so bat der Rat der Kommissäre diese, auf ihrem Posten zu bleiben, bis die von der ottomanischen Regierung zu erwartende Antwort auf das Friedensangebot einträfe. Der Rat sprach den Offizieren seinen Dank für die geleisteten Dienste aus und äußerte, daß, falls Rußland einer neuerlichen Gefahr zu begegnen hätte, sie sicher seien, die Offiziere bis zum letzten Augenblick auf ihrem Posten zu finden.

Anderseits erließ der Oberkommandierende der Armee einen Tagesbefehl, in welchem er den Offizieren empfahl, ihre Posten nicht zu verlassen und fügte hinzu, daß er, um sie vor Ehrverlust und Lebensgefahr zu schützen, die strengsten Maßregeln gegen die armenischen Verbrecher ergreifen würde. Unter diesen Bedingungen verblieben wir in Erzerum, zu dem ausschließlichen Zweck, die Interessen Rußlands zu wahren und unter dem alleinigen Oberbefehl des Höchstkommandierenden. Wir erfuhren, daß die ottomanische Regierung den Vorschlag des transkaukasischen Kommissariats günstig aufgenommen und beantwortet habe und die Friedensverhandlungen am 17. Februar in Trapezunt eröffnet werden sollten.

Unser Armeekommandant machte allen Offizieren die Mitteilung, daß sie, da man gegen die ottomanischen Truppen in Erzerum und Umgegend keine Feindseligkeiten zu eröffnen gedenke, bis zum Friedensabschluß in Erzerum zu verbleiben hätten und die Waffen und das übrige Kriegsmaterial, je nach den Bedingungen des Vertrages, entweder nach Rußland abtransportiert oder gänzlich der ottomanischen Regierung überlassen werden würden. Im Falle, daß die ottomanischen Truppen den Versuch machen sollten, Erzerum noch vor der Friedensunterzeichnung zu besetzen, würden alle Geschütze unbrauchbar gemacht und die Truppen nebst den Offizieren nach Rußland zurückgezogen werden, die diesbezüglichen definitiven Befehle würden mindestens sieben Tage vorher erlassen werden.

Die Notwendigkeit, uns gegen die Angriffe der Kurden bis zur endgültigen Entscheidung über unseren Verbleib zu verteidigen, wurde immer augenscheinlicher. Denn während der Waffenstillstandsverhandlungen hatte die ottomanische Regierung erklärt, daß die Kurden sich keinem Befehl unterstellen und auf eigene Faust handeln würden. Daher hatte der Armeekommandant bereits Ende Januar die Bestimmung getroffen, die Etappenlinie Erzerum—Erzindjan durch eine entsprechende Anzahl Geschütze zu verstärken, um die kurdischen Angriffe, welche unsere Etappendepots plündern wollten, abzuweisen. An jeden strategischen Punkt wurden ein Offizier und zwei Geschütze befohlen. Bei dem Rückzug der Armenier von Erzindjan und Erzerum kehrten die Geschütze mit ihnen zurück. Um den 10. Februar wurden zu gleichem Zwecke in allen Stellungen von Buyuk-Kiremidli, auf der Straße von Trapezunt bis Surep-Michan, wie an einigen anderen strategisch wichtigen Punkten der Stadt, je zwei Geschütze aufgestellt. In Anbetracht der Wahrscheinlichkeit eines kurdischen Angriffes von

Palan-Döngnö aus, sollten ebenfalls zwischen den Toren von Kars und Charput Geschütze in Stellung gebracht werden. Diese Geschütze, die nur gegen einen eventuellen Angriff der Kurden dienen sollten und für diesen Zweck gerade genügten, hätten gegen eine reguläre Armee mit Artillerie nichts ausrichten können; sie wären nach einigen Schüssen außer Gefecht gesetzt worden. Gegen Mitte Februar wurden die Richtmittel der in entfernteren Stellungen befindlichen Geschütze eingesammelt und in das Zentraldepot abgeliefert; das gleiche sollte nun mit den Geschützen der näher befindlichen Stellungen geschehen. Derselbe Befehl war für die in Palan-Döngnö befindlichen Geschütze ergangen, wurde jedoch nicht ausgeführt. Nur die Geschütze, welche in den Stellungen gegen die Kurden verblieben, hatten ihre Richtmittel behalten. Man erwartete übrigens keine baldige Offensive von seiten der ottomanischen Truppen, da man die Türken für demoralisiert und außerstande hielt, vor dem Sommer irgendwelche Bewegungen auszuführen. Am 12. Februar hatten einige bis an die Zähne bewaffnete armenische Banditen zehn bis zwölf Türken am lichten Tage in der Nähe des Bahnhofs erschossen. Zwei russische Offiziere, über diese freche Grausamkeit empört, hatten einschreiten wollen, waren jedoch gezwungen gewesen, der drohenden Waffengewalt zu weichen und die Unglücklichen ihrem Schicksal zu überlassen.

Am 13. Februar verkündete der Oberbefehlshaber den Belagerungszustand und berief ein Kriegsgericht, das nach altem Recht die Todesstrafe anwenden sollte. Oberst Morel wurde zum Kommandanten der Festung Erzerum ernannt und ein Armenier zum Vorsitzenden des Kriegsgerichts. Am selben Tage verließen der Oberkommandierende und der General Gerassimoff die Stadt. Sie wollten für den Fall, daß die Artillerie sich zurückzuziehen hätte, einen Sammelplatz ausfindig machen. Ich verblieb in Erzerum als Kommandant der Festungsartillerie. Der Stab des Obersten Morel bestand ausschließlich aus russischen Offizieren, und der Stabschef des Regiments war der Generalstabshauptmann Schnauer.

Nach der Abreise des Oberkommandierenden änderte Oberst Morel sofort seine Haltung. Er erklärte, daß Erzerum bis zum letzten Augenblick verteidigt werden würde und verbot allen Offizieren und kampffähigen Einwohnern, die Stadt zu verlassen. Als ich dem Kriegsgericht den Wunsch einiger Offiziere vorlegte, abreisen zu dürfen, entgegnete mir ein Mitglied desselben, ein Armenier namens Sokhonnyan, in barschem Ton, daß er alle diejenigen, die die Absicht zeigen würden, die Stadt zu verlassen, eigenhändig niedermachen und jeden, der einen Fluchtversuch wagen sollte, von den in Köpri-Köj und Hassan-Kale befindlichen armenischen Streitkräften aufgreifen und vor das Kriegsgericht stellen lassen würde, falls sie keine Ausreisepapiere hätten. Die zum Verlassen der Stadt erforderlichen Papiere wurden aber nur von ihm allein ausgestellt. Ich begriff, daß wir uns in einer Mausefalle befanden, aus der zu entschlüpfen äußerst schwierig war, und daß das Kriegsgericht und der Belagerungszustand

weniger gegen die Banden arbeitete als gegen die russischen Offiziere.

Die Tyrannei wütete nach wie vor in der Stadt, und die unglückliche, unbewaffnete, wehrlose türkische Bevölkerung wurde von den Armeniern fortwährend angegriffen; sie suchten ihre einzige Zuflucht bei den russischen Offizieren, die ihnen aber nur einen sehr beschränkten Schutz bieten konnten. Einige unter meinem Befehl stehende Offiziere hatten Gewalt anwenden müssen, um ein paar auf der Straße ausgeplünderten Türken das Leben zu retten. Der Militäringenieur Karaieff streckte einen Armenier, der, nachdem er einen Türken mitten am Tage auf der Straße ausgeraubt hatte, die Flucht ergriff, durch einen Flintenschuß nieder. Das Versprechen, die Banditen, die friedsame, unbewaffnete Mohammedaner ermordeten, strengstens zu bestrafen, blieb, wie gewöhnlich, toter Buchstabe.

Das Kriegsgericht wagte aus Furcht vor der Rache der Armenier keinen einzigen Armenier zu verurteilen, trotzdem es hauptsächlich auf Verlangen der Armenier zusammengetreten war. Die Türken hatten übrigens vorhergesagt, daß ein aus Armeniern bestehendes Kriegsgericht keinen ihrer Landsleute verurteilen würde. Wir konnten hier die Wahrheit des Sprichworts erkennen, daß „die Wölfe sich nicht untereinander auffressen". Alle tauglichen Armenier entflohen zugleich mit ihren Frauen unter dem Vorwand, dieselben schützen zu müssen.

Ich erfuhr, daß der Unteroffizier Karaguedoff ohne meine Erlaubnis aus dem Gefängnis entlassen worden war. Ich erkundigte mich bei dem Obersten Morel nach der Ursache dieser Freilassung und erhielt die Antwort, daß Karaguedoffs Unschuld durch eine neuerliche Untersuchung festgestellt worden sei. Trotzdem zwei meiner Offiziere und ich die Hauptzeugen bei dieser Angelegenheit gewesen waren, hatte man gerade uns zu dieser höchst merkwürdigen Untersuchung nicht zugezogen. Ich gab mich mit der vom Obersten Morel erhaltenen Antwort nicht zufrieden, verständigte das Regiment von neuem von der Sache und übergab die Aktenstücke dem Oberst Alexandroff. Der Mörder, den ich in Tafta festgenommen hatte, ist ebenfalls nicht bestraft worden.

Der Oberst Morel befürchtete eine Erhebung der türkischen Bevölkerung von Erzerum. Am 17. Februar traf Andranik in Erzerum ein, in Begleitung Dr. Zavrieffs, Hilfskommissars für die besetzten Gebiete. Da wir über die armenischen Fragen nicht unterrichtet waren, so wußten wir nicht, daß Andranik ein von der ottomanischen Regierung zum Tode verurteilter Verbrecher war. Ich erfuhr diese Einzelheiten erst am 7. März bei einer Unterredung mit dem türkischen Armeekommandanten. Andranik trat in der Uniform eines russischen Brigadegenerals auf. Er trug den Wladimirorden IV. Klasse und das Georgskreuz II., sowie das Georgskreuz für Soldaten II. Klasse. Er befand sich in Begleitung seines Generalstabschefs, des russischen Obersten Zinkewitsch. Am Abend vor seiner Ankunft machte uns

Oberst Morel die Mitteilung, daß nach einem von Andranik eingelaufenen Telegramm bei Köpri-Köj Maschinengewehre aufgestellt worden seien, um alle Feiglinge, die aus Erzerum zu entfliehen gedächten, zu erschießen. Gleich nach seiner Ankunft übernahm Andranik den Befehl über die Festung; ihm war Oberst Morel, und wir waren Morel unterstellt.

Am Tage der Ankunft von Andranik wurden sämtliche Bewohner von Tepe-Köj, das zu meinem Befehlsbereich gehörte, Männer, Frauen und Kinder, massakriert. Der diensthabende Offizier des Bezirks teilte mir diese schauerliche Nachricht mit, und ich berichtete sie sofort Andranik bei unserer ersten Unterredung. In meiner Gegenwart gab er den Befehl, nach Tepe-Köj zwanzig Reiter abzuschicken und wenigstens einen der Schuldigen mitzubringen. Bis zum heutigen Tage habe ich nichts über das Resultat des Verfahrens gehört.

Oberst Torkum tauchte von neuem in der Stadt auf, zugleich erschien in Erzerum der armenische Artillerieoberst Dolukhanoff. Seine erste Mitteilung bestand darin, daß er Artillerieinspektor, folglich mein Vorgesetzter sei. Ich entgegnete ihm, daß ich die Charge eines Divisionskommandanten hätte und keinen Vorgesetzten brauche. Sollten die Dinge anders liegen, fügte ich hinzu, so würde ich den Dienst quittieren. Daraufhin wurde bekanntgegeben, daß Oberst Dolukhanoff die Verwaltungsgeschäfte der Festungsartillerie zu leiten habe, die mir von ihm zugehenden Weisungen ergingen infolgedessen nicht unter seinem, sondern wie früher unter Andraniks Namen. Eines Tages versuchte der armenische Oberleutnant Djanbuladion, welcher unter meinem Kommando das Artilleriebataillon befehligte, sich ebenfalls in meine Angelegenheiten einzumischen; als ich anordnete, daß alle Geschütze samt Scheinwerfern und Dynamos nach rückwärts abzutransportieren seien, gab er mir zur Antwort, daß er keinen Materialabtransport zulassen würde, da die Armenier, die notwendigerweise in Erzerum verbleiben würden, sie brauchen könnten. Aus diesen Erklärungen geht hervor, daß die Armenier die Absicht hatten, sich des Kommandos aller Dienststellen zu bemächtigen und die russischen Offiziere nur als Vollzugsorgane zu gebrauchen; sie wollten sich ihrer auch, ohne daß sie es merken sollten, zur Aufrichtung der armenischen Unabhängigkeit bedienen. Denn hätten die russischen Offiziere den Zweck, zu dem sie verwendet werden sollten, gemerkt, so hätte sich die Mehrzahl zurückgezogen und den Armeniern hätte es an Offizieren gefehlt. Folgende Erklärungen des Hauptmanns Peliat, interimistischen Kommandanten des 7. kaukasischen Gebirgsartilleriebataillons, zeigen, wie sehr die Armenier die Demission der Artillerieoffiziere fürchteten. Als die Armenier in Erfahrung gebracht hatten, daß das 7. Gebirgsartilleriebataillon sich bereit halte, am 7. Februar nach Sari Kamisch abzugehen, nahmen sie schon am 5. d. M. den Kommandanten fest, und obschon sie ihn auf Befehl des Armeekommandos freilassen mußten, wiederholten sie den gleichen Versuch dreimal.

Die Armenier Erzerums drohten dem Oberkommando, die Stadt in Blut zu ertränken, falls die Geschütze die Stadt verlassen würden.

Der Armeekommandant mußte infolgedessen den Befehl des Rücktransports der Artillerie zurücknehmen. Man mußte versuchen, sich mit dem Kommandanten des 7. Artilleriebataillons zu verständigen. Wir beschlossen heimlich, falls die Armenier den russischen Artillerieoffizieren gegenüber Gewalt anwenden und ihnen offiziell den Vorschlag machen würden, der armenischen Sache beizutreten, uns gegenseitig zu helfen. Wir besaßen an materiellen Machtmitteln Geschütze, Maschinengewehre und Offiziere. Die Offiziere der Gebirgsartillerie suchten so nahe als möglich beieinander in der Stadt Unterkunft zu nehmen, und wir von der Festungsartillerie rückten im türkischen Stadtviertel, in dem sich unser Hauptquartier seit der Besetzung der Stadt befand, auch möglichst zusammen.

Seit der Ankunft Andraniks hatten in der Umgebung des Oberst Morel die Befürchtungen wegen eines Aufstandes der Bewohner Erzerums sehr zugenommen. Der Oberst befahl, einen tüchtigen russischen Offizier in das Fort Medjedie zu kommandieren, um das Bombardement im Falle eines Aufstandes, der gelegentlich der Festnahme der Anstifter der Empörung entstehen konnte, zu leiten. Wir alle erhielten den Befehl, den türkischen Stadtteil zu verlassen und in das armenische Viertel überzusiedeln. Da wir seit zwei Jahren diesen Stadtteil bewohnten und mit der mohammedanischen Bevölkerung in dauernder Fühlung standen, fanden wir diesen Vorschlag zum mindesten sonderbar.

Die russischen Artillerieoffiziere erklärten einstimmig, daß sie im Dienst verblieben seien, um gegen einen würdigen Feind zu kämpfen und nie darauf eingehen würden, das Feuer auf Frauen und Kinder zu richten. Denn es war ganz klar, daß die Armenier unter dem Vorwand eines bevorstehenden türkischen Aufstandes verlangen würden, daß das Feuer auf das Türkenviertel eröffnet würde. Was den Umzug in den armenischen Stadtteil betrifft, so war er aus drei Gründen unausführbar: erstens war es unmöglich, den Umzug in der angegebenen Zeit zu bewerkstelligen, zweitens hätte der Abzug der russischen Offiziere aus dem mohammedanischen Viertel selbstverständlich sofort ein neues Blutbad heraufbeschworen, drittens war es für die russischen Offiziere wegen der seit einiger Zeit wenig vertrauenvollen Beziehungen zu den Armeniern gewagt, sich in ihre Mitte zu begeben.

Die Offiziere des Gebirgsartilleriebataillons, die nicht zum Kader der Festungsbesatzung gehörten, wiesen den Vorschlag ebenfalls ab. Schließlich begannen die Armenier, denen nichts anderes übrig blieb, als ihre schmutzigen Geschäfte selbst zu besorgen, einige vermeintliche Unruhestifter festzunehmen.

Da der Vorschlag des Obersten Morel, die Stadt zu beschießen, sehr bezeichnend war, hielt ich es für notwendig, alle unter meinem Kommando stehenden Offiziere zu versammeln. Wir kamen im Verlauf von drei Tagen zweimal zusammen. Der ersten Zusammenkunft wohnten alle Artillerieoffiziere aus Erzerum, sowie zwei vor einigen Tagen eingetroffene englische Offiziere, ferner die Obersten Morel,

Zinkewitsch, Dolukhanoff und Torkum, Andranik und Dr. Zavrieff bei. Der Zweck, den wir bei der Einladung der englischen Offiziere verfolgten, war der, ihnen die zwischen den russischen Offizieren und dem armenischen Kommando bestehenden Beziehungen zu zeigen. Auch sollten sie selbst feststellen, über welche Mittel die Russen verfügten, um die armenischen Grausamkeiten zu verhüten, und bei ihrer Rückkehr die gemachten Beobachtungen durch greifbare Beweise belegen. Da ich weder über telegraphische noch telephonische, mir persönlich unterstellte Leitungen verfügte, so war ich überzeugt, daß die von mir abgesandten Telegramme ihr Ziel niemals erreicht haben. Ich benutzte daher die Gelegenheit dieser Zusammenkunft, alles was ich selbst gesehen und aus sicherer Quelle über die von den Armeniern verübten Grausamkeiten und Scheußlichkeiten gehört hatte, auf das eingehendste zu schildern. Ich schilderte den Zuhörern den Grad der Disziplinlosigkeit der armenischen Truppen und führte Beispiele an, die ich aus dem Munde des Generals Odichelidze selbst vernommen hatte. Ich schloß mit den Worten: „Wir russischen Offiziere, die wir in Erzerum geblieben sind, haben es nicht zu dem Zweck getan, damit unsere Uniform den Armeniern zum Deckmantel ihrer scheußlichen Grausamkeiten diene, sondern einzig und allein im Gehorsam gegen unsere Vorgesetzten und um Rußland zu schützen. Sollten während unseres Aufenthaltes in Erzerum die armenischen Greuel nicht eingestellt werden," fügte ich hinzu, „so werden sämtliche russischen Offiziere auf dem Verlangen bestehen, die Stadt und den Dienst zu verlassen." Einige Offiziere, die nach mir das Wort ergriffen, bestätigten durch kräftige Aussagen meine Erklärungen.

Andranik betonte in seiner Antwort, daß die Armenier Rußland ewig dankbar sein würden und sagte, die Armenier bildeten einen integrierenden Bestandteil der Bevölkerung Großrußlands und verfolgten kein anderes Ziel als das, den Interessen Rußlands zu dienen. Was die sogenannten, von den Armeniern verübten Massakers beträfe, so seien sie eben das Resultat der zwischen den Armeniern und Türken bestehenden Feindschaft. Er fügte hinzu, daß der Zweck seiner Mission in Erzerum hauptsächlich darin bestehe, ähnliche Verbrechen zu verhüten, und falls es ihm nicht gelänge, die Armenier zur Vernunft zu bringen, so würde er der erste sein, der die Stadt verläßt. Die Verhandlungen der Versammlung wurden durch Dolmetscher vermittelt. Auf die Frage, wie er sich dazu stelle, daß die Offiziere, die es verlangen, die Stadt verlassen können, entgegnete Andranik, er halte es für wünschenswert, daß alle diejenigen, die ihrem Mut nicht allzu viel zutrauen, die Stadt verließen, und er würde selbst, soweit irgend möglich, ihre Abreise begünstigen. Der Oberst Zinkewitsch erklärte vor allen Anwesenden: „Nur in der Überzeugung, daß das Verbleiben der russischen Offiziere in Erzerum dem Wohle Rußlands dient, bin ich bereit zu bleiben." Zum Schluß faßten alle Offiziere den Beschluß, noch zehn Tage zu warten und ihr Verhalten je nach

den kommenden Ereignissen, die Andraniks Zusagen bestätigen oder widerlegen würden, einzurichten.

Die Versammlung hatte am 20. oder 21. Februar stattgefunden. Kurze Zeit darnach drückte Oberst Dolukhanoff mir und einigen anderen russischen Offizieren seine Verwunderung darüber aus, mit welcher Verachtung, ja mit welchem Abscheu die russischen Offiziere den Armeniern begegneten. Am nächsten Tage machte Andranik auf großen Maueranschlägen in türkischer Sprache bekannt, daß jeder der irgendwen, einerlei ob Mohammedaner oder Armenier, töte, verhaftet und in gleicher Weise bestraft werden würde; weiter, daß die Türken ihr Gewerbe furchtlos wieder aufnehmen könnten und daß, falls irgendeiner der zur Feldarbeit eingezogenen Mohammedaner von der Arbeit nicht wiederkehre, er das ganze Detachement der Aufsichtstruppe zur Verantwortung ziehen würde. Als ich am nächsten Tage in Begleitung des armenischen Hauptmanns Djanbuladian durch die Straßen der Stadt ritt, bemerkten wir zahlreiche Leute, welche die Maueranschläge lasen. Djanbuladian versicherte ihnen in türkischer Sprache, daß, falls die mohammedanische Bevölkerung keinen Aufstand unternehme, sie von den Armeniern nichts zu befürchten hätte. Die Antwort lautete, die Mohammedaner hätten seit zwei Jahren keine strafbaren Handlungen begangen und es läge auch nicht in ihrer Absicht, dergleichen in Zukunft zu unternehmen; sie bäten nur darum, daß die Mohammedaner, die waffenlos und ohne jedes Mittel zur Verteidigung seien, nicht ohne Grund getötet würden. Ich bat den Hauptmann, den Leuten zu sagen, daß ich der russische Artilleriekommandant sei, und ihnen zu erklären, ich und meine russischen Kameraden ständen der mohammedanischen Bevölkerung sympathisch gegenüber und würden wie bisher fortfahren, uns der armen Leute anzunehmen. Einige der anwesenden Türken, besonders zwei oder drei von ihnen, bestätigten meine Worte und sagten, ich hätte ihnen bei den Metzeleien am 7. Februar mit eigener Hand das Leben gerettet. Djanbuladian, der zwischen uns vermittelte, war selbst Mitglied des armenischen Komitees.

Bei der zweiten Versammlung waren nur russische Offiziere anwesend; der einzige zugelassene Fremde war Dr. Zavrieff. Zur Besprechung kamen folgende Punkte: Es sollte darum ersucht werden, die Stellung des 2. Festungsartillerieregiments von Erzerum in dem Sinne klarzulegen, daß das Regiment kein armenisches Artillerieregiment sei, wie die Armenier sich einbildeten, sondern ein russisches Regiment; keiner der Offiziere habe sich freiwillig in den armenischen Dienst einschreiben lassen, keiner von uns hätte in solchem Sinne einen Vertrag angenommen. Falls das Regiment ein russisches sei, so beständen wir darauf, russische Gebühren zu erhalten, sollte es dagegen armenisch sein, so bäten wir, daß wir auf Wunsch die Stadt verlassen dürften, um in der russischen Armee zu dienen. Der Belagerungszustand habe nur dazu gedient, diejenigen Offiziere, die abreisen wollten, um an einer anderen als der kaukasischen Front zu dienen, an ihrer Abreise zu verhindern. Sollte

sich andererseits das umlaufende Gerücht bewahrheiten und Transkaukasien sich von Rußland abtrennen, so sei es durchaus nötig, den Offizieren die Erlaubnis zur Abreise zu erteilen, damit wir nicht als Fremde in diesem Lande verblieben.

Nach längerer Diskussion gelangten wir zur Überzeugung, daß nach dem erhaltenen Rundschreiben jeder Offizier das Recht hatte, um seine Versetzung in ein russisches Armeekorps oder zur Verfügung des Kriegsministeriums einzukommen. Ich erklärte infolgedessen, jedes diesbezügliche Gesuch an die zustehenden Behörden befürwortend weiterleiten zu wollen.

Im Verlauf der Versammlung führte man als bezeichnendes Beispiel das Erlebnis des Oberleutnants Yermoloff aus dem 7. kaukasischen Gebirgsartilleriebataillon an. Dieser hatte um seine Ablösung von dem neuen armenischen Bataillon, dem er zugeteilt worden war, gebeten. Oberst Morel hatte anfänglich versucht, ihn davon abzubringen, darauf hatte der Oberst, in Anbetracht von Yermoloffs festem Entschlusse, dem Abschiedsgesuch die Bemerkung hinzugefügt, der betreffende Offizier zeige sich seiner Aufgabe nicht gewachsen, werde daher dem Generalstab der Front zur Verfügung gestellt und erhalte den Befehl, Erzerum binnen 24 Stunden zu verlassen. In dieser Weise wurde ein tüchtiger Offizier in seiner Ehre angegriffen, aus dem einzigen Grunde, weil er den armenischen Interessen nicht dienen wollte und die Indiskretion begangen hatte, öffentlich zu erklären, daß der Oberst Morel zu Armenien halte.

Dr. Zavrieff wiederholte wörtlich die bereits von Andranik vernommenen Worte. Er sagte, unser Verbleiben in Erzerum bis zum Friedenschlusse diene Rußlands Interessen; Offiziere, die einer zivilisierten Nation angehörten, hätten nicht das Recht, eine solche Denkungsart zu bekunden wie z. B.: Mögen die Armenier und Türken ihre Rechnung untereinander abmachen! Mögen sie sich untereinander den Hals abschneiden! Was brauchen wir Russen uns in ihre Angelegenheiten einzumischen, der Teufel möge sie holen! Zum Schluß seiner Rede, die nicht den gewünschten Eindruck machte, äußerte Dr. Zavrieff, daß, falls wir den Wunsch hätten, der Menschheit zu dienen, es unsere Pflicht sei, in Erzerum zu bleiben, um das Gemetzel an den Türken zu verhüten.

Die Versprechungen Andraniks erfüllten sich nicht, die mohammedanische Bevölkerung hatte ihnen auch niemals Glauben geschenkt. Die Geschäfte blieben geschlossen und der Terror wütete weiter. In den mohammedanischen Stadtteilen zeigte sich keine lebende Seele. Nur einige in der Nähe des Rathauses gelegene Läden öffneten ihre Fenster, tagsüber kamen dort ein paar Mohammedaner zusammen.

Kein einziger Armenier wurde bestraft. Um die Vorstellung aufrecht zu erhalten, daß die Armenier unschuldig seien, fragte man heuchlerisch, ob man um des Versprechens von Andranik willen Unschuldige bestrafen solle? Entgegneten aber russische Offiziere, daß sie selbst verschiedene armenische Verbrecher überführt und den Be-

hörden angezeigt hätten, so wurde dieser unleugbare Einwand mit Stillschweigen übergangen. Die Mordtaten hielten an, sie blieben bloß etwas verborgen. Sie wurden in den etwas weiter abseits liegenden Dörfern, nicht mehr unter den Augen der russischen Offiziere, begangen. Die türkischen Einwohner der Dörfer in der Umgegend Erzerums verloren sich und man erfuhr nichts über ihr Schicksal.

In der Stadt nahmen die Verhaftungen unter dem Vorwand eines möglichen Aufstandes überhand. Auf meine ironische Frage, was mit den Verhafteten geschehe, ob sie wohl alle Gefahr liefen, abgeschlachtet zu werden, gab mir Oberst Morel zur Antwort, die Gefangenen würden teils unter guter Bedeckung nach Tiflis gebracht, teils hier in Erzerum als Geiseln behalten. Auf den Straßen mordeten armenische Banden, die sich aus armenischen Deserteuren gebildet hatten, die Passanten, teils aus Furcht, teils um sich ihrer Habe zu bemächtigen; in jedem Fall lief es auf eine Beraubung hinaus. Vor der Ankunft Andraniks weigerten sich die Kompagnien, an die Front zu gehen. Nach seiner Ankunft folgten sie zwar dem Befehl, aber nur um in feigster Weise die Flucht zu ergreifen. Andranik, zu Pferde, versuchte sie mit Säbelhieben und Faustschlägen zusammenzuhalten. Ihn an der Spitze zu sehen war der höchste Wunsch aller Armenier in der russischen Artillerie. Sie konnten sich scheinbar nicht vorstellen, daß die Festungsgeschütze zur Bedienung gut ausgebildete Artilleristen und eine genügende Anzahl Infanteristen brauchten. Übrigens war ihr innerster Gedanke leicht zu erraten: sich im Augenblick des Rückzuges unter den Schutz der Kanonen zu flüchten; die Ereignisse haben dies bestätigt.

Die Eröffnung der Friedensverhandlungen in Trapezunt wurden vertagt. Wir erfuhren durch den Generalstab von Erzerum, daß die für den 17. Februar festgesetzten Verhandlungen auf den 20. oder 25. verschoben worden seien. Da der Sitz meines Stabes geteilt war und sich an beiden entgegengesetzten Enden der Stadt befand, und da die sie verbindende Telephonleitung in schlechtem Zustand war, war ich gezwungen, zweimal des Tages den Weg zu machen.

Den Mitteilungen nach, die ich von Oberst Morel und seinem Stabe gelegentlich eines Pflichtbesuches erhielt, befanden sich in der Umgegend Erzerums keine regulären ottomanischen Truppen; man kämpfte gegen kurdische Banden und Dorfbewohner, bei denen sich auch reguläre Mannschaften, Überreste der türkischen Armee von 1916, befanden. Man nahm an, daß diese Banden von einigen ottomanischen Offizieren, die in diese Gegend gekommen waren, um die mohammedanische Bevölkerung zu schützen, gebildet worden seien. Diese Truppen verfügten nur über zwei Gebirgskanonen, welche die Armenier in Erzindjan zurückgelassen hatten. Sie konnten auf der Straße Erzindjan—Olti—Jeni oder auch von der anderen Seite, von Kars und Palan-Döngnö anrücken. Oberst Morel nahm, ich weiß nicht, aus welchem Grunde an, daß der Angriff von Olti aus einsetzen würde. Der Nachrichtendienst wurde von den Armeniern in mangelhaftester

Weise geleistet, sie befaßten sich hauptsächlich mit Mord und Totschlag in den Dörfern und mit der Wegführung von Viehherden, denen sie begegneten. Ihre Berichte waren von Anfang bis zu Ende erlogen. Gaben sie an, daß die Patrouille von einer feindlichen Streitmacht von 2000 Mann angegriffen worden sei, so konnte man sicher sein, daß es in Wahrheit nicht mehr als 200 gewesen waren. Sie schämten sich nicht, zuzugeben, daß sie vor einem Angriff von 300—400 Leuten die Flucht ergriffen hätten, wobei sie nicht mehr als einen Toten und einen Verwundeten einbüßten. Ein armenischer Offizier meldete eines Tages telephonisch, daß seine Abteilung von 400 Feinden angegriffen sei; es stellte sich heraus, daß zwei unbewaffnete Leute aus einem gegenüberliegenden Dorf ausgezogen waren und bald darauf ihre Behausungen wieder aufgesucht hatten. Seit der Räumung von Erzindjan durch die Armenier, bis zur türkischen Besetzung von Erzerum, gelang es den armenischen Kundschaftsdetachements nur ein einziges Mal, einen einzelnen türkischen Reiter aufzugreifen. Wahrscheinlich hatte dieser erfrorene Füße gehabt oder sich sonst in einem Zustand befunden, der ihn daran hinderte, seinen Weg fortzusetzen.

Nach unserer zweiten Offiziersversammlung hatten einige Offiziere um ihre Versetzung auf andere Posten gebeten. Als ich diese Gesuche dem Obersten Morel vorlegte, wurde er sehr aufgebracht und erklärte, daß er sich auf Grund kriegsgerichtlicher Entscheidung weigere, die Abreise zu gestatten. Auf meine Bemerkung, daß die Geschütze sich noch in den Händen der russischen Offiziere befänden und daß diese solche unberechtigte Härten mit Artilleriefeuer beantworten könnten, daß außerdem, da ihr Gesuch vollständig legal sei und nicht als Fahnenflucht ausgelegt werden könnte, man ihm stattgeben müsse, erwiderte er mir: Falls die Offiziere darauf bestünden, würde er ihnen, genau so wie dem Kapitän Yermoloff Ausweise geben, die ihren Ruf beflecken würden. Ich entgegnete dem Obersten Morel, daß man, wie Oberst Dolukhanoff in Tiflis und Batum richtig erklärt hatte, von Offizieren, die widerwillig auf ihrem Posten bleiben müßten, nichts Gutes erwarten könne. Darauf erwiderte er, daß er aus diesem Grunde sechzig englische Offiziere für Erzerum angefordert und auch bereits die formelle Zusage erhalten habe. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit auch von einem anderen Vorfall: ein russischer oder polnischer Soldat, der das Amt eines Stationschefs in Erzerum versah, hatte seinen Dienst nicht mehr fortsetzen wollen, war daraufhin festgenommen und zur weiteren Dienstleistung gezwungen worden. Unter dem Vorwand der Möglichkeit einer schnelleren Befehlsausführung gab ich allen meinen Offizieren den Befehl, so nahe als möglich beieinander zu wohnen, in Wahrheit geschah es, damit wir uns im Notfall gegenseitig helfen konnten.

Der Hauptmann Yermoloff war am 25. Februar abgereist; ich hatte ihm aufgetragen, unterwegs in Sari-Kamieko Station zu machen und den Generälen des Stabes Wischinsky und Gerassimoff, Kommandanten der Artillerie, von der schlimmen Lage, in der wir uns den Armeniern

gegenüber befanden, Mitteilung zu machen und sie zu bitten, uns so schnell als möglich aus dieser Sackgasse zu befreien.

Am 24. Februar bemerkte ich ein türkisches Flugzeug auf seinem Beobachtungsflug und schloß daraus, daß der Feind sich bei Erzindjan oder sogar bei Mama-Khatum befände. Oberst Morel teilte mir am gleichen Tage mit, daß er einen türkischen Vorschlag betreffs der Räumung Erzerums erhalten habe. Nach der türkischen Besetzung erfuhr ich von dem Korpskommandanten Kiazim Bey, daß dieser erwähnte Vorschlag nicht ein belangloser Papierwisch gewesen sei, sondern ein offizielles Schreiben mit seiner eigenen Unterschrift, während Oberst Morel mich hatte irreführen wollen, indem er es so hinstellte, als wäre die offizielle, vom Kommandanten des Armeekorps unterschriebene Aufforderung nichts als eine belanglose Reklame gewesen. Der Generalstab der Festung machte am 24. und 25. Februar bekannt, daß keine Gefahr drohe. Es sei nur eine Truppe von Kurden in der Gegend von Teke-Deressi bemerkt worden, die durch ein entgegengeschicktes Detachement am weiteren Vorrücken verhindert wurde. Es hieß auch, daß eine aus Erzerum abgeschickte Abteilung den Feind einige Kilometer hinter Ilidja zurückgeworfen habe. Wir erfuhren indessen, daß am 26. Februar das armenische Detachement von Teke-Deressi angegriffen worden war und daß sich die Leute, die sich hatten retten können, mit Windeseile nach Erzerum geflüchtet hatten; auch das vollständig aufgeriebene Detachement von Ilidja floh in der gleichen Richtung.

Ich hatte vom Oberst Morel den mündlichen Befehl erhalten, Artilleriefeuer auf die Angreifenden zu eröffnen, ich sah jedoch kein Ziel, auf das ich das Feuer hätte richten können. Auf der Straße von Charput waren nur fliehende armenische Soldaten zu sehen und auf der Straße von Trapezunt armenische Detachements, die sich in geschlossenen Reihen, als führten sie ein Manöver aus, auf Erzerum zurückzogen. Im Laufe des Nachmittags hörte man auch, daß eine feindliche Abteilung in der nächsten Umgebung von Guöz-Köj stehe; ich habe dieselbe auf 1500 Mann geschätzt. Sie machte nicht den Eindruck von kurdischen Banden, sondern den eines regelrecht geführten Regiments.

Andranik versuchte die Flüchtlinge zu sammeln und gegen den Feind zu schicken, aber diese Feiglinge ergriffen bei der ersten Fühlungnahme mit dem Gegner die Flucht. Das Artilleriefeuer dauerte andererseits bis Mitternacht. Von dem Augenblick an, wo die Offensive der Kurden eingesetzt hatte und man sich anschickte, ihrem Angriff entgegenzutreten, sprachen die russischen Offiziere nicht mehr von Abreise und erfüllten ehrlich die ihnen zufallenden Pflichten.

Ich konnte die armenische Infanterie, welche meine Batterien bei Buyuk-Kiremidli bewachten, nicht zum Angriff bringen; im Gegenteil gaben sie die Batterien auf und zogen sich andauernd gegen das Charputer Tor zurück. Die Armenier, die bei Teke-Deressi die Flucht ergriffen hatten, beraubten sogar im Fliehen die Viehherden und

töteten die wehrlosen, isolierten Bauern, auf die sie unterwegs stießen. Dem russischen Generalstab kam der türkische Vormarsch auf Erzerum völlig unerwartet; eine Ordre de bataille war nicht gegeben worden, oder sollte es doch der Fall gewesen sein, so hatte ich jedenfalls nichts davon erfahren. Meine Aufgabe war sehr einfach; sie bestand darin, den Feind unter Artilleriefeuer zu nehmen, um ihn zu verhindern, den Festungsgürtel der Stadt zu überschreiten. In den vorgeschobenen Stellungen befanden sich außerdem Infanterie und Gebirgsartillerie, die nicht unter meinem Kommando standen.

Am selben Tage beschäftigte sich die armenische Miliz in der Stadt bis zum Abend damit, sämtliche Mohammedaner männlichen Geschlechts, Greise und Kranke nicht ausgenommen, festzunehmen. Fragte man nach dem Zweck dieser Maßnahmen, so hieß es, man sammle Leute, um die Eisenbahnlinie von Schnee zu befreien. Ich erfuhr am Abend, daß ein armenischer Student mit seiner Bande, trotz der Namenaufschrift auf der Tür, in meine Wohnung gedrungen war, angeblich um eine Haussuchung vorzunehmen. Da meine Frau sich diesem willkürlichen Vorgehen widersetzte, hatte er nicht eindringen, auch den Hausbesitzer, einen alten Türken, und einige kurdische Dienstboten nicht mitschleppen können; er hatte dagegen weidlich geflucht. Der Student selbst erklärte, die Haussuchungen geschähen auf Befehl Andraniks. Ich ließ daraufhin eine Verbindungstür öffnen, um den Alten bei uns zu verstecken, falls man ihn ein zweitesmal holen käme.

In der letzten Zeit hatte ich jedesmal, wenn ich Andranik und seinen Stab besuchte, den Hauptmann Yulkewitsch, den Leiter der Mobilisierungsabteilung, mit mir genommen, um einen Zeugen für die Art meiner Beziehungen zu diesen Leuten zu haben. Eines Abends begleitete er mich wieder zur Offiziersversammlung. Als wir eintrafen, hatte die Sitzung bereits begonnen. Anwesend waren Andranik, Dr. Zavrieff, die Obersten Zinkewitsch, Dolukhanoff und einige andere Personen. Bei meiner Ankunft begann Zinkewitsch folgendes Telegramm des Oberkommandierenden, General Odichelidze, vorzulesen: „Ich habe von Wehib Pascha, dem Befehlshaber der ottomanischen Streitkräfte, ein Radiotelegramm erhalten, wonach seine Truppen den Befehl haben, Erzerum zu besetzen. Zerstören Sie die Geschütze der Festung und ziehen Sie sich mit den Truppen zurück. gez. Odichelidze."

Dieser etwas spät eingetroffene Befehl ließ uns keine Zeit, die Geschütze zu zerstören. Nachdem Andranik seiner Wut Luft gemacht hatte, teilte er uns seinen Entschluß mit, Erzerum noch zwei Tage zu halten, um die Zerstörung ausführen zu können, und dann erst die Festung zu räumen. Als ich Dr. Zavrieff darauf aufmerksam machte, daß nichts zum Löschen der Feuerbrände geschähe, die die Stadt verheerten, und daß die Mohammedaner, die Kranken und Greise einbegriffen, festgenommen und an einen unbekannten Bestimmungsort verschickt würden, gab er mir zur Antwort, daß die Befehle, dieser Unordnung zu steuern, bereits gegeben seien. Aber dieses schöne Ver-

sprechen blieb gleich allen vorhergehenden unausgeführt. Nachdem wir beratschlagt hatten, in welcher Weise Andraniks Entschluß auszuführen sei, zogen wir uns zurück. Was die Frage betrifft, Erzerum noch zwei Tage zu halten, so hätte die Stadt, in Anbetracht der Truppenzahl und der Stärke der vorgeschobenen Stellungen, noch 42 Tage, nicht nur gegen Kurden, sondern auch gegen eine reguläre Armee sich halten können.

Da das ottomanische Kommando bei den Waffenstillstandsbesprechungen offiziell erklärt hatte, die Kurden nicht in Ordnung halten zu können, so war es unsere Pflicht, alle nötigen Maßnahmen gegen einen möglichen Angriff ihrerseits zu treffen.

Als ich in mein Hauptquartier zurückkehrte, erteilte ich die notwendigen Befehle zur Zerstörung der Kanonen, die auf jeden Fall binnen zwei Tagen unbrauchbar gemacht werden konnten. Ich erfuhr aus den Berichten meiner Offiziere, daß die Infanterie unter dem Schutze der Dunkelheit die Gräben verlasse und flüchte. Ich teilte diese Neuigkeit dem Oberst Morel mit, der mir versicherte, daß in dieser Hinsicht absolut keine Gefahr bestehe, da Verstärkungen abgegangen seien. Ich kehrte nach Hause zurück und legte mich gegen ein Uhr schlafen.

Zwischen eins und drei hörte ich vereinzelte Schüsse in der Stadt, und bald darauf konnte man Stimmen von Armeniern, Axtschläge, die Türen zerschmetterten, und Verzweiflungsschreie der armen, unglücklichen Mohammedaner, die überfallen waren, unterscheiden. Zwei Gedanken quälten mich: erstens war unsere Ehre bedroht, denn diejenigen, die nicht Augenzeugen der feigen Grausamkeiten der (für die Freiheit kämpfenden!) Armenier waren, konnten annehmen, daß jene unmenschlichen Rohheiten mit Zustimmung der russischen Offiziere ausgeübt worden seien, und uns daher ebenso beschuldigen wie jene Wilden; zweitens konnte — da es den Absichten des Höchstkommandierenden nicht entsprach, den regulären türkischen Streitkräften eine Schlacht zu liefern — die Folge sein, daß den höheren Befehlen nicht gehorcht würde, falls unter den Angreifern diesbezüglich ein Mißverständnis entstand. Hinsichtlich dieser zwei Punkte faßte ich nun folgende Entschließungen: sofort frühmorgens den Oberst Morel aufzusuchen, um ihm vorzuschlagen: erstens, die Armenier müssen verhindert werden, neue Grausamkeiten zu begehen, wenn nicht anders, so dadurch, daß wir einen Teil unserer Kanonen auf sie richten und sie auf diese Weise zwingen, unseren Befehlen Folge zu leisten; zweitens, zu den türkischen Truppen wären unverzüglich Unterhändler zu senden, um ihnen mitzuteilen, daß die Stadt in zwei Tagen ohne Blutvergießen übergeben werden würde. Andererseits aber wären Detachements mit Ausschließung der Armenier zu bilden, um Unruhen mit Waffengewalt zu unterdrücken und das Niedermetzeln der Türken durch die Armenier zu verhindern.

Als ich mich am frühen Morgen, begleitet von Hauptmann Yulkewitsch, zum Oberst Morel begab, begegnete ich unterwegs vor dem

Munitionsdepot der Artillerie dem armenischen Unterleutnant Bagratonian, der mit der Wache dieses Depots betraut war. Er sagte mir, daß er infolge der Rückzugsbefehle das Munitionsdepot in die Luft sprengen möchte, aber meinen diesbezüglichen Befehl abwarte. Ich war über diese Meldung erstaunt, denn das Munitionsdepot unterstand dem Befehl des Oberst Dolukhanoff, und es war kein Befehl zur Sprengung des Munitionsdepots erteilt worden. Ich machte ihm verständlich, daß durch eine solche Explosion die russischen Offiziere sowohl wie auch die Zivilbevölkerung verletzt werden könnten, widerriet ihm sein Vorhaben und konnte ihn schließlich überzeugen. Auf diese Weise rettete ich die Munition.

Als ich mich dem Standquartier des Obersten Morel näherte, sah ich, daß alles flüchtete. Das Haus des amerikanischen Konsuls, das sich gegenüber dem Quartier befindet, stand in Flammen. Oberst Morel und Oberst Torkum waren aufgesessen und zur Flucht bereit; ihre Effekten hatten sie auf ein Automobil und einige Wagen geladen. Es war sieben Uhr morgens. Ich erkundigte mich nach der Lage. Man sagte mir, daß der Rückzugsbefehl um fünf Uhr morgens ausgegeben worden sei, und man wundere sich, wieso ich ihn noch nicht erhalten hätte. Dies hatte ich befürchtet. Unter dem Schutz der russischen Offiziere und der Artillerie gelang es den Armeniern, zu fliehen. Aber während die russischen Offiziere eigenhändig die Geschütze richteten und den Angriff der Stürmenden zurückschlugen, hatten die Armenier volle Freiheit, die Mohammedaner niederzumetzeln und die Flucht zu ergreifen. Wenn ich nicht selbst erschienen wäre, so hätte kein russischer Offizier von dem Rückzugsbefehl Kenntnis erlangt. Ich dachte einen Augenblick daran, aufs Fort Médjedié zu laufen, um den tapferen Armeniern, die, mit kugelfesten Jacken bekleidet, auf der Straße von Kars in vollster Freiheit flüchteten, einen Abschiedsgruß von Schrapnellkugeln nachzusenden. Aber da mir einfiel, daß sich unter ihnen vielleicht ein oder zwei Unschuldige befinden könnten, gab ich mein Vorhaben auf.

Es war also eine Folge der Hinterlist und Feigheit der edlen armenischen Eroberer, daß die Kanonen nicht unbrauchbar gemacht werden konnten. Als ich in mein Quartier zurückkehrte, hörte ich in einer etwas abseits gelegenen Straße Schmerzensrufe und das Krachen einer furchtbaren Kartätschensalve. Da ich mich an einer Straßenbiegung befand, konnte ich das, was vorging, nicht sehen, aber die Blutflecke auf dem Schnee deuteten darauf hin, daß hier eine Schlacht stattgefunden habe. Ich stieg daher vom Wagen ab, um zu Fuß weiterzugehen. Als ich jedoch den armenischen Kommandanten der Miliz zu Pferd aus einer Nebengasse hervorkommen sah, konnte ich mir die stattgehabte Schreckensszene vorstellen.

Als ich in mein Quartier zurückgekehrt war, gab ich den Batterien Befehl, zur selben Zeit wie die Infanterie, zum Rückzug zu blasen und Fuhrwerke für die Artillerieoffiziere stellig zu machen. Man meldete mir, daß die Vorreiter schon in der Nacht entflohen seien.

Bis zu den Zähnen bewaffnete armenische Deserteure hatten die Gespanne von den Wagen genommen und waren je zu zweit auf einem Pferde entflohen. Da mein Stallknecht sich verteidigt hatte, konnten sie die Pferde nicht mitnehmen, aber sie verletzten eines meiner Pferde durch einen Schuß. Von fünfzig Fuhrwerken blieben uns nur drei, die einige Offiziere benutzten. Bald darauf erfuhren wir, daß die türkische Armee die Stadt betreten hatte, und konnten endlich feststellen, daß sie nicht aus regellos zusammengewürfelten Kurden bestand, sondern aus regulären Truppen. Die tapfere armenische Infanterie nutzte die Nacht, um mit Windeseile auf der Straße Erzerum—Kars zu entfliehen. Ein wirklicher Sturm hätte kaum in so kurzer Zeit Erzerum so gründlich von dem armenischen Schmutz säubern können.

Weder in den Schützengräben noch in der Stadt fanden sich irgendwelche verwundete Armenier. Dies beweist von neuem, mit wieviel Mut und Tapferkeit sie Erzerum verteidigt haben. Die einzigen Gefangenen waren russische Offiziere, die Armenier können sich also rühmen, in negativer Weise an der Verteidigung der Stadt teilgenommen zu haben.

Nachdem ich von der Besetzung der Stadt durch die Türken Meldung erhalten hatte, begab ich mich mit meinem Adjutanten zum Kommando, um unsere Anwesenheit zu melden.

Als ich die Straßen passierte, bewiesen mir die Türken, denen ich begegnete, auf die rührendste Weise ihre Dankbarkeit, weil ich ihnen das Leben gerettet hatte. Die Dankbarkeit erstreckte sich in gleicher Weise auf die russischen Offiziere, da die türkischen Truppen, wenn die russischen Offiziere nicht gewesen wären, bei der Wiederbesetzung Erzerums nicht einen einzigen Türken am Leben gefunden hätten.

Der russische Schriftsteller Petronius sagt von den Armeniern: „Die Armenier sind zwar Menschen, aber bei sich zu Hause gehen sie auf allen Vieren." Der russische Dichter Lermontoff singt ihr Lob in folgendem Wort: „Du bist Sklave, du bist feige, denn du bist Armenier."

Erzerum, den 29. April 1918.

Der interimistische Kommandant der festen Plätze von Erzerum und Dévé-Boynu, Kommandant des 2. Festungsartillerieregiments Erzerum,
Oberstleutnant Tverdokhleboff.

Nun, verehrte Leser, was halten Sie von der Menschlichkeit der Armenier?

Nein, nein! Beurteilen Sie die beiden Völker nicht ungerecht!

Nicht ihre Schuld war es, sondern die der moskowitischen Politik, die sie gegeneinander aufgehetzt hatte. Der Moskowite, der keinen anderen Wunsch hatte, als den Türken zu töten und, nachdem er den Jahrtausende alten nationalen Ruf zerstört, des Türken Erbe anzutreten; der Moskowiter, der

sich nur darin gefiel, in Blut zu schwimmen, hetzte den Armenier gegen den Türken. Dies hatte zur Folge, daß der Türke die feste Überzeugung gewann, „daß es notwendig sei, den Armenier zu töten, wenn man seines Lebens sicher sein wolle", während der Armenier sagte, daß er „um wiederaufzuleben und die Majorität zu gewinnen, den Türken erdrosseln müsse". Auf diese Weise wurden die tragischen Ereignisse, deren Zeugen wir gewesen, vorbereitet. Auf der einen Seite sollen sechsmalhunderttausend Armenier, auf der anderen eineinhalb Millionen Türken und Kurden den Tod gefunden haben. Und nun ist es die russische Politik, der, gleich ihren närrischen und schwachsinnigen Mitverschworenen von der Art Morgenthaus, jede Scham fremd ist, die alle Schuld den Türken, die man vernichten möchte, zuschieben will und die Presse der ganzen Welt mit ihrem Getöse erfüllt.

Mandelstamm sagt, daß, ausgenommen in Wan, die Armenier nirgends den geringsten Versuch einer Revolte gemacht hätten. Ich habe bereits oben gesagt, daß ich keinerlei Kenntnis von den Ereignissen hatte, die sich in den ostanatolischen Wilajets und im Rücken unserer Kaukasusarmee abgespielt haben; hingegen bin ich vollständig auf dem Laufenden über den Stand der Dinge innerhalb des Bereichs meiner Armee. Die Ereignisse, die um die Jahresmitte 1915 sich in Zeitun und Urfa abspielten, waren nichts anderes als ein echter bewaffneter Aufstand der Armenier. Die Erhebung von Mussa Baba ist ebenso ein Teil dieser organisierten Revolution. Eine — meiner Anschauung nach — vollkommen einwandfreie Tatsache ist es, daß im Moment, als die Dardanellenschlacht ihren Höhepunkt erreicht hatte, den Armeniern von den französischen und englischen Kommandanten der Streitkräfte im östlichen Mittelmeer der Befehl, sich zu erheben, erteilt wurde. Sie hatten wohl erwogen, daß ein armenischer Aufstand, der in Reïs-ul-Hinzir im Golf von Alexandrette begann und sich über Deurt Yol, Mussa Baba, Aleppo, Aintab, Urfa und Zeitun erstrecken würde, eine Operation bedeutete, die Syrien von Kleinasien abschneiden könne. Überdies warteten die Armenier, die in diesen Orten schon lange ihre Vorbereitungen getroffen hatten, nur auf das Signal, um zu beginnen.

Können die zuständigen Personen der beteiligten Regierungen etwa behaupten, daß meine Darlegungen unwahr seien? Ich würde jetzt, da der Krieg beendigt ist, es als ritterliche Handlungsweise

betrachten, wenn vor der öffentlichen Meinung der wahre Sachverhalt in dieser Hinsicht zugegeben werden würde.

Wenn Mandelstamm ferner darauf besteht, zu behaupten, daß jene Ereignisse — weit von jeder Empörung entfernt — nichts anderes darstellten, als den Versuch des Widerstandes, den Versuch einer berechtigten Notwehr mit Waffen, so muß ich ihn darauf aufmerksam machen, daß seine Verbündeten, die französischen und englischen Offiziere, die jene Erhebung organisiert haben, dies lächerlich finden werden. Dies ist meine Überzeugung und meine Ansicht über die armenischen Massakers. Jetzt, da der Weltkrieg beendet ist und da Syrien, Mesopotamien und die arabische Halbinsel, die schönsten Kleinode der ottomanischen Krone, von dem Mutterland getrennt sind, beginnt die Türkei von neuem den Kampf, um der geheiligten Erde Anatoliens, das einzig den Türken gehört, nicht beraubt zu werden. Wenn es etwas gibt, was die arme Türkei darüber trösten kann, daß sie im Laufe des Weltkriegs über drei Millionen Menschen geopfert hat, so ist es die Tatsache, daß unser Erbfeind, der Zarismus, überwunden und zerstört ist.

Unter den Staaten, die sich durch die Ereignisse im Kaukasus neugebildet haben, erblicken wir heute eine armenische Republik. Aber wir können auch feststellen, daß die türkischen Armenier, mit Zaven Effendi, dem Patriarchen von Konstantinopel, an der Spitze, keine Intrige verabsäumen, um die Türken zu ärgern. Die Türken sind keineswegs gegen die Gründung einer armenischen Republik mit Edjmiadzin und Erivan als Zentren, aber dafür verlangen sie aufs bestimmteste, daß jene Republik zu den Republiken Azerbaidjan und Georgien, die sich aus verschiedenen völkischen Elementen aus dem Süden des Kaukasus zusammensetzen, wie auch zu dem ottomanischen Reich, dem unanfechtbaren Eigentümer von Kleinasien, die besten Beziehungen unterhalte und keine begehrlichen Blicke auf deren unantastbaren Besitz werfe.

Den ottomanischen Armeniern vor allem rate ich im Interesse sowohl ihrer eigenen Ruhe und ihres Glückes als auch im ureigensten Interesse der Türken, ihren törichten Traum, daß Erzerum, Bitlis, Wan, Diarbekir, Mamuret-ul-Asis jemals Teile von Armenien werden könnten, aufzugeben.

An dem Tage, wo die türkischen Armenier tatsächlich beweisen werden, daß sie die Verfolgung jenes, nicht zu verwirklichenden

Wunsches aufgeben, werden sie mit ihren türkischen und kurdischen Landsleuten in ehrlicher Freundschaft leben. Jenen unter ihnen, die unbedingt armenisch werden wollen, ist immer die Möglichkeit gegeben, sich in der kaukasisch-armenischen Republik anzusiedeln. Aber für diejenigen, die in der Türkei bleiben wollen, ist es unerläßliche Bedingung, daß sie sich als einwandfreie Ottomanen betätigen und sich aller Handlungen enthalten, die ihre loyale Gesinnung verdächtigen könnten. Fortan wird unter den Armeniern der Türkei kein Platz mehr für die Tachnakzutiun, die Hintschak und andere Parteien sein, und ich bin überzeugt, daß solche Organisationen den Armeniern des Kaukasus nur schädlich sein können.

Gegenwärtig besteht die Aufgabe der drei südkaukasischen Republiken und des ottomanischen Reiches darin, sich gegenseitig zu helfen und ihre Kräfte der Wiederaufrichtung ihrer zerstörten Länder, der Organisation und Befestigung ihrer Herrschaft zu weihen. Noch eine andere Aufgabe fällt jenen vier Staaten zu, nämlich die, alle nötigen Maßregeln zu ergreifen, um zu verhindern, daß die russische Flut die Berge des Kaukasus überschreite. Deswegen ist eine der dringlichsten Angelegenheiten für diese vier Staaten, daß sie ein Defensivbündnis gegen die moskowitische Invasion abschließen. Zaven Effendi, der gegenwärtige Patriarch der Armenier, kennt besser als irgend jemand die Gefühle des Wohlwollens für die Armenier, von denen ich erfüllt bin.

Als ich im Dezember 1915 nach Konstantinopel kam, besuchte mich der Obengenannte im Hotel Pera Palace und überreichte mir eine Denkschrift des Patriarchats, in der er mir im Namen der ganzen armenischen Nation seinen Dank aussprach.

Da ich höre, daß er jetzt den Intrigen des griechischen Patriarchen von Konstantinopel als Werkzeug dient, bitte ich ihn, als Freund der Armenier, doch vollkommen objektiv die Ratschläge zu prüfen, die ich oben geäußert habe. Die Erwägung aller Vorteile, die meine Anschauungsweise den Armeniern bietet, würde ihn vielleicht verhindern, dem griechischen Patriarchen als Spielzeug zu dienen.

Wenn, wie ich weiter oben gesagt habe, wir vier Nationen des nahen Orients kein förmliches Defensivbündnis gegen Rußland schließen, wenn wir uns nicht in der Gründung einer Nordkaukasischen Republik, die wir in unser Bündnis aufzunehmen hätten,

begegnen, dann dürfen wir nicht daran zweifeln, daß wir in die Gewalt Rußlands geraten werden, das sich seit Jahren darnach sehnt, uns unter sein Joch zu bringen.

Wer weiß, vielleicht kommt ein Tag, wo die armen Araber und Perser, die unter dem Einfluß der Franzosen und Engländer geraten sind, den Händen ihrer gegenwärtigen Herren entschlüpfen und sich unserer Bündnisgruppe anschließen können.

Die Nationen des nahen Orients können nur in Freiheit leben, wenn sie sich zu unabhängigen Herren ihres Geschickes machen.

Ich glaube, daß dieses politische Ideal, das ich den ottomanischen, armenischen, georgischen und azerbaidjanischen Politikern soeben auseinandergesetzt habe, imstande ist, den nahen Orient, der bislang als ein Nest von Intrigen und Unruhen betrachtet worden ist, in weniger als zwanzig Jahren in ein Paradies zu verwandeln und ihm einen Wohlstand zu verleihen, der ihn von Fremden unabhängig macht.

Für die Türken, die die überwiegende Mehrheit des ottomanischen Kaiserreiches bilden, ist dieses Ideal von grundlegender Bedeutung. Falls die armenische Minorität ottomanisch bleiben will, braucht sie nur zu beweisen, daß sie, ebenso wie die Armenier noch vor siebzig Jahren, Gefühle der Treue und aufrichtigen Ottomanentums hege.

Dies ist meiner Anschauung nach das einzige Mittel, das ich in Vorschlag bringen kann, um die blutige Vergangenheit endgültig zu begraben und eine reiche und glückliche Zukunft vorzubereiten. Ich und meine Landsleute sind immer bereit, in eine ernsthafte Diskussion mit allen denjenigen einzutreten, die irgendeine bessere Lösung vorzuschlagen wissen.

Nachwort des Herausgebers

Für viele Deutsche, die das Kriegsschicksal zum ersten Male mit den orientalischen Angelegenheiten in eine nähere Beziehung gebracht hat, ist die Türkei heute bedauerlicherweise nur mehr wieder ein geographischer Begriff, aber der Name Djemal Pascha ist allen im Gedächtnis haften geblieben. Jedermann weiß, daß er an sichtbarster Stelle die Geschicke des osmanischen Reiches mitbestimmte. Noch ist glücklicherweise der Augenblick nicht gekommen, um ihm seine endgültige historische Stelle anzuweisen und von ihm als einer vergangenen Größe zu sprechen. Die Welt wird — so hoffen wir zuversichtlich — von dem Manne noch hören, der heute das Schicksal des Verbannten mit der ihm eigenen würdevollen Größe trägt. Es konnte nicht ausbleiben, daß sich an den Namen dieses unbeugsamen Mannes viel Verehrung, aber auch viel Feindschaft heftete; aber niemand, der das Glück hatte, den Pascha näher kennenzulernen und ihn unter denkbar schwierigen Verhältnissen an der Arbeit sah, kann sich je dem Zauber dieser überragenden Persönlichkeit entziehen. Dies aber ist das zuverlässigste, ja einzig untrügliche Kennzeichen des großen Mannes: die unentrinnbare Wirkung, die er ausstrahlt auf alles, was in seinen Bannkreis tritt. Es ist nicht verwunderlich, daß nach dem Kriege viele Lästerzungen, die bis dahin nicht einmal zu tuscheln wagten, nun von bleicher Furcht befreit, sich fleißig regten. Wer die Eigenart des öffentlichen Lebens im Orient kennt, weiß, daß Verdächtigung und Verleumdung der führenden Männer gleichsam die allzeit bereite Nahwaffe im politischen Kampfe ist, die Schelte, mit der die politischen Gegner aufeinander losfahren. Die europäischen Mächte haben es jeweils meisterhaft verstanden, solche Feindschaft sowohl zu erregen wie auszunutzen. Beschämend aber und höchst tadelnswert bleibt es, daß zumindest ein deutscher Publizist mit nicht zu überbietender Leichtfertigkeit und philisterhafter Geckenhaftigkeit sich an diesem Aufstand der Kanaille beteiligt hat. Möge er das mit seinem Gewissen abmachen! — Wer Djemal Pascha ist, davon gibt das vorliegende Buch nicht gerade erschöpfende Auskunft, aber doch zulängliche Hinweise. Der Zufall hat es gefügt, daß dieses Werk der Muße des Verbannten und Geächteten, in türkischer Sprache geschrieben, aus dieser Sprache ins Fran-

zösische übersetzt, zuallererst in deutscher Sprache erscheinen kann. Die zweimalige Übertragung ist dem Werke selbst nicht gerade zugute gekommen: manche Eigenart des Stiles erklärt sich aus dieser Mißlichkeit, und das Ganze ist, verglichen mit dem Original, etwas farblos und ausgelaugt worden.

Den Titel, den die deutsche Ausgabe trägt, hat der Herausgeber selbst gewählt. Er erschien ihm entsprechender als der bescheidene: Meine Memoiren, den der Verfasser seinem Werke vorgesetzt hatte. Die Rechtfertigung für diese Eigenmächtigkeit enthält das Buch selbst. Denn der Leser wird in der Tat einen Staatsmann von antikem Schnitt und Haltung kennenlernen und bereit sein, den Ehrennamen eines Staatsmannes, der durch so viele Staatsmännchen unserer Zeit entweiht ist, dem Verfasser zuzubilligen.

Das vorliegende Werk beginnt mit dem Eintritt Djemal Paschas in die große Politik. Einige Daten, die sein Leben vor diesem entscheidenden Wendepunkt betreffen, werden dem Leser willkommen sein: Ahmed Djemal ist ein Sproß einer Konstantinopeler Offiziersfamilie und im Jahre 1872 auf Mytilene, dem alten Lesbos, geboren. Noch im Kindesalter entschied er sich für die militärische Laufbahn. 1893 ist er Leutnant, alsbald Zögling der Kriegsakademie in Konstantinopel, die er 1896 als Hauptmann im Generalstabe verläßt. Nach Thrazien kommandiert, tat er in den beiden Festungen Kirkilisse und Adrianopel Dienst. Während des griechisch-türkischen Krieges ist er in Adrianopel. Im Jahre 1898 wird er als Vizemajor nach Mazedonien geschickt, wo er bis zum Ausbruch der jungtürkischen Revolution bleibt. Im Jahre 1905 ist er Major im Generalstabe. Mit mehreren Freunden des Militär- und Zivilstandes, unter letzteren besonders Talaat Pascha, seinem Jugendfreunde von Adrianopel her, bereitet er die Revolution vor. Das revolutionäre Komitee „Einheit und Fortschritt" wird gebildet und Djemal Bey ist Mitglied des Zentralexekutivkomitees dieser revolutionären Partei. Im Jahre 1908 gelangte die jungtürkische Revolution zum Siege. Im gleichen Jahre wurde er Oberstleutnant und nahm als solcher tätigsten Anteil an den militärischen Operationen, die von Saloniki aus gegen die Gegenrevolution in Konstantinopel ins Werk gesetzt wurden. Gegen Ende Mai 1909 übernimmt er als Zivilgouverneur von Skutari bei Konstantinopel zum ersten Male ein ziviles Amt. Im August des gleichen Jahres wird er als Generalgouverneur nach Adana in Cilicien geschickt,

auf einen besonders schwierigen und heiklen Posten, wo eben erst im April die furchtbaren Armeniergemetzel stattgefunden hatten. Auf diesem wichtigen Posten blieb er 1½ Jahre bis 1911 und ging dann nach Bagdad, wo er den Posten des Generalgouverneurs ein Jahr lang von August 1911 bis August 1912 bekleidete.

Die politischen Verhältnisse hatten sich in diesem Augenblicke schwerwiegend verändert. Die Partei „Einheit und Fortschritt", der Djemal Pascha als führendes Mitglied angehörte, war gestürzt, es kam das Kabinett des Marschalls Ahmed Muktar Pascha ans Ruder, dem der alte Kiamil Pascha, der geschworene Feind der Jungtürken, angehörte. Einige Tage nach seiner Rückkehr nach Konstantinopel wurde Djemal Pascha im September 1912 zum Kommandanten der Reservedivision von Konia ernannt und nahm als Führer dieser Division mit dem Range eines Oberstleutnants an dem ersten Balkankriege gegen die Bulgaren in Thrazien teil. Seine Erlebnisse in diesem Feldzuge sind von einem französischen Schriftsteller, Georges Reymond, unter dem Titel: Recit du Colonel Djemal sur les operations militaires de Thrace (Paris 1914) veröffentlicht worden. Als Ende Januar 1913 Mahmud Schefket Pascha die Zügel der Regierung ergriff, wurde Djemal zum Militärgouverneur von Konstantinopel ernannt. Damit beginnt seine eigentliche politische Laufbahn.

Wenn man nur den Ausschnitt aus dem Leben dieses außerordentlichen Mannes überschaut, so wird man wenig von Fanatismus und Fatalismus und von all den Eigenschaften finden, die man gerne den Türken zuschreibt und einer dem andern gedankenlos nachschwätzt, wohl aber viel von glühendem Nationalstolz, von unbeugsamer Willenskraft, nie erlahmender Arbeitslust und zähem Ringen mit dem Schicksal. All seinem Handeln liegt ein tiefer, zuletzt religiöser Antrieb zugrunde, einer zwar nicht landläufigen und traditionellen, aber umso strengeren Religion: es ist die männliche Religion der Ehre, der Glaube und die Wahrheit der Knechtschaft und Größe des Soldaten. Wir können nicht glauben, daß ein Volk, das solche Männer hervorbringt — und es hat deren mehrere — zum Untergang bestimmt ist, so nahe dem Abgrund es auch wandelt, wir glauben vielmehr zuversichtlich, daß einem solchen Volke eine neue Morgenröte gewiß ist, vielleicht auf den Trümmern eines sich selbst zerfleischenden, frevlerischen Europa.



Inhalt

MAX WEBER

GESAMMELTE POLITISCHE AUFSÄTZE

Mit einem Anhang: POLITISCHE BRIEFE

Herausgegeben von MARIANNE WEBER

Mit dem Bildnis Max Webers

488 Seiten Groß-Oktav. Geheftet 65 Mk., in Halbleinen 85 Mk.

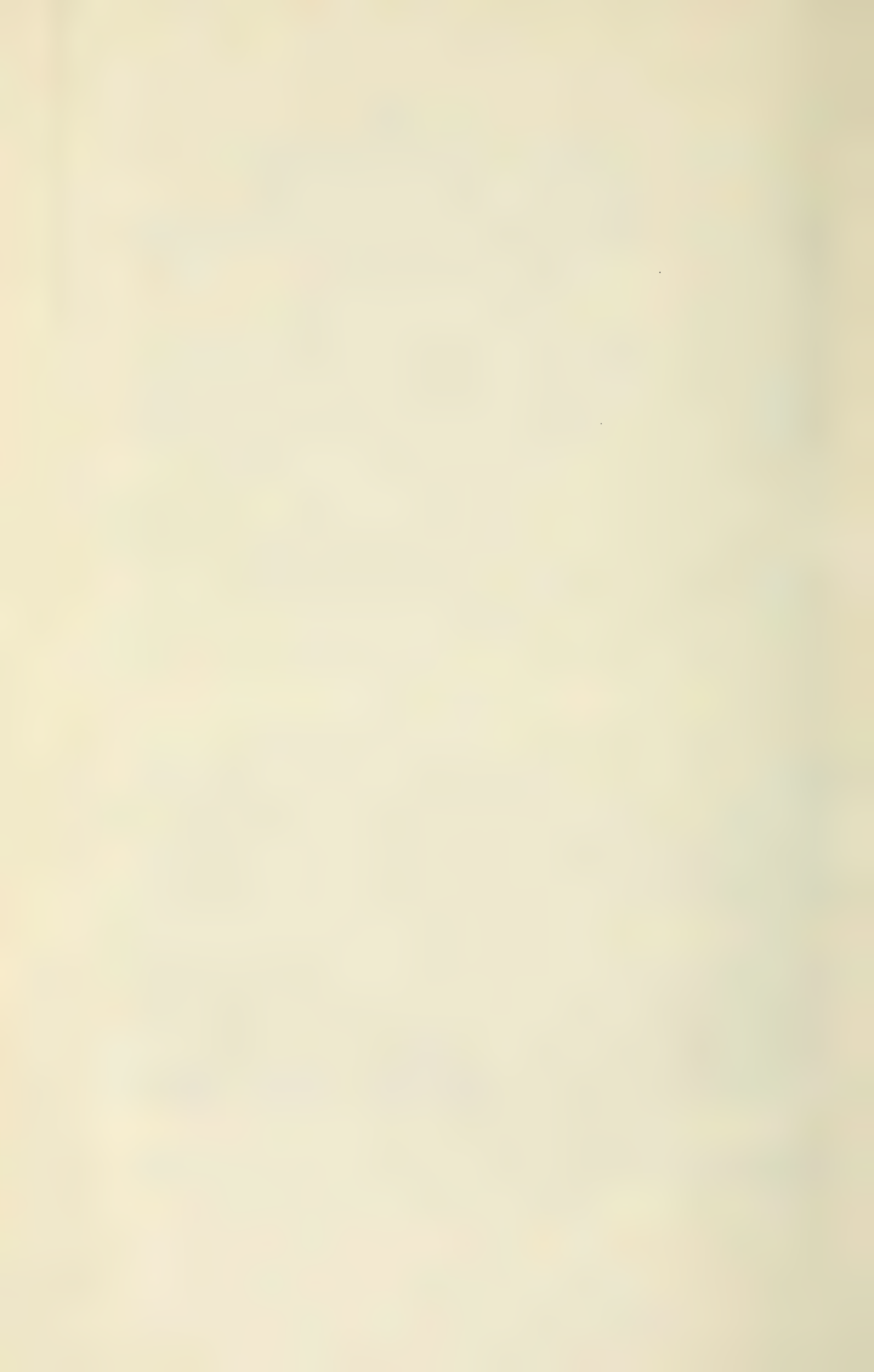
Daß Max Weber nicht nur der bedeutendste und konsequenteste Kopf der neueren demokratischen Bewegung, daß er einer der tiefsten politischen Denker des deutschen Volkes überhaupt gewesen ist, davon gibt die vorliegende Sammlung lautes Zeugnis. In diesen Aufsätzen liegt ein Gut politischer Gedanken verwahrt, von dem die Nation noch lange zehren wird und das ganze Bände und Jahrgänge unserer üblichen Journalistik aufwiegt. — Mit Ausnahme der Freiburger Antrittsrede von 1895 sind alle Aufsätze während des Krieges und der Revolution geschrieben. Einige bedeutende, bisher unveröffentlichte Stücke und eine Reihe wertvoller politischer Briefe runden das Ganze ab. Man erstaunt bei der Lektüre über den politischen Weitblick dieses einzigartigen Mannes, dem zum führenden Staatsmanne nichts fehlte als die Stellung, die ihm die Deutschen — versagt haben.

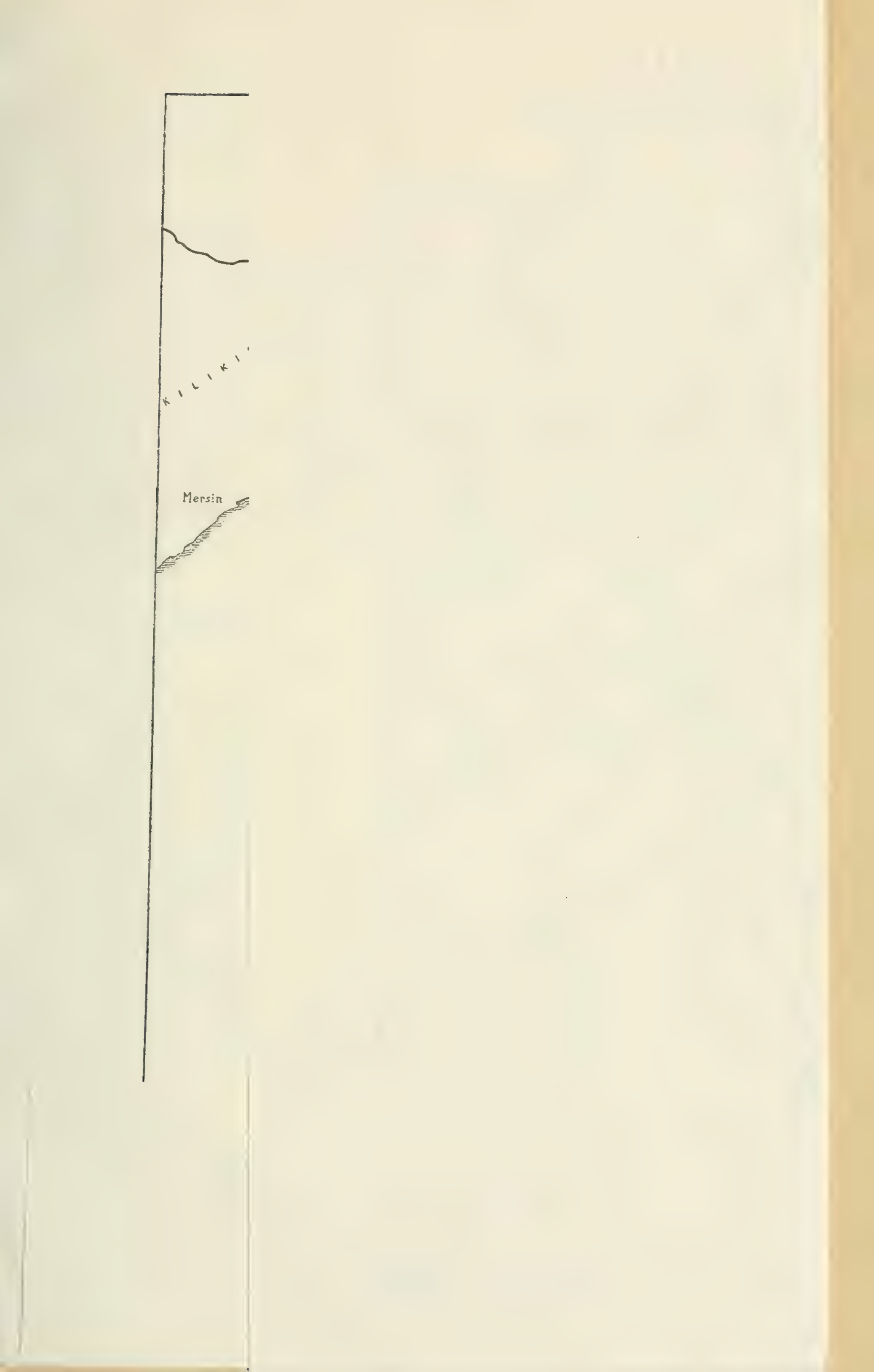
*

Neues Wiener Abendblatt: In Max Weber hat die geistige deutsche Welt einen ihrer wertvollsten Befruchter verloren ... Wie bei einem klaren Denker nicht anders zu erwarten, führt Max Weber den Leser in das innerste Zentrum der Tragödie des Krieges ..Leidenschaftlich dachte der große konstruktive Gelehrtenkopf die Probleme des neuen deutschen Staatswesens mit. Seine eindringenden politischen Analysen behalten ihren Wert für die Zukunft auch nach Schaffung der Verfassung von Weimar. Ein tiefer Brunnen reichster politischer Belehrung ist auch der letzte Aufsatz aus Max Webers Hand: „Politik als Beruf", eine ganz großzügige historische und psychologische Untersuchung über das Problem des politischen Führers ... Das Buch wirft auch scharfe Streiflichter in die Vergangenheit. Es ist eine echt deutsche Gabe für das deutsche Volk in ernster Zeit.

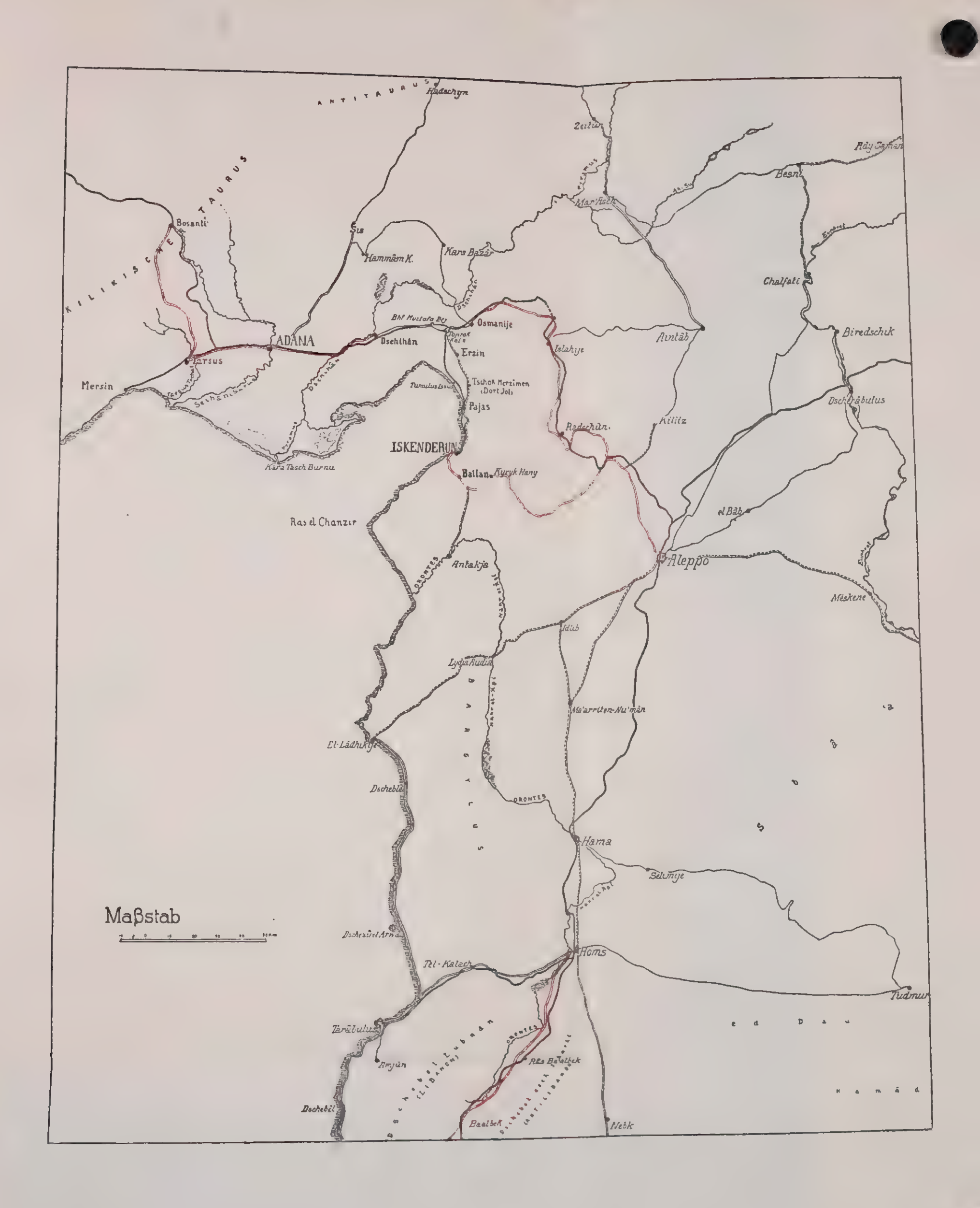
Frankfurter Zeitung: So verschwenderisch sprüht dieser reiche Geist politische Gedanken, daß ein anderer ihm kaum auf jedem Seitensprunge folgen wird. Aber auf der Hauptstraße wird, so glauben wir fest, das deutsche Volk ihn noch einmal, stärker als zu seinen Lebzeiten, als Führer anerkennen, auf der Straße, die zu bewußter, freier, stolzer Hingabe an Volksgemeinschaft und Vaterland, auf der Straße, die zu einer wahren deutschen Demokratie führt.

DREI MASKEN VERLAG / MÜNCHEN





KILIKI
Mersin



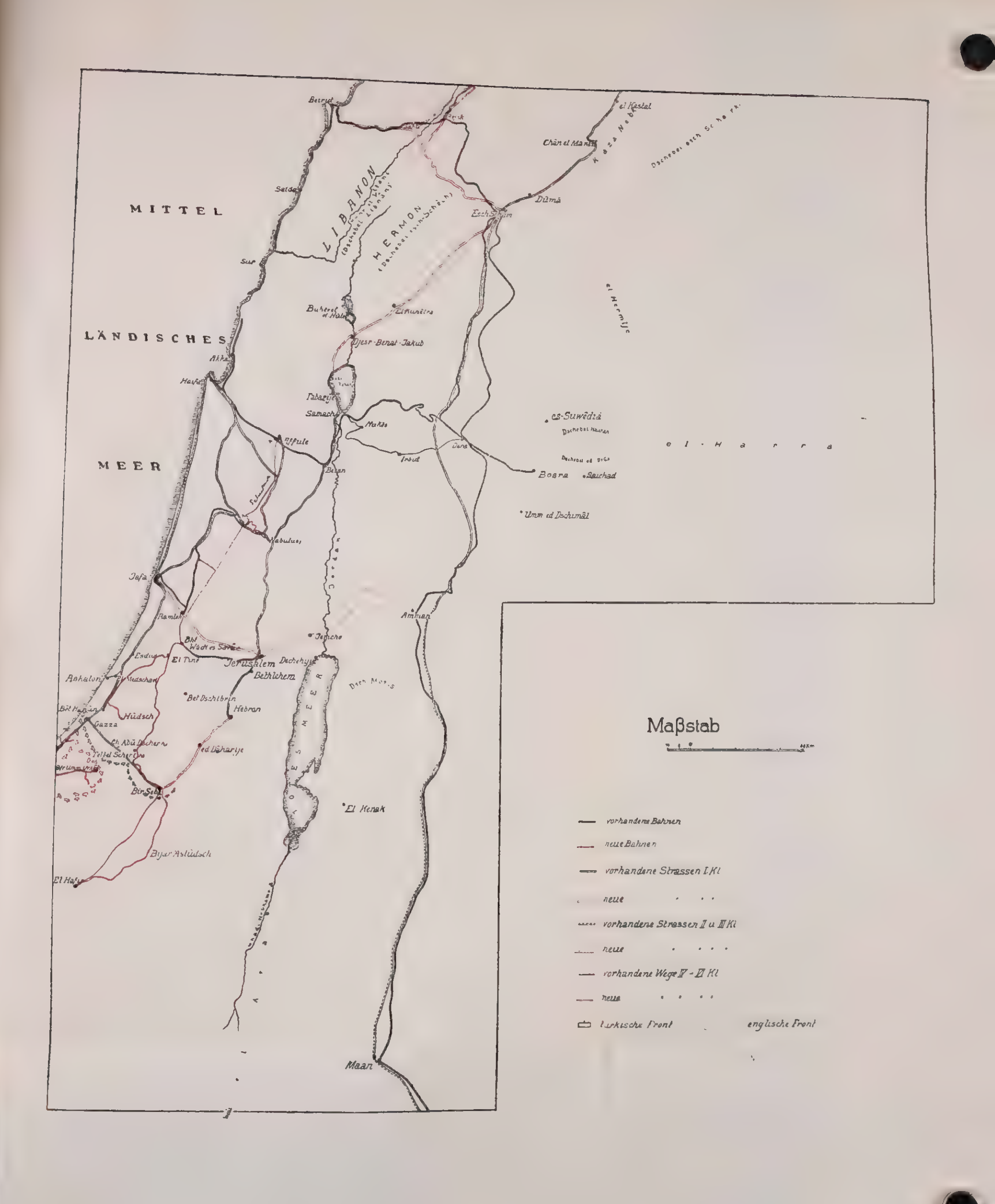
ANTITAURUS
Hadschyn
Zeitun
Rdy Zeman
Besni
TAURUS
KILIKISCHE
Bosanti
Mar'Asch
Sis
Hammâm K.
Kara Bazâr
Chalfati
Osmanije
Bhf Mustafa Bey
ADANA
Dschihân
Erzin
Islahije
Aintâb
Biredschik
Tarsus
Mersin
Tschok Merzimen (Dort Jol)
Pajas
Dschirâbulus
Radschûn
Kilitz
ISKENDERUN
Kara Tasch Burnu
Bailan
Kyryk Hany
Ras el Chanzir
el Bâb
Aleppo
ORONTES
Antakja
Meskene
Idlib
El-Lâdhikije
Ma'arrit en-Nu'mân
Dschebla
ORONTES
Hama
Selemije
Maßstab
Homs
Tel-Kalach
Tudmur
Tarâbulus
ORONTES
Amjûn
Ras Baalbek
Dschebîl
Baalbek
Nebk
Hamâd

M I

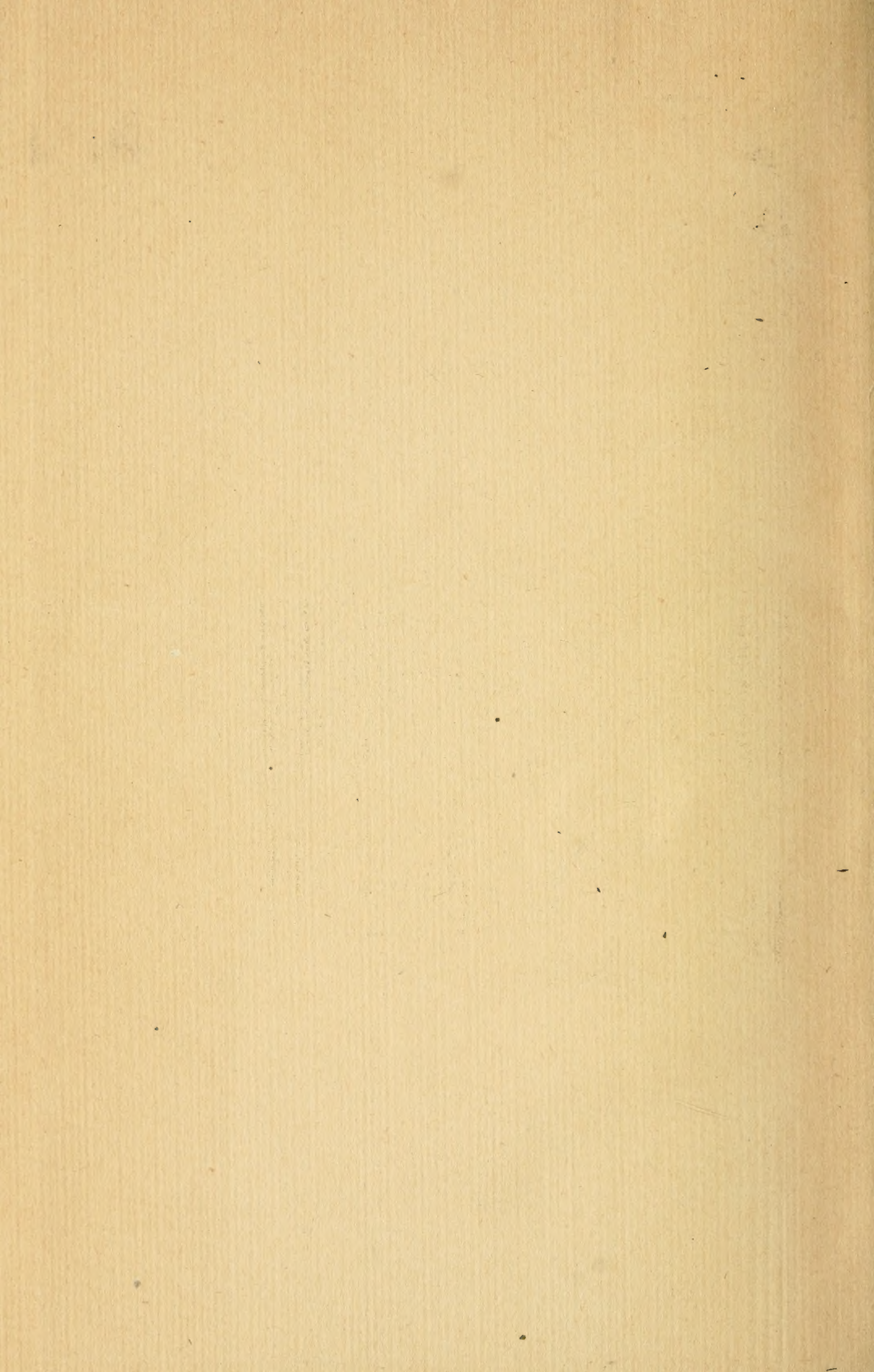
LÄNDI

MEER





MITTEL
LÄNDISCHES
MEER
Beirut
Saida
Sur
Akka
Haifa
LIBANON
HERMON
el Kastel
Chân el Mani
Dûmâ
Esch Scham
el Hermije
Buheret el Hûle
El Kunêtra
Djesr-Benat-Jakub
Tabarije
Samach
Mukês
Affule
Besan
Irbid
Dera
es-Suwêdâ
Dschebel Hauran
Bosra
Salchad
Umm ed Dschimâl
Nabulus
Jafa
Ramleh
Amman
Jericho
Jerusalem
Bethlehem
El Tine
Askalon
Gazza
Hûdsch
Bet Dschibrin
Hebron
Ch Abû Dschern
ed Dâharije
Bir Seba
Bijar Aslûdsch
El Hafir
El Kerak
Maan
Maßstab
vorhandene Bahnen
neue Bahnen
vorhandene Strassen I. Kl
neue
vorhandene Strassen II u III Kl
neue
vorhandene Wege IV - VI Kl
neue
türkische Front
englische Front




UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 15 07 12 014 5